H. Laube's
gesammelte Schriften.

UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY
X030446089

Digitized by Google

Digitized by Google

Heinrich Laube's

gesammelte Schriften

in 15 Bänden.

3. Band.

Gräfin Chateaubriant.

2. Band.

Wien, 1876.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Gräfin Chateaubriant.

Roman

von

Heinrich Laube.

In zwei Bänden.

2. Band.

Wien, 1876.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

PT
2391
.A1
1875
v.3-4
Copy 1

IV.

II.

Der Marſchall Lautrec an Françoiſe Gräfin von Chateaubriant.

Du fragſt mich zum erſten Male um Rath, Françoiſe, und fragſt mich um Nachrichten über den König. Die eine wie die andere Frage iſt erſtaunlich. Neben der Regentin des Reiches lebend biſt Du ohne zuverläſſige Nachricht vom Schickſale des Königs und Heeres, und nachdem Du mit größter Verwegenheit aus dem wohlanſtändigen Kreiſe Deines Lebens herausgetreten biſt, nachdem Du das Aeußerſte gethan, frägſt Du mich um Rath! Ich würde meinen Augen nicht trauen, ſähe ich nicht aus einzelnen Aeußerungen Deines Briefes, daß Du über Deine Lage und über die Lage der Dinge unklar und in Täuſchung befangen biſt. Vom Könige haſt Du Vorſtellungen und Erwartungen, als ob er ein Jüngling von ſiebzehn Jahren und in den Wallungen ſeiner erſten Liebe begriffen ſei. Armes Geſchöpf! König Franz iſt der grauſamſte Liebhaber, weil er der leichtſinnigſte iſt! An das Abenteuer mit Diana von Brezé haſt Du nicht glauben mögen, und biſt der Meinung geweſen, es ſei der König treuen Herzens zu Dir von Fontainebleau gegangen und eben dieſes treuen Herzens halber dürfeſt Du ihm nicht zürnen darüber, daß er Dir keine andere als eine vertrauliche Stellung neben ſeiner Mutter hinterlaſſen. Das Herz könne doch nicht mehr thun, als die Geliebte ans Herz der Mutter legen, und wenn die Mutter dies Vertrauen zu Deinem Schaden

mißbrauche, ſo ſei dies doch nicht die Schuld des Königs. Armes Geſchöpf! Wußte denn etwa der König nicht, daß ſeine Mutter Dir immer abhold war bis zum Vergiften, daß dieſe Mutter nichts liebt als ſich und ihn, daß ſie ihm wol eine anſpruchsloſe Maitreſſe, nicht aber eine anſpruchsvolle Geliebte wie Dich für erſprießlich hält?! Was that er alſo, als er Dich ſeiner Mutter empfahl? Er überantwortete Dich Deinem Schickſale. Willſt Du zur Beſtätigung meiner Anſicht hören, wie er ſich einige Tage nach ſeinem Abſchiede von Dir benommen hat, der Mann, welchem Du ſo zarte Empfindung zuſchreibſt? Als er durch Manosque ritt, ſah er eine junge Dame von großer Schönheit, ein Fräulein von Voland, und hielt auf der Stelle an und bewarb ſich auf die zudringlichſte Weiſe um die Gunſt derſelben, und überließ das Heer in der ſchwierigſten Lage von der Welt gedankenlos ſeinem Schickſale, denn er, Dein treuer Liebhaber, hatte alle Gedanken auf Eroberung eines ſchwachen Mädchens geſtellt. Dieſes Fräulein von Voland war keuſch, und beſaß ſelbſt einen heroiſchen Sinn der Keuſchheit; dadurch iſt ein Abenteuer, deſſen Gleichen König Franz dutzendweiſe ſucht, landkundig geworden. Sie hat nämlich nichts Geringeres vorgenommen, als ihr ſchönes Geſicht ſtechendem Schwefeldampfe auszuſetzen, damit es entſtellt werde, und dem Manne, welchem jedes Lärvchen gefährlich, nicht mehr begehrenswerth erſcheine! Dieſer Scandal hat alle Welt entrüſtet, aber Deinen Liebhaber nicht gebeſſert und deſſen Kuppler Bonnivet nicht entmuthigt.

Aber man ſpricht, es ſei unmöglich, verliebten Leuten die Wahrheit zu ſagen über den Gegenſtand ihrer Neigung; wenn dieſe Wahrheit ihnen nicht wohlgefällig ſei, ſo glaubten ſie nicht daran, möge ſie von der heiligen Jungfrau Maria ſelber kommen. Das muß wol ſo ſein, denn es wird Dir doch wahrhaftig nicht an Gelegenheit gefehlt haben — basta, ich verſtehe mich nicht auf dergleichen Dinge; glaube Du Gutes oder Uebles von Deinem Götzen, aber höre nun auch den Rath eines in der Welt erfahrenen Bruders zu Ende, da Du ihn doch einmal

begehrt haſt. Du hätteſt ihn nur früher begehren ſollen! Uebrigens habe ich gar nichts dawider, daß Du Dich an mich gewendet haſt und daß Du Dich wieder an mich wendeſt, wenn es Dir ein Bedürfniß iſt. Helfen freilich werd' ich Dir nicht können, wie Du im Verlauf dieſes Schreibens aus meinem Temperament in Betreff Deiner Lage erkennen wirſt.

Deine Lage hängt genau zuſammen mit der des Reiches und des Königs, denn Du haſt Dich dem Könige und Reiche preisgegeben — um alſo über Deine Lage etwas Gründliches zu beſtimmen, muß ich Dir zeigen, was meinen Erfahrungen nach aus König und Reich werden wird.

Der König iſt von gar viel ſchön geputzten Herren umgeben bei dieſem Feldzuge; es ſind darunter ſehr würdige Führer, wie der Graf von Saint-Pol, der Herr von la Trémoille und die Marſchälle la Paliſſe, unſer Bruder Lescun und Montmorenci, welche letztere nur noch etwas jung und vielleicht nicht hinreichend umſichtig ſein mögen. Aber wie ſie auch ſeien, ſie haben in den Anordnungen nichts zu bedeuten neben dem ſchwatzhaften und vorlauten Bonnivet, welchem leider der König mit einer unbegreiflichen Verblendung zugethan iſt — ach, was ſag' ich „zugethan", das thäte ja nichts! aber der König folgt ihm, und dies wird zum größten Unglück führen; denn dieſer Bonnivet, welcher übrigens nicht ohne vielfache Geſchicklichkeit iſt, hat keine gründlichen Kenntniſſe des Krieges und hat keinen gründlichen Charakter. Deswegen faſelt er, und verfährt bald nach dieſem, bald nach jenem Syſteme und hat nirgends Nachdruck. Der König neben ihm wird zwar Manches ergänzen an dieſen mangelhaften Eigenſchaften, denn im Kriege iſt Franz durchaus nicht flatterhaft, ſondern eigenſinnig und halsſtarrig tapfer. Aber er iſt, was ihm kein Menſch wird ſagen mögen, weil er beſonders ſtolz darauf iſt, er iſt des großen Krieges nicht mächtig, weil er deſſen nicht kundig iſt. Es mag ſchwer ſein, dies einleuchtend auseinanderzuſetzen. Er hat nämlich oft, und beſonders aus der Ferne einen großen Blick für die Kriegspläne, weil er ein ſehr

lebhafter und geſchickter Geiſt iſt. So hat mich der Beginn des jetzigen Feldzuges, der mich nach den erſten Nachrichten beſtürzte, doch bald überraſcht durch das kühne Manoeuvre, den Feind in der Provence als Nebenſache zu behandeln und links über die Alpen nach der Lombardei hinabzuſteigen, als führte dort eine Landſtraße und als wäre der Feind in der Lombardei. Dies ging offenbar vom Könige aus und gelang vortrefflich; Pescaire und Bourbon mußten, um nicht von Italien abgeſchnitten und in den Rücken genommen zu werden, eiligſt über die liguriſchen Alpen zurück, und der König war bereits in Verceil, als ſie ins Monferrat hinab kamen. Gutes Glück lohnte den geſcheidten Plan; das gefährliche Mailand war durch eine mörderiſche Epidemie erſchöpft und konnte ſich nicht vertheidigen, Pescaire und Bourbon konnten nur eiligſt ſchwache Beſatzungen ins Schloß von Mailand, nach Aleſſandria und nach Pavia werfen und mußten bis an den Oglio zurück. Nun kommt's, was ich vorhin ſagte: mitten im Kriegsgetümmel verläßt der große Ueberblick den König; da fehlt's an Ruhe, da fehlt's an Erfahrung und an Einſicht in den neuen Krieg. Denn der Krieg iſt ſeit Carl dem Achten in immerwährender Umwandlung begriffen, und es iſt ein Unglück, daß der König gerade unſern Gaſton und den braven Bayart zu ſeinen Vorbildern erwählt hat, denn die Vorzüge dieſer ausgezeichneten Männer gehören eben zu einer Kriegsmethode, welche alle Tage unwirkſamer wird. Der König inmitten der Manoeuvres fühlt, daß er der Uebung ermangele, und wirft ſich, um doch etwas Tüchtiges zu thun, auf den Styl des Ritterthums. Die geputzten Herren neben ihm — Gott gebe, daß es nicht verderblich wird, dem unfähigen Herzog von Alençon ein Commando anvertraut zu haben, und unſer Vetter von Navarra braucht auch Gottes Hilfe! — dieſe Krieger von Gnaden des Fechtmeiſters haben ihn nun unſeliger Weiſe darin beſtärkt, und da hat es denn links und rechts geheißen: Nein, wir dürfen das Mailänder Schloß und Pavia nicht ungenommen hinter uns laſſen, und das hat in ſeinen Ritterkram gepaßt, und

nun verliert er Zeit und Mühe und ſetzt Himmel und Erde in Bewegung, Pavia zu nehmen, und läßt den Feinden alle erſinnliche Muße, daß ſie ſich wieder ſammeln und erholen. Ich zittere, ich zittere, wenn ich daran denke, wie Pescaire und Bourbon mit aufgelöſten Truppen ängſtlich dem Augenblicke entgegen geſehen haben, an welchem der König kommen, ſie angreifen und tief ins Venetianiſche hinauf werfen würde! Oh!

Das iſt nun nicht geſchehen, der günſtige Augenblick iſt verloren, der famoſe ſpaniſche Capitain Antonio de Leyva vom Schlage der Cortez und Pizarro vertheidigt Pavia mit grauſamer Zähigkeit, eine Woche nach der andern vergeht, Pescaire faßt ſich in Lodi, Bourbon wirbt friſche Lanzknechte in Deutſchland und der Franche-Comté, trennt Savoyen von der Allianz mit uns, und mit Entſetzen ſehe ich den Tag kommen, da unſere Armee eine Schlacht annimmt zwiſchen Pavia, dem Teſſino und dem anrückenden Pescaire und Bourbon. Denn die Carouſſel-Krieger werden dem Könige den Kopf anfüllen mit den altmodiſchen Phraſen: man dürfe ſich nach ſolchen Anſtrengungen nicht zurückziehen! Gott bewahre uns vor einer Kataſtrophe! Und ſie iſt nur gar zu wahrſcheinlich, da der König obenein lauter ausgreifende abenteuerliche Expeditionen angeordnet hat, als handelte es ſich darum, durch haltloſe Eroberungen die Welt und ſich ſelbſt über das Mißliche ſeiner Lage zu täuſchen; ſo hat er den Marquis von Saluces gegen Genua und den Herzog von Albanie gar gegen Neapel geſendet und ſich geſchwächt, daß meine Eingeweide ſich vor Angſt zuſammenziehen, wenn ich denke, daß er in dieſer Lage zu einer Schlacht getrieben werde.

Alſo: wenn es gut geht, ſo iſt nichts gewonnen, denn alles bis jetzt Errungene iſt hohl und an Frieden und Sieg und Ausſichten für Dich iſt auch im günſtigen Falle nicht zu denken. Geht es aber ſchlecht, und dies iſt leider wahrſcheinlich, ſo muß der König an eine politiſche Heirat denken, und ich, Dein leiblicher Bruder, würde ihm dazu rathen, wäre Deine Antwartſchaft auf die eheliche Verbindung mit dem Könige auch noch ſo ſicher, denn

Frankreich iſt gänzlich erſchöpft und kann kein neues Heer aufbringen. Was ſteht Dir alſo jeden Falles bevor?

So liegen die Dinge von außen, armes Geſchöpf! Wie ſehen ſie innerlich aus? Deine Hoffnung iſt auf Wind gebaut, Deine Ehre iſt beſchädigt, Deine Pflichten ſind aufs Gröblichſte verletzt, dergeſtalt, daß der Fehl nicht wegzuwiſchen wäre, auch wenn morgenden Tages der heilige Vater Deine Ehe mit Chateaubriant löſte und Dich einſegnete zur Königin von Frankreich. Eine Foix wird um nichts erhoben dadurch, daß ſie Königin von Frankreich wird. Ich mag rechts, ich mag links hin ſehen, ich ſehe Dich verloren, arme Françoiſe! Ich ſehe für Dich nur die traurige Wahl zwiſchen zwei Abgründen, denn ich bin gewohnt, die Dinge bei ihren nackten Namen zu nennen: entweder Du mußt nach Chateaubriant zurück und über Dich ergehen laſſen, was Dein Gemahl über Dich verhängt, oder Du mußt Dich ins Kloſter zurückziehen und für immer aus der Welt verſchwinden. Dies iſt Deine Lage, wähle!

Und da ich rathen ſoll, ſo rathe ich das Letztere; denn es iſt würdiger, Du führeſt mit Entſchloſſenheit zu Ende, was Du mit verwegenem Leichtſinn begonnen, als daß Du kläglich auf halbem Wege umkehreſt und Dich und unſern Namen der Rache eines gekränkten Bretonen ausſetzeſt. Das mütterliche Stöhnen um Dein Kind muß dann freilich aufgegeben werden; ich begreife es auch nicht. Haſt Du es für Dein Glück aufgeben können, ſo magſt Du es auch im Unglücke miſſen! Und es iſt ein Mädchen; ſchlag Dir's aus dem Sinn. Es zu rauben iſt unehrenhaft gegen einen Gemahl, deſſen Ehre Du preisgegeben.

Haſt Du den Muth, meinen Rath anzunehmen, ſo will ich in der Genovefen-Abtei Deine anſtändige Aufnahme vorbereiten, und Dir Gefolge ſenden, welches Dich von Fontainebleau ſicher nach der Heimat bringt.

Dieſer Brief war für die Gräfin ein neuer Schmerz; nicht blos weil er neue Anklagen des Königs enthielt, ſondern weil er leidenſchaftslos ein herbes Urtheil über den König fällte, eine ruhmloſe Zukunft für ihn vorausſagte, und weil er ihre Liebe zu ihm wie ein entſchiedenes Unglück behandelte, für welches ohne Umſchweife Abhilfe geſucht werden müſſe. Wie entſchlöße ſich ein liebendes Herz, das heißt mit andern Worten ein auf Glück hoffendes Herz, ſeine Welt plötzlich und mit einem Male zu vernichten! Dazu bedarfs eines langen Kampfes, denn die Hoffnung iſt des Menſchen gewaltigſte Lebenskraft, man lebt nur vermöge derſelben, und die Kriſen der Verzweiflung bewegen ſich immer darum, daß man in der Unfähigkeit, ſich ein neues Ziel der Hoffnung zu errichten, dem Selbſtmorde verfällt, oder daß man eben das Ziel der Hoffnung wechſelt. Niemand will das Letztere glauben, weil es herkömmlich iſt, im Beharren auf einer Hoffnung die Einheit und Stärke des Charakters zu finden, aber es iſt dies im menſchlichen Herzen die ſtets belebte Scene der Täuſchungen. Der ſtärkſte, aber des Lebens bedürftige Charakter iſt ſo reich und erfinderiſch darin! Kein Wunder, daß man ſo zuverſichtlich immer von Dämonen und kleinen Teufeln in uns geſprochen hat; dieſe Acte der Täuſchung, welche das Leben verlängern und wol auch beleben, ſo lange es ſich nicht um einen Wechſel zwiſchen grellen Gegenſätzen handelt, dieſe Acte der Täuſchung werden oft in uns bewerkſtelligt unter immerwährendem Proteſtiren von Seiten unſers alten Menſchen und deſſen abſterbender Hoffnungswelt, ja unſer Geiſt und Charakter, kurz Alles, was unſere höhere Seele ausmacht, ſcheint ſich ununterbrochen und doch erfolglos jenem Wechſel der Hoffnung zu widerſetzen, und doch bewerkſtelligt ſich dieſer Wechſel wie ein Lebensact gleich dem Schlafe, welcher unſern moraliſchen Widerſtand unmerklich, aber völlig entwaffnet.

Ein ſolcher Wechſel entwickelte ſich ſeit längerer Zeit in Françoiſe, und was ihm hinderlich entgegen trat, das konnte ſie wol ſchmerzlich betrüben, aber es konnte den Gang des Wechſels

nicht hemmen. Er hatte begonnen mit der erſten Entdeckung, daß der geliebte Franz in dieſer und jener Einzelnheit anders ſei als das Ideal, welches ſie von ihm im Herzen getragen. Der erſte gewaltige Ruck war eingetreten am Todestage der Königin Claude; wie jeder tapfere und tüchtige Charakter thut, ſo hatte Françoiſe damals verſucht, durch Gegenhandeln das ſie beſtimmende Geſtirn anders zu ſtellen. Die Täuſchung wurde ihr auch gefällig erleichtert: Franz, das mächtigere und im Verhältniſſe zu ihr durchweg beſtimmende Weſen, hatte ihren Widerſtand dadurch gebilligt, daß er ihn liebenswürdig fand und ſich ihm ſcheinbar nachgiebig erwies. In der That aber war es nur ein Uebergang für ſie geworden, geringere oder doch andere Anſprüche an den König zu machen. Sie hatte nur ihre eigene Perſon geltend gemacht, aber die feinere Forderung, die Forderung, Franz ſolle zartere Rückſicht für ſie im Herzen tragen, die hatte ſie ſchon aufgegeben, als ſie ihm Vorwürfe machte wegen ihrer Preisgebung in den Straßen von Paris, als ſie ihm unter ſchmerzlichen Weh den Tod Semblançay's verzieh. Und welche Rieſenſchritte im Wechſel mußte ſie von da an machen! Dürfen wir denn glauben, daß ſie ganz und gar an die Nichtigkeit des Abenteuers mit Diana von Brezé geglaubt habe? O nein. Aber die Liebe war ſtärker als der Zorn. Die Liebe war nur einer Verſicherung des Königs bedürftig: das Abenteuer ſei eine Verläumdung. Mit dieſer Verſicherung — alſo gebot die Liebe in ihr — muß Alles beendigt und vergeſſen ſein! Nach dieſem großen Schritte ward es dem reißend fortſchreitenden Wechſel ſchon leichter, nach der Abreiſe des Königs zu ſagen: Mögen die Menſchen es deuten wie ſie wollen, er hat mir doch den ſchönſten Beweis ſeiner Neigung gegeben, daß er mich an das Herz der mir abgeneigten Mutter gelegt hat! Iſt dies nicht viel mehr als ein Diadem?! Die Weſen, welche ihm die theuerſten ſind auf Erden, will er liebevoll einig unter einander ſehen; kann er dafür, daß ich die Neigung ſeiner Mutter nicht gewinnen kann? Der Erfolg richtet doch nicht über die Abſichten. Und das

Märchen von Manosque und dem Fräulein von Voland, welches Lautrec erzählt, wie unverkennbar iſt dies von Mund zu Mund übertrieben und dem Könige zur Laſt ausgelegt worden! Was hat er denn gethan? Er hat ſie ſchön und begehrenswerth gefunden! Mein Gott, ſoll er über der Liebe zu mir den Sinn für Schönheit verlieren, welcher ihn von je her ſo wunderbar befähigt hat für Schöpfungen des Geſchmacks? Geſchähe dies, ſo wäre es ja meine Pflicht, die Ueberſpanntheit des Fräulein von Voland nachzuahmen und mich ihm widerwärtig zu machen, damit er ſeinem königlichen Berufe wiedergegeben würde. Was weiß denn auch der Kriegsmann Lautrec von der Liebe? Behandelt er ſie nicht wie eine Frage des Standrechts, wenn ein Lanzknecht angeklagt iſt?! Nein! Ich habe mich auch nur an ihn gewendet, um über den Krieg genaue Auskunft zu erhalten, da Franz nicht Zeit hat, mir Briefe zu ſchreiben, ich habe mich an Lautrec gewendet, um einmal zu verſuchen, ob mir der Bruder in irgend etwas behilflich ſein könne. Ich habe mich geirrt, und ich weiß nun genau, daß Niemand außerhalb des Liebespaares eine richtige Einſicht in das Liebesverhältniß hat und einen richtigen Rath geben kann. Florentin hat mich ſtets übel berathen, und Margaretha wie Budé und Marot übertreiben, wenn ſie fortwährend verſichern, ich dürfte nicht, was auch des Königs Mutter thue, aus dem königlichen Schloſſe weichen. Ich gäbe die Stellung auf, welche mir der König ſelbſt angewieſen, ſobald ich wegginge! Als ob es ſich zwiſchen mir und Franz um ſolch eine Aeußerlichkeit handelte! Und Lautrec würde bald einſehen, daß ich auf dem Schloſſe von Foix eben ſo gut aufgehoben ſei als in der Genovefen-Abtei.

In dieſem Gange bewerkſtelligte ſich der Wechſel in Françoiſe. Er verſtellte zunächſt Alles um ſie her, damit für jeden Preis der Glaube an die Liebe des Königs gerettet werde. Von dieſem Glauben allein lebte ihre Seele. Nicht blos aus dem Grunde, welchen ſie jetzt nannte, hatte ſie an Lautrec geſchrieben, nein, ein Reſt ihrer alten Sinneswelt, des Foix'ſchen Stolzes,

hatte ſie dazu getrieben, ſie verleugnete ihn aber nun gegen ſich ſelbſt, da ſie ihren Liebeshalt durch Lautrec's Auffaſſung bedroht ſah, ſie behandelte nun die peinigende Handlungsweiſe der Herzogin von Angoulême, welche ſie zum Schreiben an Lautrec gedrängt, wie eine äußerliche Nebenſache, ſie wollte ihr nun aus dem Wege gehen, als ob Lautrec nur geantwortet hätte: geh' in unſere Heimat! All das Andere, was er geſagt, war gegen das Herz ihrer jetzt einzigen Lebenshoffnung gerichtet, ſie konnte nichts davon annehmen, wenn ſie nicht verzweifeln wollte.

Es war wieder ſpät im Jahre, und ein kalter Wind trieb die trockenen Baumblätter über den Gartenhof vor ihrem Fenſter in Fontainebleau. Sie ſaß an dieſem Fenſter und ſah in die ſchwarzgrauen Wolken, welche haſtig über den Wald hinwegzogen. Ihr Geiſt lebte in fernen Hoffnungen, und der Brief Lautrec's, welcher neben ihr lag, konnte ihre keine weitere Aufmerkſamkeit abgewinnen. Auch das Urtheil über den Krieg, welches darin enthalten war, bekümmerte ſie nicht ſehr: ſo wie er den König übrigens einſeitig beurtheilt — dachte ſie — ſo wird es auch in der Kriegsangelegenheit geſchehen, denn Lautrec iſt ein wenig rechthaberiſch und pedantiſch.

Im Schloſſe zu Fontainebleau war es todtenſtill; der Hof war längſt nach Paris, und nur Françoiſe war allein zurückgeblieben, um der Herzogin von Angoulême und deren böswilliger Behandlungsweiſe nicht länger ausgeſetzt zu ſein. Ihre Freunde waren damit einverſtanden, blieb ſie doch nach ihrer Meinung ſolchergeſtalt in des Königs Hauſe. Zu dieſen Freunden gehörte jetzt mehr als je der wunderliche Marot, der ihr bei dem Attentate in Paris ſo erfolgreich durch einen geſungenen Vers zu Hilfe gekommen war. Sie wußte nicht, daß er damals der Sänger geweſen, aber ſie ſah ihn ohnedies gern, weil er ein aufgeweckter, äußerſt mannigfaltiger Kopf war, der in leichten, oft frivolen Formen ein ſelbſtſtändiges Gedankenleben fetzenweiſe um ſich warf. Seine Lebensſtellung, obwol vom Könige begünſtigt, blieb doch eine mißliche; der König nämlich hatte wol den freien

Sinn, das Talent Marot's unbekümmert um die niedrige Geburt des ſcherzhaften Dichters auszuzeichnen, aber er war doch ſeiner Zeit nicht ſo weit voraus, daß er Marot gegenüber jemals deſſen niedrige Geburt ganz aus den Augen gelaſſen hätte. Marot blieb ihm des Kammerdieners Sohn, den ſeine Gunſt allein erhoben hätte und hielte. Die franzöſiſche Dichtkunſt hatte damaliger Zeit noch keinen Stil, ſie hatte ihn weder im bürgerlichen Leben, noch in ihrer literariſchen Form, und Marot, ſo ungünſtig zum Leben geſtellt, war nicht geeignet, einen ſolchen zu ſchaffen. Der Geiſtliche Rabelais, welcher ſich einige Jahre ſpäter zu regen begann, konnte dies in ſeiner unabhängigen clericaliſchen Stellung viel eher, und er that es in einer ſatyriſchen Oppoſition, welche Marot Kopf und Kragen gekoſtet hätte. Und doch war ſich dieſer eines überlegenen ſelbſtſtändigen Berufes bewußt, und der an den Hofnarren erinnernde Ton, welcher ihm gar oft begegnete, hätte ihn boshaft machen können, wäre er nicht mit einem äußerſt gutmüthigen und heiteren Naturell begabt geweſen. Françoiſe aber und deren Stellung mußte ihn vorzugsweiſe vielfach intereſſiren, da es ſich bei dieſer Stellung ebenfalls um ein ungewöhnliches Emporkommen durch perſönliche Vorzüge handelte, und da Françoiſens Weſen dem Talent gegenüber völlig frei war von Vorurtheilen des Standes. Vielleicht ſeiner verborgen liegenden Oppoſition halber gegen das Herkommen hatte Marot der immer weiter um ſich greifenden Reform eine lebhafte Theilnahme zugewendet, und er fühlte ſich auch von dieſer Seite zu Françoiſe hingezogen, weil er mit ihr frei über dies Thema ſprechen konnte. Ja er hatte einmal die Aeußerung hinzuwerfen gewagt, daß ſie vermittelſt der Reform eine hochwichtige Rolle für Frankreich ſpielen könne: machte ſie den König der Reform geneigt, ſo wäre nicht nur ihre Scheidung vom Grafen ohne die von vielen günſtigen Umſtänden abhängige Dispenſation durch den Papſt überflüſſig, ſondern ſie würde auch, wie einſt König Chlodwigs Gemahlin, von unabſehbarem Einfluſſe auf Bildung und Seelenheil der Franzoſen.

Mochte dies auch lächelnd von ihr zurückgewiesen werden, einem Wesen wie dem ihrigen, welches bereits in Allem nur noch auf die leidenschaftliche Neigung gestellt war, blieb diese Beziehung dennoch haften, und die Reform, obwol niemals ausgesprochen zur gemeinschaftlichen Fahne erhoben, war vielleicht ihr und Margaretha und Budé und Marot das gemeinschaftliche Band der Vereinigung.

Diese drei Personen waren denn auch in diesem einen Rathe für sie einig: sie dürfe der Regentin zum Trotz das Haus des Königs durchaus nicht mehr verlassen. Sobald sie dies thäte, würde die Regentin alle Minen des Widerstandes und der Verläumdung in Wirksamkeit setzen, und in diesem Falle mit gutem Erfolge. Die Gräfin gelte nämlich überall nach der letzten Scene in der Franz-Gallerie für gewissermaßen verlobt mit dem Könige und der Mutter des Königs zur Obhut übergeben. Daß sie in dem einsamen Fontainebleau bliebe, verziehe man, entferne sie sich aber von da anderswohin als ins Hôtel des Tournelles zu Paris, wo die Regentin Hof hielt, so wäre dies für die Regentin eine erwünschte Gelegenheit, die ihr übertragene Beschützungsrolle unter großem Lärmen aufzugeben, und zwar unter einem Lärmen, welcher Françoise die Rückkehr an den Hof, sobald der König heimkomme, zum Aeußersten erschwere.

Und doch war Françoise geneigt, fast genöthigt, Fontainebleau zu verlassen. Beim Abgange des Hofes nach Paris hatte die Regentin nichts zum Unterhalte der Gräfin angeordnet, sondern Alles, was darauf Bezug und dafür Dienst hatte, mit nach Paris genommen. Wer heißt sie in Fontainebleau bleiben! Wenn es ihr neben des Königs Mutter nicht gefällt, weil diese ihr nicht immer gefällig ist, so mag sie zusehen, wie sie bestehe!

Die arme Françoise konnte aber wirklich nicht neben der Regentin bestehen; denn diese war nicht nur unfreundlich, sondern ohne Unterlaß beleidigend, um Françoise den Aufenthalt neben ihr unerträglich zu machen, und Françoise konnte

und wollte doch neben dieſer feindlich geſinnten Frau den angemeſſenen Stolz nicht verläugnen. — In dieſer Lage, am Gewöhnlichſten Mangel leidend und durch rauhes Wetter ſchon ſeit Wochen ohne Nachricht von ihren Freunden in Paris, hatte ſie an Lautrec geſchrieben und jetzt eben die obige Antwort erhalten. Noch im Nachſinnen darüber ward ſie durch Marot's Ankunft erfreut, welchen Guernard, der einzig übrig gebliebene Diener vom früheren Königstroſſe zu Fontainebleau, bei ihr einführte.

Dergleichen Beſuche waren nicht ohne Gefahr für den Dichter, welcher nur von der Gunſt des Königs und in Abweſenheit deſſen von der Gunſt der Regentin lebte. Budé ſchon forderte ungern das Mißwollen derſelben heraus durch offene Parteinahme für die Gräfin, denn der Stand der Dinge hatte ſich durch die dauernde Abweſenheit des Königs ſehr verändert, und war durch den ſich in die Länge ziehenden Krieg immer mißlicher geworden für diejenigen, deren Gewiſſen nicht ganz rein war in der Geſinnung für Louiſe von Angoulême. Eine dauernde Oberherrſchaft iſt ja wie dauernder Sonnenſchein oder dauernder Regen: ſie entdecken jede Ritze, dringen in den verborgenſten Ort, werden zudringlich, werden unerbittlich. Es war tapfer genug, daß Budé und Marot ſo lange an der verfehmten Gräfin hielten in einer Zeit, da jeder Tag ein neues, bedrohliches Gerücht verbreitete. Bald ſollte der König eine große Schlacht verloren haben, bald an der Epidemie, welche in Mailand herrſchte, tödtlich erkrankt, bald ſchon geſtorben ſein. Niemand traute den Nachrichten, welche von der Regentin ausgingen, und doch hatte nicht leicht Jemand außer ihr unmittelbar Nachricht vom Kriegsſchauplatze. Es war alſo Marot nicht zu verargen, daß er ſich immer ſehr vorſichtig nach Fontainebleau begab, und um keinen Preis von irgend Jemand, der mit dem Hofe zuſammenhing, geſehen ſein wollte, und es war alſo wol verzeihlich, daß er diesmal ſehr beſtürzt vor ihr erſchien, denn bei jäher Wendung des Weges um die letzte Waldecke dicht vor dem Schloſſe war er

unvermuthet in die Nähe einiger auf Maulthieren reitenden Cleriker gerathen, und glaubte unter ihnen Florentin erkannt zu haben, dem er trotz Françoiſens Gegenverſicherungen durchaus nicht traute. Er hatte ſeinen Klepper ſogleich in einen Fußweg abgelenkt, hatte ihn bei einem Köhler eingeſtellt und kam nun erſt gegen Abend zaghaft zum Vorſchein, bei Guernard genau ſich erkundigend, ob der Prälat angekommen ſei. Guernard hatte verneint und ihm zugeſagt, daß der gasconiſche Landsmann, falls er käme, nicht eingeführt werden ſolle, ohne daß Herr Marot benachrichtigt und außer den Geſichtskreis desſelben gebracht worden ſei.

Françoiſe war der Meinung, Marot habe ſich geirrt, da Florentin ſeit der Abreiſe des Hofes nicht mehr nach Fontainebleau gekommen ſei, und ſich einige Male brieflich bei ihr mit Mangel an Zeit entſchuldigt habe, ſie ſtets zur Ueberſiedelung nach Paris auffordernd.

„An Zeit mag es ihm wol auch fehlen," engegnete Marot, der ſich am Kaminfeuer zurecht geſetzt hatte, „denn man wird nicht durch Müßiggang in ſo jungen Jahren ſicherer Candidat des zunächſt ledigen Biſchoffitzes, und unſere Frau Herzogin-Regentin verlangt Arbeit für Gunſt —"

Und was ſollte ihn jetzt plötzlich bei ſo rauhem Herbſtwetter hierher ſprengen zu mir?

„Ich habe hinten am Stalle einen Reiter geſehen, deſſen Leibbinde die Foix'ſchen Farben zeigte —"

Und Ihr wißt, daß ich nicht den Luxus eines Reiters erſchwingen kann, und verwundert Euch — es iſt Lautrec's Courier, welcher mir eben den Brief, von dem ich Euch geſprochen, überbracht hat —

„Und welcher die Ankunft des Prälaten ganz wohl verurſacht haben kann. Ich habe nämlich dieſe Foix'ſche Leibbinde geſtern Abend im Hôtel des Tournelles irgendwo — ich weiß nicht mehr, wo? denn es fällt mir erſt jetzt ein, weil ſie mir jetzt erſt eine Bedeutung gewinnt — ſchimmern ſehen und ich bin

jetzt überzeugt, daß Lautrec in ſeinen Depeſchen an die Regentin auch Eurer erwähnt hat und daß darauf irgend etwas erfolgt. Jetzt haltet nur um Gotteswillen feſt, und laßt Euch nicht bereden, Fontainebleau zu verlaſſen, da Euch kein Freund rathen kann, dies Fegefeuer dahier mit der Hölle ſelbſt im Hôtel des Tournelles zu vertauſchen.“

Dies Feſthalten, lieber Marot, wird immer unwahrſcheinlicher, da ich ſelbſt zu denen übergetreten bin, welche meine Abreiſe von hier für nöthig erachten.

Sie beſchwichtigte ſeinen hierauf erfolgenden Ausruf des Erſchreckens und fuhr fort: Erſtens halte ich dieſe Beſorgniß, mein Ruf und meine Zukunft hingen ab von meinem Ausharren hier oder im Schloſſe zu Paris, für ungegründet. Ich glaube vielmehr, daß dieſe Anſicht gefliſſentlich von der Regentin aufgebracht und verbreitet worden iſt, um mich zu quälen, mich ungeduldig zu machen und in der Ungeduld zu irgend einer für ſie beleidigenden Scene zu treiben, in Folge deren ſie mich unter einem Scheine des Rechts aus dem Hauſe des Königs entfernen könne. Mein Verhältniß zum Könige iſt ja ſo tief innerlich begründet, daß es nicht von ſolchen Aeußerlichkeiten abhängt, ob ich während ſeiner Abweſenheit hier oder da wohne. Ferner iſt es meiner Stellung am Ende doch unwürdiger als ſonſt etwas, daß ich mich länger dem gemeinen Mangel der alltäglichen Lebensbedürfniſſe ausgeſetzt ſein laſſe — ich bin kaum im Stande, ſetzte ſie halb lächelnd hinzu, guter Marot, Euch ein genügendes Abendeſſen auftragen zu laſſen, der Ihr vom weiten Ritt ein Verlangen nach Speiſe mitbringen müßt, wie es uns dahier in unſerer ausgehungerten Feſtung faſt gefährlich werden kann —

„Aber, gnädigſte Frau,“ entgegnete Marot halb lachend halb entrüſtet, „warum erlaubt Ihr mir nicht, daß ich der Herzogin von Alençon nur einen Wink gebe in dieſem Betracht —“

Nein, Marot, man muß eine Tochter nicht in die Lage ſetzen, daß ſie über ihre Mutter erröthen, oder daß ſie in

Widerſtreit mit ihrer gerathen müſſe. Und außerdem, lieber Marot, iſt noch ein Grund vorhanden — aber was war das? War das nicht ein Geräuſch von der Gallerie her? Und doch wohnt kein Menſch auf jener Seite!

Sie befanden ſich nämlich in demſelben Zimmer, welches den Zweikampf zwiſchen dem Könige und dem Grafen geſehen hatte, und welches an das jetzt ebenfalls halb offen ſtehende Semele-Cabinet ſtieß. Die Gräfin liebte es vorzugsweiſe, weil ſie immer hier den König geſehen hatte. Die verborgene Thür nach der Gallerie war feſt verriegelt; dennoch hatte Françoiſe ganz recht gehört, es war Jemand an dieſe Thür gekommen und hatte an der Feder gedrückt. Und Marot hatte bei ſeiner Ankunft auch recht geſehen, es war dieſer Ankömmling vor der verborgenen Thür Niemand anders als Florentin, der auf der andern Seite des Schloſſes bei den Geiſtlichen der Kapelle abgeſtiegen war, um bei dieſen erſt Erkundigungen über die Lebensweiſe der Gräfin einzuziehen, und der jetzt, um eines Regenſchauers halber den freien Hof zu vermeiden, von dieſer Seite den Zugang geſucht hatte. Der ihm eingeborne und ausgebildete Zug, auf unerwarteten Wegen zu nahen um zu überraſchen oder zu horchen, hatte auch vielleicht nur den Regen zum Vorwande genommen, um ſich ſelbſt zu genügen. Dieſer Drang, Verborgenes zu ſammeln und dabei oder damit wunderbar zu überraſchen, dieſer Drang nach wunderbarem Anſcheine iſt ja eben ſo ſehr hoch poetiſchen wie tief intriguirenden Menſchen eigen, und Florentin, welcher durch ſeine Neigung zum Aberglauben jenen nahe zu komuen trachtete, hatte zu dieſen die beſte Anlage. Ueber die finſtere Gallerie mit einer erborgten Laterne nach dem Bilde des Nymphen ſchreitend wollte er dieſem Naturell gemäß keineswegs ſo ohne Weiteres zur Gräfin eintreten, ſondern er wollte ſpähen, ob das Getäfel der Geheimthüre nicht eine Spalte zum Durchblicken, oder ob das Semele-Cabinet nicht eine Zeitlang Raum zum Horchen darböte. Keins von Beiden war der Fall, die Spalte fehlte und ins Semele-Cabinet konnte er nicht gelangen.

Da erſt verſuchte er's, durch heftigen Druck die vielleicht nur im Getäfel verquollene Thür zu öffnen und verſchaffte ſich durch das hierdurch erregte Geräuſch, was in dieſem Falle dem leiſen Schleichen nicht erreichbar geweſen war. Françoiſe nämlich, über das Geräuſch erſchreckend, war an die ſeidene Faltenthür, welche zwiſchen ihrem Zimmer und dem Cabinet war, geeilt, und hatte die obigen Worte geſprochen, indem ſie die Schnur dieſes Vorhanges zog und die Verbindung zwiſchen dem Zimmer und Cabinet ganz öffnete. Dadurch ward ein ſchnurrendes Geräuſch hervorgebracht, welches bis zu Florentin drang, und zwar deutlicher als die ängſtlich geſprochene Frage Françoiſens. Er vermuthete nun, ſie ſei nahe bei ihm, und hörte denn nun auch, da ſie bald darauf noch etwas ſprach, ſie ſei nicht allein. Sogleich ſchloß er die Laterne — denn ſeine Kenntniß dieſer Thür ſollte nicht unnöthig verrathen werden — und horchte mit verhaltenem Athem. Er hörte die Stimme eines Mannes; Marot war ebenfalls auf das Cabinet zugegangen, um die erſchrockene Françoiſe nicht ohne Schutz zu laſſen und hatte nach dem Cabinet hinein ſprechend ſie zu beruhigen geſucht. Florentin kannte dieſe Stimme, aber ſie war doch durch die Tapetenthür ſo gedämpft, daß er ſie nicht erkennen konnte. Françoiſe und Marot zogen ſich auch, nachdem ſie ihrerſeits gleichfalls eine Weile gehorcht und nichts weiter vernommen hatten, vom Cabinet ins Zimmer zurück, aber auch dieſe bis jetzt ſo unſcheinbare Entdeckung ſchien für Florentin von Werth zu ſein. Er ſtellte ſeine Laterne, nachdem er ſie verlöſcht, an den Boden, und zwar gerade ſo, daß ſie umgeſtoßen werden mußte, wenn Jemand aus der Tapetenthür trete. Dies ſollte ihm ein Zeichen ſein, ob Jemand von dieſer Seite ſich entfernt habe, während er durch den regelmäßigen Eingang zur Gräfin eingetreten ſei. Nach dieſem hin richtete er nun im Dunkeln ſeine Schritte, indem er mit dem Hauptſchlüſſel, welchen er nach Auftrag der Regentin beſaß, die unmittelbar auf den Gartenhof führende Flügelthür der Gallerie öffnete. Hurtig ſchlüpften ihm während dieſes Ganges allerlei

Pläne durch den Kopf, die bald davon ausgingen, Françoiſe könne einen Liebhaber außer dem Könige haben, oder es könne ihr auf einleuchtende Weiſe einer angedichtet werden. Es handelte ſich im Hintergrunde dieſer Pläne nicht darum, Eiferſucht beim Könige zu erregen, ſondern darum, den guten Ruf der Gräfin ſo zu beflecken, daß ihre Aufführung dem Könige einen Grund zum Bruche bieten köune. Marot's war er da, wo dieſer ihn geſehen, nicht anſichtig geworden, Budé wußte er in Paris — wer konnte es ſein? Mit ſolchen Gedanken trat er vor Guernard ins Vorzimmer und redete dieſen ſogleich mit der verfänglichen Frage an: „Ich ſtöre die Gräfin?“

Der alte geübte Diener, Marot's Bitte eingedenk, erwiderte mit Geſchicklichkeit, er wolle nachſehen und ſeine Hochwürden möchten einen Augenblick verziehen.

Seine Hochwürden waren aber nicht dieſer Meinung, ſondern erwiderten: „Ich kann ſelbſt nachſehen, der Diener Gottes hat zu ſeinem Beichtkinde immer Zutritt, wenn dies Beichtkind nicht — es iſt ja doch Niemand Fremder bei der Frau Gräfin?“

Nicht daß ich wüßte, entgegnete Guernard, welchem die Würde und landsmannſchaftliche Bekanntſchaft des Prälaten im Beſtehen auf ſtrenger Form hinderlich waren.

„Und das müßteſt Du doch wiſſen, es ſteht alſo nichts im Wege“ — ſagte Florentin und ſchritt auf die Thür zu.

Ich bitte um Vergebung, ſprach Guernard, der doch um keinen Preis ſein Amt und das ſeinem Amte angemeſſene Verſprechen gegen Marot vernachläſſigen wollte — es ſteht mir nicht zu, ohne ausdrücklichen Befehl meiner Gebieterin Jemand zu ihr eintreten zu laſſen, und ich muß mich in dem vorliegenden Falle doch lieber ihrem Unwillen ausſetzen, daß ich mein Amt Eurer Hochwürden gegenüber zu peinlich beobachtet hätte, als daß ich — gedulden ſich Eure Hochwürden nur eine Minute.

Und damit vertrat er ihm den Weg zur Thür, deutete höflich auf einen Seſſel und ging hinein, die Thür ſorgfältig hinter ſich ſchließend.

Florentin war nun überzeugt, daß ein den Verhältniſſen nach unerlaubter oder bedenklicher Beſuch bei der Gräfin ſei, und mit der ihm eigenen Frechheit folgte er nach kurzem Beſinnen dem Diener. Während er durch das erſte Zimmer ſchritt, fiel ihm wol die Beſorgniß auf, ſeinem dreiſten Beginnen könne der Degen eines verwegenen Seigneurs entgegenblitzen, aber, wunderlich genug! eine gehäſſige Eiferſucht trieb ihn eben ſo weiter wie die politiſche Neugier. Er hatte die Schönheit der Gräfin und das Feuer, welches ihm in der Abtei die Umarmung derſelben erregt, niemals vergeſſen, er war der Politik und dem Könige gewichen, daß er aber auch jedem Anderen weichen ſollte, erweckte in ſeiner unreinen Seele den ärgerlichſten Neid. Er griff entſchloſſen an die zweite Thür, bis zu welcher er gekommen war — ſie öffnete ſich nicht; Guernard, dies Nachdringen des Prieſters befürchtend, hatte ſie hinter ſich verriegelt. Nun war es Florentin unzweifelhaft, daß er ein Liebes-Rendezvous ſtöre und die Triebe in ihm wurden uneins, denn der politiſche Trieb wollte ſich über eine ſo folgenreiche Entdeckung freuen, welche der alten Sinnenneigung eine eiferſüchtige Pein verurſachte. Darin aber waren Politik und Eiferſucht einig, daß dieſe Entdeckung vollſtändig ausgebeutet werden ſolle zum Verderben der Gräfin.

Guernard's Anmeldung beſtürzte Marot zum Aeußerſten und ſetzte auch Françoiſe in Verlegenheit; ſie war natürlich entſchloſſen, den Dichter nicht dem Zorne der Regentin auszuſetzen und verſah ſich überhaupt von dem Beſuche Florentins keiner guten Abſicht. Das Betragen dieſes ihres Milchbruders war denn doch am Ende ſeit der Abreiſe des Königs ſo unzweifelhaft parteinehmend für die Regentin geworden, daß ſelbſt die argloſe Françoiſe ihm nicht mehr vertrauen konnte. Es war indeſſen nicht rathſam, ihn abzuweiſen und durch dieſe Beleidigung geradezu

herauszufordern, Marot ſelbſt rieth davon ab, und Guernard bemerkte ſchüchtern, als eine Pauſe eintrat: der Herr Prälat habe ſich ſehr argwöhniſch gezeigt, und es wäre wol gut, wenn er angenommen werden ſollte, daß dies ſo raſch als möglich geſchehe.

Die Wohnung hatte außer der verborgenen Thür keinen anderen Ausgang als den, welchen Florentin durch ſeine Gegenwart ſperrte, und das Geheimniß der Tapetenthür an irgend Jemand zu verrathen, ſchien Françoiſe unzuläſſig, Marot mußte alſo verſteckt werden. Wohlan denn, rief ſie, Meiſter Clement, ſetzt Euch hier in das Semele-Cabinet und verhaltet Euch geduldig und ruhig, ich ſchließe den Vorhang. Guernard, führe den Herrn Prälaten bis ins anſtoßende Zimmer —

„Aber, gnädigſte Frau Gräfin —“

Raſch, raſch, Guernard, ich will eben ſo raſch mit ihm endigen!

Guernard ging, Marot ließ ſich im dunkeln Cabinet nieder, Françoiſe, nachdem ſie ihm ſcherzhaft empfohlen, ein Gedicht in dieſer Einſamkeit zu machen, und nachdem ſie die ſeidene Faltenthür zugezogen hatte, nahm den Leuchter und trat in das anſtoßende Zimmer. In demſelben Augenblicke ward Florentin durch die gegenüberliegende Thür durch Guernard eingeführt, und jetzt erſt ſah Françoiſe, daß ſie eine Vorſicht vergeſſen und wahrſcheinlich Guernard's Erinnerung daran überhaſtig abgewieſen hatte. Der Tiſch zum Nachteſſen war in dieſem Zimmer gedeckt und es waren drei Couvert's aufgeſtellt. Guernard glaubte es damit gut machen zu können, daß er ſich ſogleich nach dem Anrichtetiſche wendete und überflüſſiges Geräth von da zur Tafel trüge, als hätte er jetzt erſt nach Ankunft des Gaſtes ein drittes Couvert aufgelegt. Aber er täuſchte den Prälaten nicht, und als Guernard das Zimmer verlaſſen hatte wies Florentin ſogleich mit ausgeſtreckter Hand auf die Tafel und drückte ironiſch ſein Bedauern aus, daß er ein Nachteſſen ſtöre, welches ſo einladend vorbereitet ſei.

„Du ſiehſt, daß Guernard nicht Deiner Meinung iſt, er hat ein Couvert für Dich aufgelegt!“ erwiderte die Gräfin ärgerlich, daß ſie dadurch genöthigt war unwahr zu ſprechen und ihn zu einem Mahle einzuladen, welches der arme Marot hungrig abwarten müſſe.

Guernard ſcheint für einen Geiſtlichen anders zu decken als für einen Seigneur, ſagte er lächelnd.

„Wie denn? Das dritte Couvert iſt für Chimene!“

Dann werden wir ein viertes brauchen.

„Haſt Du Jemand mitgebracht?“

Nein, er iſt allein gekommen.

„Wer iſt's?“

Du fragſt für mich! — Aber endigen wir dies Spiel, das ich, wie Du ſiehſt, durchſchaue. Dein ſträflich weltlicher Sinn macht reißende Fortſchritte, Françoiſe, und Du ſcheinſt nicht zu ahnen, daß Dein Leben, welches jetzt nur am dünnſten Faden einer bereits zweifelhaften Königsgunſt hängt, rettungslos hinaus geſchleudert wird ins Toben der Elemente, ſobald dieſer dünne Faden zerreißt.

„Biſt Du von Sinnen, Mann, was willſt Du mit dieſer unverſtändlichen Predigt?“

Ich will Dir ſagen, daß Du lügſt und trügſt —

„Unverſchämter Mann, verlaſſe mich auf der Stelle und laſſe Dich nie wieder vor meinem Angeſicht ſehen! Nachdem er mir in der Genovefen-Abtei unter allen möglichen Lockfarben den dreiſten Schritt meines Lebens vorgeſtellt und mich dazu gedrängt hat ohne eine Ahnung zu haben von dem Gefühle, welches allein ihn rechtfertigte oder doch entſchuldigte, ohne eine Ahnung zu haben von Liebe und Hingebung, nachdem er ferner mich verlaſſen, ja befeindet hat, als ihm anderswo raſcherer Gewinn winkte, kurz, nachdem er alle Winkelzüge eines unlauteren Herzens vor mir entfaltet hat, tritt er frech mit moraliſcher Anforderung vor mich hin! Hinweg! Du biſt ein gemeiner Menſch und im höchſten Grade unwürdig des Kleides, welches Du trägſt!“

Florentin war einen Augenblick überraſcht von dieſem Zornesausbruche, der ihm ſeiner Würde wegen unangenehm ſein mußte. Er lächelte nicht mehr, ſondern ſah finſter und grimmig auf die Gräfin und ſchwieg ſo lange, bis dieſe ſich zum Gehen wandte — dann ſprach er raſch und bannte ſie bald durch den Sinn ſeiner Worte an den Platz, welchen ſie verlaſſen wollte: „Ein böſes Gewiſſen täuſcht ſich gern über ſich ſelbſt, indem es Steine ſtrafender Tugend auf Andere ſchleudert. So ſteht es mit Dir; und ich will Dir's nun deutlich ſagen, warum? Auf Liebe berufſt Du Dich, ſie ſoll Dich entſchuldigen, oder gar rechtfertigen! Gute Werke allein entſchuldigen, nicht aber ein Gefühl, welches das wohlfeilſte auf Erden iſt, weil es ſich durch die Sinne aufdrängt und berauſchendes Vergnügen mit ſich führt. Wahrhaftig, 's iſt ein erſtaunlich Verdienſt: zu lieben und der Liebe ſich hinzugeben! Jedes leichtſinnige Geſchöpf erwirbt ſich dies Verdienſt. Deine Liebe aber konnte Verdienſt werden, wenn Du Verſtand uud Menſchenliebe beſeſſen hätteſt, ſie neben dem Throne zu begründen; darum war ich ihr Anfangs behilflich. Aber Du haſt aus Deiner Liebe nichts zu machen gewußt als ein vergängliches Spiel der Sinne, und darum biſt Du nichtig und ſtrafbar geworden. Wo ſind Deine guten Werke? Was Du beſchützen ſollteſt, das haſt Du ins Verderben geſtürzt. Semblançay iſt der Raben Futter am Galgen, und Jean von Poitier's Freilaſſung iſt ſchmählich bezahlt worden mit der Ehre ſeiner Tochter! Die leichte Lebensweiſe des Königs, die Du beendigen ſollteſt durch die Macht Deiner Liebe, iſt ſchlimmer geworden als je, und das Fräulein von Voland hat neben Dir eine Märtyrerin ihrer jungfräulichen Ehre werden müſſen. Die Einigkeit des Königshauſes iſt durch Dich zerſtört, da Du Dich ungeſchickt zwiſchen Mutter und Sohn geſtellt haſt; die Einheit des Landes iſt durch Dich bedroht, da Du die Wortführer der Ketzerei begünſtigſt. Das ſind Deine Werke! Und womit krönſt Du das große Gefühl, einen Gemahl verrathen, ein Kind verlaſſen zu haben für eine Neigung, die ihrer Ueberſchwenglichkeit und Macht kein

Opfer zu groß erachtet, womit? Mit der leichtſinnigſten Untreue an dieſer gewaltigen Neigung, mit einer Untreue, die Dich, wie ich Dir vorhin ſagte, den rohen Elementen zum Raube hinauswirft aus dem Hauſe des Königs, ſobald ich von hier nach Paris zurückkehre und erzähle, daß Du zur Nachtzeit einen Mann in Deinen Zimmern verbirgſt und ſolchergeſtalt den ſogenanuten Brautſtand mit dem Könige von Frankreich feierſt! Nun wiederhole, daß ich von Sinnen ſei, wenn ich Dich des Lugs und Trugs zeihe! Oeffne doch die Thüren vor mir bis zur Gallerie hinüber, und ich will Dir beweiſen, daß Du gelogen und betrogen."

Es war in dieſer ſophiſtiſchen Rede ſo viel niederſchlagend Wahres für Françoiſe, daß ſie nichts zu erwidern fand: Entrüſtung, daß dieſer gewiſſenloſe Mann alſo ſprechen konnte, und Pein, daß der brave Marot preisgegeben werden müſſe, um eine allerdings gefährliche Verleumdung abzuwenden, beſchäftigten ihren Sinn und verſagten ihr die Rede. Und doch ſah ſie wohl ein, daß ein längeres Schweigen den Verdacht gegen ſie nur rechtfertigte. Was ſollte ſie thun? Marot's Schickſal der racheluſtigen Regentin ausſetzen? Nimmermehr; lieber wollte ſie ſelbſt leiden. Ja, jegliche Rechtfertigung vor dieſem Prieſter, den ſie nun verabſcheute, ſchien ihr unwürdig, ſchien ihr demüthigend zu ſein für ihren Stolz! Mag er hingehen und meinen Namen beſudeln vor ganz Frankreich! dachte ſie, da ihre Entrüſtung raſcher wuchs als ihre Beſorgniß, und mit einer unnachahmlich großartigen Bewegung des Körpers, der vor einer Schlange auszuweichen und das giftige Thier gleichzeitig von ſich zu ſchleudern ſchien, mehr aus Abſcheu denn aus Furcht, wandte ſie ſich nach der Thür, durch welche Florentin eingetreten war, öffnete ſie weit, deutete mit vorgeſtreckter Hand darauf, und befahl ihm mit blitzenden Augen, dahinaus zu gehen. Es war eine ſolche Gewalt darin, daß der ſonſt ſo freche Prieſter dieſem wortloſen Befehle wich und daß er keine Erwiderung verſuchte, als er an der Schwelle die leiſe geſprochenen Worte Françoiſens hinter ſich hörte: „Gemeine Creatur!"

Die Gräfin war ſo außer ſich, daß ſie Guernard, welcher eben aus dem Vorzimmer ins Gemach trat, durch welches Florentin ſchritt, mit lauter Stimme zurief: „Dieſer Mann wird nie wieder bei mir eingeführt!“

Ach, die Entrüſtung ließ ſie nicht daran denken, daß dieſer Mann wirklich mit Waffen hinwegging, die ihr für alle Zukunft den Eintritt in das Königshaus verwehren konnten! Was war aber das? Florentin blieb im vorderen Gemache horchend ſtehen wie ſie im daran ſtoßenden Zimmer: zahlreiche Hufſchläge, als wie von einer großen Schaar Reiter herrührend, drangen vom Gartenhofe herauf! Was konnte ſie in dieſen ſo lange verlaſſenen Ort führen? War es eine Botſchaft vom Könige? Kehrte er ſelbſt unerwartet zurück? Selbſt Florentin hatte dieſen Gedanken und es entging ſeinem raſchen Verſtande nicht, daß dann die Lage leichtlich gefahrvoll für ihn geändert werden könne. Die wahrhafte Entrüſtung Françoiſens hatte ihn wohl belehrt, daß der Verdacht mit einem Galan kaum richtig ſein könne. Vielleicht war der König ſelbſt in den hinteren Zimmern, und ſein Gefolge kam jetzt erſt! Kurz, er wendete ſich zurück und näherte ſich mit einigen verſöhnlichen Worten der Schwelle des Zimmers, in welchem Françoiſe ans Fenſter geeilt war. Sie wies ihn aber, ſeiner anſichtig werdend, ebenſo beleidigend hinaus, wie ſie kurz vorher gethan, und er ging nun mit dem Vorſatze, dies reichlich zu vergelten, ſei auch der König ſelbſt in Fontainebleau.

Es mag auffallen, daß Françoiſe mit einem Male und ſo überaus plötzlich ein Verhältniß brach, deſſen mißlichen Grund und Boden ſie bis daher nicht einmal gegen ihre warnenden Freunde zugegeben hatte. Aber der Hergang war doch natürlich: edle und liebende Gemüther, welche fern von der mannigfach zuſammengeſetzten „Welt“ genannten Geſellſchaft auferwachſen ſind, glauben durchaus nicht eher an eine berechnete Bosheit, als bis ſie ſelbſt davon zur Verzweiflung getrieben werden. Bis dahin halten ſie auch die deutlichſten Proben ſchlechten Betragens für Ergebniſſe halb des Zufalls, halb einer dreiſten

Laune des Urhebers, der ſeinem Geiſte zur Abwechſelung Verwegenes in Bewegung ſetzt und am Ende ſelbſt nicht mehr im Stande iſt, das in Bewegung geſetzte Verhältniß zu hemmen. Ein ſolcher verwegener Spieler war Florentin für Françoiſe geweſen, und jetzt erſt, da ſie ihn das für Spiel gehaltene Betragen gar darſtellen ſah als ein durchdachtes und mit Tugendfedern geſchmücktes Werk, da ſie mit Schrecken überblickte, wie dies raffinirte Betragen gerade ihr Schickſal von Schritt zu Schritt immer übler verwickelt habe, und wie es eben die unſchuldigſte Veranlaſſung begierig ergriff, um eine Schnur zu ihrer völligen Erdroſſelung daraus zu drehen, jetzt erſt erſchien auf einmal wie in grellem Blitzesleuchten die Summe dieſes Menſchen, das Bild vorbedachter Bosheit vor ihren Augen, und ſie hätte jetzt jählings und gröblichſt mit ihm brechen müſſen, wenn auch ihr Leben ſelbſt mit dieſem Bruche aufs Spiel geſetzt worden wäre. Es war Alles empört in ihr, und ihre Empfindungen wurden denn auch mehr und mehr, je länger ſie im ſtürmiſchen Verkehre der Welt umhergetrieben war, in raſche Aeußerung übertragen, in raſche Handlung verſetzt. Sie war keineswegs noch die zaghafte bretoniſche Gräfin, welche auf dem Schloſſe Blois erſchien und vor jedem bedeutungsvollen Worte erſchrak: die Liebe war täglich in ihr gewachſen, und weil dieſe Liebe nie einen Augenblick ihres Lebens ſicher war, ſo waren auch alle handelnden Kräfte der jungen Frau unmerklich mit der Liebe gewachſen. Denn die Kräfte der Seele entwickeln ſich wie die der Natur nur dem Anſpruche gemäß, welchen das Bedürfniß macht. Das Wild der Haiden erhält ein längeres und dichteres oder ein ſchwächeres Winterhaar, je nachdem der Winter ſtrenger oder gelinder hereinbricht.

Die moraliſche Genugthuung drängt allen äußeren Nachtheil, den ſie mit ſich führen mag, in den Hintergrund, und Françoiſe fühlte ſich leicht und frei, daß ſie ein- für allemal mit dieſem heuchleriſchen Menſchen gebrochen und ſich ſeiner wenigſtens als ſogenannten Freundes entledigt hatte. Sie dachte nicht an

die Zukunft mit ſolcher Feindſchaft, und wieviel ſie nothgedrungen erfahren und gelernt hatte vom eigennützigen und unſauberen Treiben der Weltleute. Die ſüßen Vorſpiegelungen der Liebe hatte ſie doch noch nicht verloren, in Sachen der Liebe glaubte ſie doch noch getroſt, wenn ſie auch bereits manche Schwäche geſchloſſenen Auges hinzunehmen gelernt hatte, an Dauer und Reinheit der Empfindung, an uneigennützige und edle Haltung. Wie hätte ſie anders gekonnt, da ſie ſelbſt mit voller Kraft liebte! Anſichten und Urtheile, die unſerem Denk- und Empfindungskreiſe fremd ſind, können uns durch gewaltſame Zudringlichkeit aufgenöthigt werden, wie die Kreiſe Florentins ihr gewaltſam aufgenöthigt wurden zur Erkenntniß und Verabſcheuung; aber übrigens und weſentlich erwarten wir von der Welt nur dasjenige, was wir ſelbſt zu bieten geneigt ſind. So konnte Françoiſe leicht und getroſt einen neuen Feind in den Hof hinabtreten, die von den Roſſen ſteigenden Reiter anſprechen ſehen und mit Zuverſicht erwarten, was ihr dieſe befremdlichen Ankömmlinge bringen möchten.

Florentin ſelbſt, von der ſpaniſchen Grenze ſtammend, hatte zu ſeiner Verwunderung bald erkannt, daß es Spanier ſeien, welche zur Gräfin Chateaubriant wollten, aber die natürliche Zurückhaltung dieſer Nation hatte ihm keine weitere Auskunft gewährt. Der franzöſiſche Führer, deſſen ſie ſich bedient und den er ausfragte als ſie größtentheils ins Vorzimmer der Gräfin eingetreten waren, wußte nichts zu ſagen, als daß ſie ihn in Pithiviers geworben, daß ſie ſehr reich zu ſein ſchienen und zwei große Maulthiere mit Damenſätteln mit ſich führten. — Sollte die Gräfin entführt werden? Das konnte ſie für den König nur im Preiſe ſteigern. Ließ ſie ſich entführen, entfloh ſie den Händen der Regentin? Und zwar mit Spaniern, den jetzigen Feinden des Reiches? Das war unwahrſcheinlich. Jedenfalls war aber Stoff in Fülle geboten, aus all dieſen Beſtandtheilen, welche mit dem überraſchten Rendezvous zuſammentrafen, einen Roman zu bilden, der ein geheimes Verſtändniß mit dem Kaiſer und

ſonſtige üble Abenteuerlichkeit im Hintergrunde zeigen und die Gräfin verderben könne. Er eilte nach ſeinem Abſteigequartier bei den Geiſtlichen, um einen Boten nach Paris zu ſenden, der eine Abtheilung bewaffneter Reiter aufs Eiligſte herbeſcheiden könne, damit er den Umſtänden gemäß im Stande ſei, auch gewaltſam einzuſchreiten. Auf dem Wege durch die Gallerie, den er einſchlug, um nach ſeiner Laterne zu ſehen, fiel es ſeinem umherſpähenden Geiſte ein, daß es wol eine Geſandtſchaft des Herzogs von Infantado ſein könne, um Chimene aus einem Lande abzuholen, welches in blutigem Kriege mit Spanien begriffen ſei. Dies war das Wahrſcheinlichſte. Er fand ſeine Laterne unverrückt und horchte eine Zeitlang an der Tapetenthür. Er unterſchied in der That Françoiſens Stimme, er hörte, daß ſie den Namen „Chimene“, den Namen „Infantado“ ausſprach, dann war es ſtill, die Behorchten hatten ſich vom Cabinet entfernt. — Es iſt ſo, wie ich mir vorgeſtellt, dachte Florentin, indem er hinwegging, und ſie wird mitgehen, wenn paſſend auf ſie eingewirkt wird!

Raſchen Schrittes eilte er nach ſeiner Wohnung, beſtellte, daß ſich ein berittener Förſter aus dem anſtoßenden Jagdhauſe fertig machte zum eiligſten Ritte nach Paris, und ſchrieb an die Regentin und an Françoiſe.

Während deſſen hatten ſich Françoiſe, Chimene und Marot zum Nachteſſen geſetzt, und es wurde über die Abreiſe berathſchlagt, welche der Herzog von Infantado ſeiner Tochter vorgeſchrieben. Der Kaiſer, hieß es in dem Schreiben des Herzogs, habe es ungnädig bemerkt, daß die einzige Tochter eines ſpaniſchen Grands im Augenblicke ſolcher Kriegskriſis am Hofe des feindlichen Königs verweile; er werde ſehr dankbar ſein, wenn die Frau Gräfin ſeiner Tochter eine weibliche Begleiterin bis an die Grenze mitgebe.

Chimene war ſehr betroffen von dieſem Verlangen; ſie liebte Françoiſe innig und fiel ihr weinend um den Hals, weinend über eine Trennung von dieſer älteren Freundin, welche ſeit der

Abreiſe des Königs zutraulicher und liebevoller gegen ſie geworden war als ſie je vorher geweſen.

„Gute Chimene," erwiderte küſſend die Gräfin, „ich werde Dich bis Foix begleiten." —

Um Gottes Willen nicht, rief Marot, das hieße der Regentin den Sieg in die Hände geben!

„Nicht doch, Marot! Dieſer Florentin würde mich von nun an dergeſtalt peinigen, daß ich in Kurzem doch entwiche, und das geſchähe dann nur unbequemer und auffallender als jetzt, da ich meiner kleinen Pflegbefohlenen das Geleit bis an die Grenze ihrer Heimat gebe. Und dann — hierbei neigte ſie ſich zu Marot und flüſterte ihm das Folgende wie aus politiſchem Inſtincte leiſe ins Ohr — de Brion hat mir etwas mitgetheilt, was mich nach jener Gegend zieht und was die Intriguen der Herzogin mit einem Streiche vernichten würde, weil es mich früher als alle meine Widerſacher in die Nähe des Königs brächte. Ich wurde vorhin unterbrochen, als ich Dir's ſagen wollte: der König hat eine Landung in Catalonien vor, und wenn dies geſchieht, ſo führe ich ihm Lautrec und den Arriere-Bann des Languedoc und der Guyenne über Figueras zu Hilfe, — wird das nicht ſchön ſein?! Und iſt nicht — ſetzte ſie laut hinzu — mein väterliches Schloß Foix unter allen Umſtänden ein paſſender Aufenthalt für mich?!"

Marot ließ ſich indeß nicht irre machen. Er kannte die Lage der Dinge und die Eigenſchaften der in Rede kommenden Perſonen zu gut, als daß er über die große Gefahr eines ſolchen Schrittes einen Augenblick in Zweifel geweſen wäre. Wie ſehr auch Chimene auf ihn ſchalt, wie geiſtreich Françoiſe Gründe entwickelte, er blieb dabei, nachdrücklich abzurathen. Da brachte Guernard Florentins Brief, der ganz darauf berechnet war, die Gräfin in ihrem Vorſatze der Abreiſe zu beſtärken. Er ſagte darin, daß ſie ihn gar nicht zur Mittheilung des Befehls habe kommen laſſen, der ihn von Paris nach Fontainebleau geführt. Die Frau Regentin, unterrichtet von zweideutigen Beſuchen, welche ſich öfter

bei der Frau Gräfin von Chateaubriant einſtellten, befehle ihr, unverzüglich, das heißt noch morgenden Tages, nach Paris zu kommen und ihre Wohnung im Hôtel des Tournelles zu nehmen.

Françoiſe, hochroth von Zorn, nachdem ſie dieſen Brief geleſen, reichte ihn ſtumm an Marot, erhob ſich vom Seſſel und gab an Guernard Befehl, auch ihre Abreiſe zu rüſten. Auch Marot verſtummte nach Durchleſung des Briefes, und ſo ſchien denn das ins Werk geſetzt zu ſein, was die Gegner der Gräfin als entſcheidenden Schritt zu deren Sturze herbeigewünſcht hatten.

Marot hatte einen ſo richtigen Blick, daß ihn keinerlei Ueberredung über das Gefährliche des Schrittes täuſchen konnte; auf das zeitraubende Einpacken weiblicher Habſeligkeiten, denen nur Packpferde zu Gebote ſtanden, rechnend, eilte er nach ſeinem Pferde, um bis zum Morgen Paris erreicht und die Herzogin Margaretha um perſönliches Einſchreiten erſucht zu haben. Wie auf einem Gemälde ſah er den Gang vor ſich, den das Schickſal Françoiſens nehmen würde vom Tage der Flucht aus Fontainebleau: die Regentin wird dieſe Flucht darſtellen unter den abſcheulichſten Farben, und die Gräfin vor aller Welt bezeichnen als eine nach Abenteuern und ſinnlicher Unterhaltung lüſterne, anſtändigen Umganges von nun an unwürdige Frau. Er ſah den Brief vor ſich, den ſie ihrem Sohne nach Italien ſchreiben werde. Mein Sohn, mein Sohn — werde es darin heißen — wie haben wir uns getäuſcht in dieſer heuchleriſchen Chateaubriant! Herrſchſüchtig, gefallſüchtig, zügellos im Drange nach Zerſtreuung hat ſie nach Deiner Abreiſe alle meine Geduld auf die Probe geſtellt. Ich war ihr zuwider, weil meine Nähe ſie in Schranken einengte, und mit frecher Stirn erklärte ſie mir, daß ſie mir nicht nach Paris folgen werde. Alle meine Bitten waren umſonſt, ſie blieb in Fontainebleau, um dort ungeſtört ihre Stelldichein mit Liebhabern aller Gattung abhalten zu können. Ich ſchickte, ich ſchrieb, ich beſchwor unaufhörlich, denn

die ſcandalöſeſte Nachrede erhob ſich bereits überall offen um mich her, und alle ehrenwerthen Leute beſchworen mich, die Hand von ihr abzuziehen, denn Du würdeſt ja doch in aller Zukunft ein ſolches Geſchöpf keines Blickes mehr würdigen. Auch ich war der Meinung, aber ich wollte doch ſtreng erfüllen, was Du mir aufgetragen. Es war umſonſt. Als ich endlich entſchieden befahl, ſie ſolle nach Paris zurückkehren, da krönte ſie ihr ſchamloſes Betragen dadurch, daß ſie mir ſagen ließ: was kümmere ſie das Haus Valois! Und bei hellem Tage zog ſie mit Gott weiß wie viel Galanen nach Spanien hinüber zu Deinen Feinden. Du wärſt nicht mein Sohn, wärſt nicht König von Frankreich, wenn Du uns und Deinem königlichen Hauſe jemals die Schmach anthäteſt, ſolch ein Geſchöpf wieder über unſere Schwelle zu führen!

So wird dieſe Flucht vor dem Könige erſcheinen, ſagte Marot vor ſich hin, als er ſich im Dunkeln ſelbſt ſein Pferd ſattelte. Und der König, ſprach er weiter, ach unſer leichtſinniger Herr, der ſo ſchnell vergißt, der wird halb lachend, halb ärgerlich ſagen:

Souvent femme varie
Fou qui s'y fie!

und einen Tag lang wird er trauern, daß die Ritterſitte überall die Welt verlaſſe und nirgends mehr Treue zu finden ſei, den Tag darauf aber, nachdem dies überwunden iſt — denn Trauer haftet nicht in ihm — wird er ein verborgenes Behagen empfinden, von einer Verpflichtung erlöſt zu ſein, denn er iſt nicht gewiſſenlos und empfindet eine ſolche gegen Françoiſe, und muß irgendwie davon losgeſprochen werden, um die unglückliche Gräfin ihrem Schickſale zu überlaſſen. Ja wol, unglückliche, Du ſelbſt hilfſt ihn losſprechen. —

Dieſe Gedanken ausſpinnend hatte Marot die Vorſicht in Betreff Florentins außer Acht gelaſſen und war von ſeiner Köhlerherberge aus dicht auf den Gartenhof des Schloſſes, an welchem der nächſte Weg vorüberführte, zugeritten. Jetzt ſah er

ſich plötzlich im Lichtſcheine der Fenſter Françoiſens neben einem Manne, der aufmerkſam nach jenen Fenſtern hinüberſah. Als ſein Pferd auf das Pflaſter des Hofes trat, wendete ſich der Mann nach ihm zu, und Marot ſah mit Schrecken, daß es Florentin ſei. —

So war denn zu all dem widerwärtigen Verdachte Anlaß gegeben worden, ohne daß Marot auch nur den Vortheil davon gehabt hätte, nicht erkannt zu werden! Er verſuchte indeß auch hier noch das Letzte und warf ſein Pferd zurück, um den verbergenden Wald wieder zu gewinnen. Aber ach, er hörte hinter ſich des Prieſters Ruf: „Marot, heda, Marot!“

Herr Marot war kein Held und hatte etwas vom Strauße, der ſich geſichert glaubt, wenn er den Feind nicht ſehe. Die ſtrafende Regentin vor Augen, welche durch den Prieſter unterrichtet ihn zur Rede ſtellen würde, ſpornte er ſein Pferd und ritt trotz aller entgegenſchlagenden Aeſte dergeſtalt mitten in den Wald hinein, daß er nach einer Viertelſtunde vollſtändig verirrt war und daß ſeine beabſichtigte Hilfeleiſtung für Françoiſe im entſcheidenden Augenblicke ganz verloren ging. Als der unfreundliche Tag graute, fand er erſt nach einigen Stunden einen Weg, und nachdem er dieſem wieder einige Stunden gefolgt war, kam er todtmüde in dem Flecken Malesherbes an, und ward von Bauern belehrt, dieſer Ort ſei ebenſoweit von Paris entfernt als Fontainebleau, nur mit dem Unterſchiede, daß von Fontainebleau aus eine Straße nach Paris führe, von Malesherbes aber nicht, daß er alſo am beſten thäte, nach Fontainebleau zurückzureiten, wenn er anders den höchſt ſchwierigen Weg dahin durch den Wald wieder finden könne.

Marot, im höchſten Grade abgeſpannt, erſchrak vor dem Gedanken, wieder nach Fontainebleau zu kommen, und überließ, deutlich ausrechnend, daß nun doch jede Hilfeleiſtung von ſeiner Seite zu ſpät eintreffe, die Gräfin mit einem tiefen Seufzer ihrem Schickſale. Des Poeten ſangviniſche Natur gab ſich dem Drange des Augenblickes hin und entſchlief in einer Bauernhütte

zu Malesherbes, während die unheilvolle Wendung in Françoiſens Leben bei Fontainebleau vor ſich ging. Als er erwachte war der kurze Lauf der Spätherbſtſonne ſchon wieder zu Ende, und die Bauern erklärten, es ſei bei dem drohenden Regenwetter und dem üblen Weg nach Etampes hinüber rathſamer, er warte noch bis zum nächſten Morgen.

So kam er denn erſt nach Paris, als dies ſchon in allen Winkeln erfüllt war von der Neuigkeit: die Gräfin Chateaubriant ſei von einem ſpaniſchen Herzoge, den ſie ſchon ſeit einiger Zeit bei ſich in Fontainebleau verborgen habe, von da entführt worden. Eine kleine Schaar königlicher Trabanten, von der Frau Regentin abgeſchickt, um dieſen Scandal zu verhindern, habe ſich den Entweichenden auf dem Wege von Fontainebleau nach Pithiviers entgegengeſtellt, ſich aber zurückziehen müſſen, da der Herzog ein großes Reitergefolge bei ſich gehabt und die Gräfin jede Aufforderung zur Rückkehr ſchnöde abgewieſen habe. Es ſeien nun Couriere an alle Statthalter bis an die ſpaniſche Grenze abgeſendet, um den Flüchtigen den Weg zu verlegen, da man auch politiſche Verrätherei dahinter vermuthe, und ſo nehme denn die Liebſchaft des Königs mit dieſer ausgelaſſenen Dame ein Ende mit Schrecken.

12.

Gräfin Françoiſe an Kanzler Budé.

Schloß Foix, 15. Februar 1525.

Es wäre Alles gut, mein lieber Freund, wenn ich ihm nur jede Woche einmal ins Auge ſehen, einmal eine Minute lang am Herzen ruhen könnte. Ach, er iſt ſo weit und ſo gefährdet, und Alles zwiſchen ihm und mir iſt ſo nebelhaft unſicher! Nicht

doch, ich will nicht undankbar ſein: die ſtille Wintereinſamkeit hier im Schloſſe meiner Kindheit war mir gar wohlthätig, und Lautrec, der zweimal hier geweſen iſt, war immer gut, wenn auch herb. Er iſt nun einmal in Stahl und Eiſen aufgewachſen, und kann's nicht begreifen, wie man ſo lieben kann, um Alles darüber zu vergeſſen. Er hat auch ganz Recht, daß ich dem Grafen unverzeihliches Weh anthue; aber du lieber Gott, ich will es ja auch nicht verziehen haben, ich will ja gern ſpäter dafür büßen, und es iſt ja doch auch nicht meine Schuld allein. Warum hat Gott dem Könige Franz die großen braunen Augen, den ſchalkhaften Mund, den ſtolzen Bart, die hohe Stirn, den mächtigen Wuchs, die königliche Haltung, das ſinnige Wort, die unerſchöpfliche Regſamkeit gegeben, welche jeden Augenblick anders, jeden Augenblick unerwartet anſpricht und feſſelt! Er iſt eben mein Leben und ich bin ihm nun einmal begegnet, iſt das nicht auch Gottes Sache, und kann ich gegen Gott? Mit meiner Conſtance aber thut mir Lautrec geradezu Unrecht, wenn er ſagt, ich ſei eine gefühlloſe Mutter. Ach nein, Budé, das bin ich nicht! Was habe ich Alles aufgeboten, mein Kind zu haben, aber ach, die zuverläſſigſten Menſchen haben mich dabei im Stich gelaſſen, vielleicht gar verrathen. Ihr erinnert Euch des breitſchulterigen Dieners mit röthlichem Haar, Namens Baptiſte, ſolltet Ihr ihn nicht in Blois geſehen haben? Der ſchien mir treu ergeben, und wollte mir meine Conſtance um jeden Preis zuführen, er hat aber nicht Wort gehalten und wie ich höre auf meine Koſten ſeinen Frieden gemacht mit dem Grafen. Was ſoll ich thun? Auch hierin muß ich wie in Allem auf meinen Franz warten, er wird ſchon Rath wiſſen. Ach, Franz! Ich ſchreibe ſo haſtig hin, lieber Budé, um eine Angſt zu verbergen, die mich peinigt, und die ich Euch doch erſt am Ende des Briefes ſagen will, damit ich Euch, dem ich ſo unbeſchreiblich dankbar bin, doch in einiger Ordnung Nachricht von mir gebe. Nun ja, man hat mir's nicht geſchenkt, was Alles über meine Flucht aus Fontainebleau ausgeſprengt, ja mit abſcheulicher Sicherheit behauptet

worden iſt, um mich bei meinem Könige und vor aller Welt zu verderben. Gott vergebe es ihr, ſie hat ihn ja geboren! Und was wäre ich ohne ihn? Ein nichtiges Ding, das Gottes Reichthum nimmer erkannt hätte. Denn ob ich ihn auch mit vielen Schmerzen erkenne, ich bin doch unendlich reicher, ja glücklicher in dieſen Schmerzen als ich vorher war in der Armuth und Dunkelheit des Friedens. Alſo laß mich ſchweigen, Budé, von den erſten Monaten dahier, als mir Lautrec und der Abt unten Alles das mittheilten, was ein Weib tödten mag, wenn ſie nicht liebt über alles Weh hinaus. Das Schlimmſte waren die Aeußerungen des Königs, die man erfahren haben wollte, und die gewiß erlogen waren. Meiſter Clément, der gute, half mir von dieſer Pein. Wie viel gute Menſchen gibt es doch! Er entwich gewiß nicht blos um der Regentin und um ſeinetwillen aus Paris, der gute Marot hatte gewiß auch meine Noth vor Augen, als er, der ſchüchterne Poet, ſeinen Weg ins Kriegslager nahm mitten in Gefahren hinein, deren er ſo ungewohnt. Und ſiehſt Du, Budé, daß ich Franz beſſer kenne als Ihr Alle ihn kennt: lächelnd und gnädig hat er ihn, den die Mutter ſo angeſchwärzt, aufgenommen und angehört, und hat ihm auf die Wangen geklopft und geſagt: Ja, ja, ſie mögen ihr arg mitgeſpielt haben! — Ich werd's dem vortrefflichen Clément nie vergeſſen, daß er mir damals aus dem Lager vor Pavia gleich geſchrieben hat und ſeit der Zeit regelmäßig ſchreibt mit den Courieren, die an Lautrec kommen. Wie könnte ich es von Franz verlangen, der ſo überhäuft iſt mit den wichtigſten Sorgen! So erfahre ich doch immer wörtliche Aeußerungen von ihm, mitunter ſogar einen Gruß und erfahre genau, wie er ausſchaut und wie ihm zu Muthe iſt. Ach ja, nun muß ich es ſagen, Budé! Ich habe ſeit vierzehn Tagen keinen Brief von Marot, und in der hieſigen Gegend und überall, von wo man eine Kunde hört, läuft wie unterirdiſches Donnern ein Gerücht umher, deſſen Urſprung kein Menſch zu bezeichnen weiß, und das in ſeiner Unbeſtimmtheit entſetzlich klingt: es ſei mitten in zauberhaften Gärten Italiens

bei Sonnenſchein und bei Mondenſchein eine ſchreckliche Schlacht geſchlagen worden zwiſchen Franzoſen und Spaniern, und es ſeien alle Franzoſen getödtet worden, ſo, daß ihre Leichen häuſerhoch geſchichtet lägen, und auf dem höchſten Haufen läge der König ſelber ausgeſtreckt, das todte Antlitz und die am Schwert erſtarrte Hand gen Himmel gerichtet! — Ein entſetzliches Geſpenſt, das gewiß unſere Mönche ausgebreitet haben; denn ſie ſprechen hier ſchon überall von der ſträflichen Nachſicht, die der König gegen die Ketzer hege. Sagt mir doch mit dem rückkehrenden Boten, was für Nachrichten aus Italien gekommen ſind: ich verharre in großer Angſt die zehn Tage, welche der Reiter braucht.

Wie undankbar bin ich doch! Faſt hätte ich Euch zu danken vergeſſen für die Schriften, welche Ihr mir in meine Einſamkeit geſendet habt, und welche ich mit Hilfe eines ſprachkundigen Prälaten der Abtei, eines alten würdigen Herrn, großentheils verſtanden zu haben glaube. Freilich ſind meine Verſtandeskräfte nicht ſtark genug, um ſich mit einiger Zuverſicht des Reformplanes bemeiſtern zu können. Ich muß meine Schwäche ſo weit eingeſtehen, daß ich noch gar keinen einigen Plan herausfinden kann; freilich habe ich auch Alles durch einander geleſen, was die Schweizer, was die Wiedertäufer, was die Bauernapoſtel und was Luther ſelbſt geſagt haben. Der Letztere ergreift es für mich am tiefſten, und wenn er uns den „freien Willen“ abſpricht und die „guten Werke“ nicht für nothwendig erklärt, ſo ſtimme ich ihm von ganzer Seele bei. Wie bin ich zu meinem Schickſale gekommen? Doch wahrlich nicht aus freiem Willen! Ein Gott hat mich ergriffen, wie Dein Freund Lascaris ſo ſchön ſagt, ein Gott iſt mein Wille. Und nach dem Urtheile der Welt habe ich nur üble Werke gethan, und fühle mich doch nicht belaſtet! Aber wie kann Luther gegen Kreuzzüge wider die Ungläubigen ſprechen! Es iſt ja unſer Beruf, das geltend zu machen, was uns theuer iſt: dadurch ja allein handelt unſere Seele. Der Reformator iſt ſchüchtern, weil er durch den Zweifel gegangen iſt und den

Zweifel nur in der Wallung überwunden hat. Habe ich Recht, Budé? Was würde Franz ſagen, wenn man den ritterlichen Glaubenskampf verbieten wollte! Ich meine, wer nicht für ſeinen Glauben kämpfen will, der hat keinen Glauben. Und das iſt es wol eben: die Dinge hängen alle eng, unglaublich eng zuſammen, und die Folgerungen beſtürzen uns bis ins Herz hinein und erſchüttern uns den Glauben, welchen wir uns mühſam auferzogen. Es iſt ein furchtbar Werk, das da angefangen worden iſt: die Bauernapoſtel haben mich entſetzt mit ihrem Schrei nach Gütergemeinſchaft, Abſchaffung aller Rechte und Pflichten! Heilige Jungfrau, ich bin wol auch ſchon auf verwegene Ideen gekommen, wenn ich unter dem Volke vollſtändig begabte und dadurch von der Natur zu Allem berechtigte Menſchen geſehen habe — Baptiſte war beinahe ſo, Guernard iſt es ganz und gar, denn er hat außer der Begabung eine Faſſung und Enthaltſamkeit, wie ſie wenigen Seigneurs erreichbar iſt — aber ich wage mich darin nicht weiter, und die Bauernſcenen in Deutſchland haben mir allen Muth geraubt. Dem Könige wüßte ich dies auch in keiner Form gefällig darzuſtellen. Und noch Eins: wie kann man die Fürbitte der Heiligen ausſtreichen wollen! Darin liegt ja das innerſte Geheimniß der Liebe, der wunderbare Zauber, welchen ein Menſch für den andern in Bewegung ſetzen kann durch bloße Kraft des Herzens. O nein! Ich weiß, daß ich vor Franz von dieſer Erde ſcheiden werde, und ich weiß, daß es mich noch in einer anderen Welt beglücken wird, wenn ſich ſeine Gedanken zu mir wenden und Hilfe heiſchen von mir hierhin oder dahin. Das wird ja eben mein Geiſt, mein neues Leben ſein, daß ich wirke für das, was mir theuer geweſen iſt vom Beginn meines Gedächtniſſes.

Schilt nicht, Budé! Was wäre die neue Lehre, wenn ſie nicht auch vom Geſichtspunkte oder wenn Du willſt vom Herzenspunkte des Weibes beleuchtet und gebildet worden wäre. Und von dieſem aus muß ich denn auch billigen, daß mein Prälat der Reform eine zu gröbliche Rückkehr zu den rohen Tendenzen und

Traditionen des alten Teſtamentes Schuld gibt. Ich finde in alle dem, was er mir da mittheilt von Iſaak und Jacob und von der fanatiſchen Leidenſchaftlichkeit der Juden wenig Erbauliches und Evangeliſches und glaube ihm gern, daß dieſe Dinge, zum erſten Male ins Volk gebracht, garſtige Leidenſchaften aufſtacheln helfen. Belehre mich darüber, Budé!

Aber vor allen Dingen ſprich mir von ihm, denn er iſt meine Welt, und alles Andere beſchäftigt mich nur in Bezug auf ihn. Daß Ihr keine Bilder mehr wollt in den Kirchen, das vergebe ich Euch ſo wenig, wie er es Euch vergibt. Keine Bilder! Und doch ſehen wir Alles, das Beſte nur im Bilde! Was hätten die Glücklichen für ein Glück ohne die Kunſt? Platten Vortheil. Und wie ertrügen die Unglücklichen ihr Schickſal ohne ſie?!

Dieſer Brief kam viel ſpäter als Françoiſe gehofft hatte nach Paris, und an dem verhängnißvollen 24. Februar, an welchem ſie bereits eine Antwort erwartete, war er noch nicht in Budé's Händen. Das mochte zum Theil an Lautrec liegen, der ſich von Toulouſe, der Hauptſtadt ſeiner Statthalterei, eben entfernt hatte, als Françoiſe den Brief dahin ſandte, damit er von dort mit den Depeſchen nach Paris geſendet werde. Lautrec ritt um jene Zeit öfter als nöthig war an den Rhone hinüber, welcher die Grenze ſeiner Statthalterei bildete, um den Nachrichten aus Italien näher zu ſein. Jedermann war darauf geſpannt, und wie dies bei großer Spannung zu geſchehen pflegt, beängſtigt durch böſe Ahnungen. Denn jede verſchobene Entſcheidung erregt krampfhaft die Phantaſie. Zum Theil mochte aber auch die ſpäte Ablieferung des Briefes in Paris ſelbſt ihren Grund haben: einem Frauenregimente maß man die gefährliche Einführung bei, Briefe zu eröffnen und allenfalls zu unterſchlagen, deren Inhalt Bedenken erwecken könnte. Die Regentin Louiſe von Angoulême mochte in dem damals überreizten

Zuſtande des Landes Veranlaſſung finden zu ſolchen unlauteren Eingriffen, denn namentlich Paris ſtrotzte von bedrohlicher Stimmung. Man hielt es dort für unzweifelhaft, daß die Regentin üble Nachrichten vom Heere zurückhalte, und beſonders einige Prieſter benutzten den vorhandenen Unruheſtoff, um eine ſchallende Willensäußerung aufzubringen gegen die Ketzerei, welche in Frankreich noch nicht das geringſte Hinderniß erfahren hatte, welche ſogar am Hofe durch die Herzogin Margaretha und den Kanzler Budé begünſtigt ſein ſollte, und welche offenbar vom Rheine her mit einem gefährlichen Einbruche der aufrühreriſchen ſchwäbiſchen Bauernmaſſen drohte.

Kurz, erſt am zweiten März in der Mittagſtunde erhielt Budé jenen Brief und gleichzeitig eine Ladung, ſich im Hôtel des Tournelles bei der Frau Regentin einzuſtellen. Er achtete nicht auf den Diener, der ſich ohne Weiteres zurückzuziehen ſchien.

Nachdem er den Brief geleſen, weggelegt und ſich zum Ausgange angeſchickt hatte, ſprach er traurig vor ſich hin: Unglückliche Françoiſe, Du hoffſt noch, wo keine Hoffnung mehr vorhanden iſt! Nach der erſten Jugendliebe brauchen wir immer einen äußeren Anreiz, wenn unſere Neigung mächtig und dauernd ſein ſoll: der Gegenſtand unſerer Neigung muß dann ſchwer erreichbar oder höher geſtellt ſein als wir, oder muß Glanz und Ehre oder Reichthum mit ſich bringen. Ohne ſolchen Anreiz ermattet gar bald unſere Phantaſie, denn nur einmal kommt unſere Neigung aus reinem Herzen. Und König Franz! Weiß er Dich auch gerechtfertigt vor den Lügen ſeiner Mutter, was iſt ihm das! Entſchädigen und belohnen kann er überall, das iſt ihm kein Reiz. Erobern will er, Widerſtand lockt ihn, die erſte Ergebung berauſcht ihn — Dein entſcheidender Moment, Françoiſe, iſt dahin, iſt verloren, ſelbſt wenn er Dich ſchön und liebenswerth wiederfände!

Traurig ſchritt er über die hölzerne Brücke, welche damals oberhalb des Louvrethurmes über die Seine führte — denn das Collegium, welches er gegründet hatte und bewohnte, lag am

linken Ufer und war noch abgesondert von der mehr aufwärts angebauten und bevölkerten Stadt — traurig bog er in der Gegend der alten Kirche St. Germain l'Auxerrois nach der St. Honoré-Straße in den belebteren Theil von Paris, und sah mit Besorgniß, daß die Bürger in ungewöhnlichen Gruppen versammelt waren, heftig redeten, und da, wo sie ihn erkannten, finster auf ihn blickten.

Die Regentin hatte sich lange nicht um ihn gekümmert, er hielt es für rathsam, erst bei der Herzogin Margaretha vorzusprechen, um über Stimmung der Mutter und Stand der Dinge nachzufragen, und es konnte ihm nichts erwünschter sein, als daß er im Gardensaale einen Diener Margarethens fand, der bereits seiner harrte. Er ahnte nicht, daß jener Diener der Regentin, Florio, welcher ihm den Brief überbracht, die Zerstreuung des keine Thür schließenden Gelehrten benutzt, sich im Vorzimmer verborgen und den Brief an sich gebracht hatte, ehe Budé noch aus dem Hause war. Er ahnte nicht, daß dieser Mensch eben mit seiner Beute an ihm vorüberschritt nach den Zimmern der Regentin hinüber, als die Herzogin Margaretha ihm selbst an ihrer Thürschwelle entgegentrat.

„Wir sind in unglaublicher Pein, Budé" — sprach sie — „noch immer keine Nachrichten vom Heere, und Paris in kindischer Aufregung, und meine Mutter in bester Laune, dies Alles uns entgelten zu lassen."

Uns?

„Uns, und zwar unter dem Vorwande, daß wir die Ketzerei begünstigten. Ich habe eben eine schmerzliche Scene mit ihr gehabt: sie behauptet, das Volk rotte sich zusammen, weil es durch die fürchterlichsten Prophezeihungen in Angst und Schrecken gesetzt sei, diese Prophezeihungen gründeten sich aber darauf, daß vom Throne herab die Ketzerei geduldet werde, und daß dem Throne und Lande deshalb die ärgste Züchtigung bevorstehe. Ihr seid's, rief meine Mutter, Du, Budé, Marot und was sonst zu der heillosen Chateaubriant hält, die Ihr diese Gährung durch

Euer Geſchwätz erzeugt habt. Ich weiß es, ſetzte ſie hinzu, daß Budé mit der Chateaubriant Briefe wechſelt im Intereſſe der ſogenannten Kirchenreform, und ich werde ihn ſammt ſeiner Gräfin dem Volke zum Sühnopfer hinwerfen — heiliger Gott, ſeht nur, welche drohende Menſchenmaſſe aus allen Straßen quillt und ſich um das Hôtel zuſammendrängt! Was iſt die Welt kindiſch! Du haſt doch nichts Schriftliches ausgehen laſſen, was Duprat in die Hände geliefert werden könnte? Denn er iſt verhaßt wie die Peſt, und ergriffe begierig die Gelegenheit, ſich durch ein Ketzergericht beliebt zu machen. Mein Bruder kann Dich jetzt nicht ſchützen, Gott weiß, ob er nicht ſelbſt des Schutzes bedarf!“

Ehe Budé antworten konnte, erſchien ein neuer Diener der Regentin mit der Anfrage, ob Kanzler Budé den Befehl erhalten habe. —

Ich bin zu Befehl! unterbrach ihn Budé und folgte dem Zurückeilenden.

„Ich folge Dir auf dem Fuße, Budé, meine Gegenwart iſt Dir von Nutzen — à propos! ſie machte ſich geſtern Abend luſtig darüber, daß unſer deutſcher Reformator nichts Eiligeres zu thun habe, als zu heiraten. Offen geſtanden, ſie hat Recht; er hätte die Aufgabe nicht ſo bürgerlich faſſen und einſam ohne trivialen Zuſammenhang mit der Alltagswelt bleiben ſollen.“ —

Solche Bemerkung konnte wol der Königsſchweſter, die ſich ungefährdet wußte und einen dreiſten Charakter beſaß, in ſolchem Augenblicke kommen. Budé war ſchwerlich geſtimmt dafür, und eilte nicht ohne Beſorgniß in den Saal, welchen ihm der Diener zeigte. Wenn auch nicht für ſeine Perſon, für ſein Lebensintereſſe fürchtete er eine ſolche Zorneskriſis, wie ſie jetzt durch den unglücksſchwangern politiſchen Zuſtand zu gefährlicher Höhe geſteigert werden konnte.

Das regneriſche Wetter, wie es dem nördlichen Frankreich heute noch eigen iſt und damals, als noch die Wälder in aller Ausdehnung beſtanden, in noch höherem Grade eigen war, hüllte

an jenem Tage Paris wie in ein graues Tuch. Als Budé in den ſteinernen Saal trat, war es ſo dunkel, obwol um Mittagszeit, daß er mit ſeinem etwas kurzſichtigen Blicke zunächſt nur die Regentin erkannte, welche mit haſtigen Schritten auf den ſteinernen Flieſen umherſchritt. Dies Hôtel, welches der König vorzugsweiſe in Paris bewohnte, da vom Louvre erſt der uralte Thurm beſtand und die Tuilerien, vierzig Jahre ſpäter erſt erbaut, damals dem Namen und der That nach nur Ziegeleien waren, dies Hôtel, genannt des Tournelles, von der alten Mode, überall Erkerchen und thurmartige Vorſprünge und Thürmchen anzubringen, und von dem alten Verſammlungsorte der zwölf Parlamentsrichter, der lange Zeit aus einem Thurmzimmer dieſes Hauſes beſtand, war dem Könige Franz niemals angenehm. Der alte fränkiſche Geſchmack, welcher winklige Räume, kleine Fenſter, ſchmale Treppen liebte, herrſchte darin trotz aller angebrachten Aenderungen, und dieſer Geſchmack beſcheidener Lehnsherrſchaft war dem modernen Könige zuwider. Er brauchte weite und große Verhältniſſe, ſein Baugeſchmack hing eng zuſammen mit ſeinem ſouveränen Regierungsgeſchmacke, über welchen er ſich freilich, Ritterthum und neues Königthum kraus durcheinander miſchend, nicht ſo klare Rechenſchaft zu geben wußte als über den Styl ſeiner Bauten.

Hölzernes Getäfel bis an die Hälfte der Wandhöhe lief um die Mauern dieſes Saales herum, und war ringsum einige Fuß hoch vom Boden zu Sitzen mit hölzernen Armlehnen aus Eichenholz ausgearbeitet, ſo daß das Ganze theils an eine Kapelle, theils an uralte Rathhausſäle erinnerte. In einem Winkel ſtand vor dieſen Sitzen ein ſchmaler Tiſch, und hinter dieſem Tiſche ſaßen, auch für einen nicht Kurzſichtigen kaum erkennbar, drei Männer in talarartigen Gewändern. Der eine war Florentin im violetten Prälatentalar, der andere Duprat im rothen Richtergewande, der dritte deſſen Schreiber, welcher zum Protokoll die Feder geſpitzt hielt, im langen Kleide von ſchwarzer Serge. An der einzigen Eingangsthüre ſtanden zwei rieſenhohe

Trabanten mit Spießen, am mittleren der drei Fenſter, welche in den Hof des Hôtels führten, lehnte der Leibdiener der Regentin, welcher beauftragt ſein mochte, zu berichten, was ſich da unten ereigne. Der rieſelnde Nebel nämlich, welchen Budé bei ſeinem Ausgange kaum bemerkt, hatte ſich in einen vollſtändigen franzöſiſchen Winterregen verwandelt, und hatte die Bürger aus den Straßen hereingetrieben unter die niedrigen Arkaden, welche innerhalb des Hofes um das erſte Stockwerk des Hôtels umher liefen. Dies heftige Regenwetter und das Hereindrängen der Maſſe war ſo plötzlich geſchehen, daß man dem Zudrange durch Schluß des Thores nicht hatte vorbeugen können, und dieſe aufrühreriſche Maſſe der Bürgerſchaft, deren wirrender Stimmenlärm von Zeit zu Zeit mitten durch das Plätſchern des Regens hindurch heraufdrang, ſchien die Haſt der im ſchwarzen Gewande umherſchreitenden Regentin beſonders zu ſteigern. Nach den erſten Fragen und Aeußerungen ſah die Lage Budé's ſehr übel aus, und Margaretheus Meinung, er könne zum Sühnopfer für das aufrühreriſche Volk auserſehen ſein, ſchien ſich zu beſtätigen. Da er Duprat und deſſen Schreiber nicht erkannte, und keines förmlichen Verhörs, noch deſſen gewärtig war, daß jener Schreiber all ſeine Worte zu Papier brächte, ſo antwortete er anfangs unbefangen und unvorſichtig auf die Fragen der Regentin: welchen Theil er bisher genommen habe an der Reform? Es war überhaupt nicht ſeine Abſicht, allen Antheil daran abzuleugnen, und daß er dieſe Abſicht nicht hatte, war in dieſem Augenblick von unmittelbarer Lebensgefahr für ihn. Die Regentin, der Liebe wie des Haſſes in ausgedehntem Maße mächtig, haßte ihn, weil er ihre Lebensweiſe zum Oefteren öffentlich getadelt hatte, und weil er unwandelbarer Beſchützer der Chateaubriant war. Sie wußte wohl, daß der König außer ſich ſein würde über den Verluſt ſeines Studienkanzlers, aber ſie meinte, in ſo drohendem politiſchen Augenblicke die Staatsraiſon für ſich zu haben, und ſie war ſelbſt, vielleicht nicht blos durch die politiſche Gewitterſchwüle, in dieſem Augenblicke krankhaft

geſteigert. Kurz, ſie fragte in ihn hinein, mit dem Vorſatze, ihn zu verderben.

„Du gibſt Dir alſo gar nicht die Mühe zu leugnen“ — erwiderte ſie dann auf Budé's Zugeſtändniſſe — „daß Du thätigen Antheil an der ketzeriſchen ſogenannten Reform nimmſt?“

Wenn Ihr es thätigen Antheil nennt, daß ich meine Kenntniſſe gebrauche, um die ſchwierige Aufgabe löſen zu helfen —

„Und daß Du die ketzeriſchen Grundſätze mündlich und ſchriftlich verbreiten hilfſt! Das haſt Du gethan! Du haſt der Schweſter Deines Königs die Ohren damit erfüllt, Du haſt eine Perſon, welche eine Zeitlang wichtig war in dieſem Reiche, ja welcher eine Zeitlang mit der ſtolzeſten Ausſicht auf Erhebung geſchmeichelt wurde, welche alſo um ihres Einfluſſes auf Frankreich willen allen Neuerern eine Hauptperſon wurde, Du haſt die Gräfin Chateaubriant ſyſtematiſch der katholiſchen Kirche abtrünnig zu machen geſucht! Kannſt Du es leugnen?“

Ich habe das Thema mit ihr beſprochen —

„Du haſt ſie ſogar ſchriftlich damit beſtürmt, nachdem ſie ſich bereits der ihr von voreiligen Freunden zugedachten hohen Stellung unwürdig gemacht und in lüderlicher Lebensweiſe aus unſerer Nähe entfernt hatte, Du haſt —“

Dergleichen hat die Gräfin Chateaubriant, welche eine verehrenswerthe Dame iſt, nie gethan —

„Wir fragen Dich nicht um Deine befangene Meinung über dieſe verlorene Frau, wir beſchuldigen Dich, daß Du beſtrebt geweſen und beſtrebt biſt, ſie zur Königin des Ketzerthums in Frankreich zu machen, und daß Du jetzt noch, da das Land in ſchwerer Beſorgniß, dieſen verrätheriſchen Verkehr durch aufreizende Briefe mit ihr unterhalten haſt, kannſt Du es leugnen?“

Dies kann ich leugnen.

„Verräther, heute erſt haſt Du einen Brief von ihr erhalten, der von ausbündigen Prätenſionen und von Ketzereien ſtrotzt!

Kanzler Duprat, haltet dieſen Beweis dem lügneriſchen Manne unter die Augen!“

Als Kanzler Duprat vortrat und Budé den entwendeten Brief Françoiſens in deſſen Händen ſah, war er einen Augenblick ſo beſtürzt, daß ihm das Wort verſagte und er nicht auseinanderſetzen konnte, wie er ſein Ableugnen verſtanden wiſſen wollte. Die Regentin deutete dies Schweigen als Eingeſtändniß, und, da eben vom Hofe herauf Steine in die Fenſter des Saales flogen, und der Stimmenlärm zu dröhnendem Tumulte anſchwoll, ſo rief ſie mit erhöhter Stimme Florentin zu, er ſolle ans Fenſter treten, und dem Pariſer Pack verkündigen: der Vater aller Ketzerei in Frankreich ſei ſoeben entlarvt worden im Kanzler Guillaume Budé, und er ſolle dem Gerichte und der allgemeinen Sühne noch in dieſer Stunde zugeführt werden hinaus nach Montfaucon — noch Eins! Seine Helfershelferin ſei die Gräfin Chateaubriant, und noch in dieſer Stunde ſollten bewaffnete Reiter von Paris abgehen, um dieſelbe zum Spruche des geiſtlichen Gerichts, welches von jetzt an in dieſer Stadt errichtet werde, herbeizuholen, die Bürger der St. Honoré-Straße dürften ſich auf ein intereſſantes Schauſpiel freuen!

Während Florentin nach dem Fenſter ſchritt, befahl ſie den Trabanten, Budé zu ergreifen. —

Ehe aber der Prälat das Fenſter öffnen und die Trabanten Hand anlegen konnten, war die Herzogin Margaretha, welche bei den letzten Worten eingetreten war, haſtig bis zu Budé vorgeſchritten, hatte dieſen bei der Hand gefaßt und mit eben ſo ſtarker Stimme gerufen: haltet ein!

„Zurück Margaretha!“ rief die Regentin und ſtreckte die Hand nach ihr aus, als ob ſie Budé von ihr trennen wollte; Florentin ferner, dem ſolche Störung unnütz ſchien, öffnete ohne auf Margarethas Ruf zu achten das Fenſter.

Ich beſchwöre Dich im Namen unſeres Familienglücks, liebe Mutter, ſagte Margaretha haſtig, aber leiſe zur Regentin, regiere Deinen Zorn, er iſt Franz theuer, und Franz vergibt

Dir nie, wenn Du dem Ungeſtüme einer böſen Stunde folgſt und ihm einen Mann tödteſt, der ihm Freund und von unſchätzbarem Werthe, und den er auch um das größte Verbrechen nicht tödten ließe — Du verlierſt Deinen Sohn, wenn Du jetzt Deinem Zorne folgſt!

„Schweig!“ entgegnete Louiſe und blickte nach dem geöffneten Fenſter, von welchem ſich Florentin ſo eben eilig zurückzog, weil er mit einem Hagel von kleinen Steinen dergeſtalt begrüßt worden war, daß er nicht ſchnell genug hatte beiſeit kommen können und daß Blut über ſein Antlitz herunter ſchoß. „Canaillen von Manants!“ ſchrie die Regentin auf und wandte ſich, eine leidenſchaftlich beherzte Frau, ſelbſt nach dem Fenſter. Unerwartet wurde ſie von einer magern Hand feſtgehalten. Der ehrwürdige Biſchof Pierre Duchatel war eingetreten und hatte ſie ergriffen; er genoß damaliger Zeit bei allen Parteien des größten Anſehens, und dies Anſehen war auch für die Regentin von Ehrfurcht gebietender Macht. Seine plötzliche Erſcheinung, die ſie in ihrer Zornesbewegung nicht bemerkt hatte, trug dazu bei, daß ſie einen Augenblick verſtummte, und ihm zum Sprechen Zeit ließ. —

„Gnädigſte Herrin,“ ſprach er langſam, „Euer Leben darf nicht ſo gefährlichem Zufalle ausgeſetzt werden, es iſt zu koſtbar, es iſt dem Lande doppelt koſtbar in dieſem Augenblicke, da ganz Frankreich zittert für Euren Sohn, unſern König. Wiſſet Ihr denn, was für eine Nachricht durch Paris fliegt wie ein geflügelter Bote des Todes? Kein Menſch weiß, wo ſie her gekommen ſei, und doch lautet ſie in Worten Eures Sohnes, die Euch wie mir von erſchrecklicher Aechtheit erſcheinen müſſen —“

Welche Nachricht?

„Ihr habt keinen Brief vom Könige?“

Nein.

„Aber Paris hat einen, und er iſt kurzen und ſchrecklichen Inhalts!“

Welchen Inhalts?

„‚Alles iſt verloren, nur die Ehre nicht,‘ hat König Franz nach Paris geſchrieben.“

Gerechter Gott!

Von allen Seiten begleitete ein Schreckensſchrei dieſen Ausruf der Regentin und eine Pauſe trat ein.

Habt Ihr ſelbſt dieſe Worte geleſen? fragte endlich zitternd die Regentin.

„Nein, gnädigſte Frau,“ erwiderte Duchatel, „kein Menſch hat ſie geleſen, und doch zweifelt kein Menſch an ihrer Richtigkeit, und als ob ſie am Firmament geſchrieben ſtünden für Jedermann, ſo hört man von Jedermann die entſetzlichen Worte: ‚Tout est perdu fors l'honneur!‘“

Es war eine Zeitlang todtenſtill im Saale; auch im Hofe des Hôtels war es unter den Volksmaſſen plötzlich todtenſtill geworden, man hörte nur den Regen plätſchern, und den reißend ſchnell herannahenden Hufſchlag eines Roſſes. Dieſer Hufſchlag ſchien die Pariſer Bürger in geſpannte, ſchweigende Aufmerkſamkeit verſetzt zu haben. Ein über und über mit Koth beſpritzter Reiter flog um die Ecke, bog ins Thor des Hôtels und ſtürzte mit dem erſchöpften Pferde inmitten des Hofes, deſſen große Steine waſſerglatt waren, raſſelnd zu Boden. Ehe man ihm beiſpringen konnte, war er ſchon auf den Füßen und auf dem Wege nach der ſchmalen Treppe, das arme Thier ſeinem Schickſale überlaſſend, und an ſeiner ledernen Botentaſche heftelnd, als müſſe ſie geöffnet ſein, ehe er die Treppe erſtiegen. Lautlos aber einmüthig drängten ſich alle Bürger hinter ihm her die Treppe hinauf — man ſah dies Alles vom Saale herab kommen, denn auch dort war Jedermann ans Fenſter geeilt, und weder Regentin noch ſonſt Jemand achtete in dieſem Augenblicke auf die nachdringende Maſſe oder auf ſonſt etwas: die Botſchaft des Couriers verſchlang allen andern Antheil, und auf einen Wink der Regentin, welche übrigens, ſchrecklicher Nachricht gewärtig, regungslos ſtehen blieb, wurde der beſudelte Reiter ſogleich mitten in den Saal gelaſſen.

Er überreichte der Regentin einen breit gefalteten Brief, und während dieſe, ihn öffnend, ausrief: „Er lebt, Gott ſei Dank! es iſt die Schrift meines Sohnes!“ fragte er, wo er ein zweites, für den Herrn Kanzler Budé beſtimmtes Schreiben abgeben könne. Während Budé es in Empfang nahm, und die Pariſer Bürger in den Saal drangen, hatte die Regentin den Brief geöffnet und wollte ihn eben mit begierigen Augen überleſen, als wiederum die magere Hand Duchatels ſie berührte und dieſer unter allgemeinem Zurufe das Verlangen ausſprach, daß ſolche für ganz Frankreich gleich wichtige Nachricht laut verleſen werde. Die hierbei zurufenden Volksmaſſen, denen die ebenfalls patriotiſch betheiligten Trabanten den Eingang nicht ernſtlich gewehrt hatten, verhielten ſich übrigens achtungsvoll und mit abgenommenen Mützen, als ob ſie mit dem Eintritte in den Palaſt ſelbſt ganz andere Leute geworden ſeien.

Die Regentin, unter dem Einfluſſe der Ueberraſchung und der Mutterſorge — und am Ende hätte die Politik nichts dagegen zu ſagen gehabt — las das Schreiben des Königs mit lauter aber heftig zitternder Stimme wie folgt:

„Madame! Um Euch in Kenntniß zu ſetzen, wie ich den Druck meines Mißgeſchicks trage, ſo iſt mir von allen Dingen nichts übrig geblieben als die Ehre und das gerettete Leben, und ich habe, damit Euch die Nachrichten über mich doch von einigem Troſte ſeien, gebeten, daß man mich ſchreiben laſſe an Euch. Dieſe Gnade hat man mir bewilligt, und ich bitte Euch, keinem verzweifelten Schritte Euch hingeben zu wollen und Eurer gewohnten Klugheit eingedenk zu ſein; denn ich hoffe, daß mich doch am Ende Gott nicht ganz verlaſſen wird, und empfehle Euch Eure Enkel, meine Kinder, Euch bittend, dem Träger Dieſes freies Geleit nach und von Spanien zu geben, wohin er zum Kaiſer geht um Nachricht, wie er wolle, daß mit mir verfahren werde.“

Dieſer faſſungsloſe Brief furchtbaren Inhaltes fiel wie ein langer, zerſchmetternder Donnerſchlag auf alle Perſonen im

Saale. Gerade die Faſſungsloſigkeit der Worte, die man am wenigſten gewohnt war bei Aeußerungen des Königs Franz, ſteigerte den Eindruck des Unglücks bis zum Aeußerſten. Die Regentin, welche kaum noch im Stande geweſen war, die letzten Zeilen auszuſprechen, fiel mit ſchreiendem Schluchzen rücklings über und in die Arme des Mannes, den ſie eben vernichten gewollt, Guillaume Budé's. Margaretha ſtand lautlos, ihre Glieder flogen zitternd, als ob ſie der ärgſte Fieberfroſt ſchüttelte und Thränen rollten ſtromartig über ihre Wangen. Alle übrigen Anweſenden ſtießen nur vereinzelt erſchreckende Seufzer des Weh's aus, und ſchwiegen. Auch die Bürger von Paris ſtanden wie feſtgebannt und ſchweigend.

Der Biſchof Duchatel ermannte ſich zuerſt, und rief ihnen mit gebrochener Stimme zu, indem er den Prälat Florentin durch Hand und Blick aufforderte bewerkſtelligen zu helfen, was er anriethe: „Geht in die Kirchen und betet für König und Land, betet inbrünſtig wie die Iſraeliten es thaten, als der Aſſyrier an der Grenze war und ihren König gefangen hatte. Und alle Glocken ſollen läuten, und alle Welt ſoll zu Gott ſchreien um Hilfe!“

Mein Sohn, mein Sohn! ſchrie mit einem Male in herzzerſchneidendem Tone die Regentin, die ſich aus halber Ohnmacht empor riß, mein Sohn gefangen! Barmherziger Himmel ſchütze ihn! Eilt beten, beten, alle Welt ſoll beten!

Und während ſich die Bürger, beſtürzt von der Nachricht und von dem leidenſchaftlichen Schmerzesausdrucke dieſer Mutter, die man immer nur als ſtolze Herrin geſehen hatte, aus dem Saale hinausdrängten, faſt eilig hinausdrängten, als wäre es hier, wohin ſie noch kurz vorher gewaltſam geſtrebt hatten, ſchauerlicher denn anderswo, ſah ſich die Regentin ſtarren Auges im Kreiſe um, und fiel, indem ſie die Hand nach Budé ausſtreckte, ihrer Tochter Margaretha, von Neuem laut aufſchluchzend, in die Arme.

Dieſe Bewegung gegen Budé hin war keine unwillkürliche geweſen: ſie gehörte zu den Naturen, welche unbekümmert um das,

was im Wege ſtehen könnte, jederzeit da, wo es ſich um Weſentliches handelt, dem natürlichen Drange folgen, und für welche es in Augenblicken der Kriſis keinerlei Convenienz, keinerlei Rückſicht gibt. Sie bat Budé nicht um Verzeihung, daß ſie ihn kurz vorher mit dem Tode bedroht hatte, nein, ſie dachte jetzt, als ſie ihm die Hand hinſtreckte, mit keiner Sylbe an das, was der ſchrecklichen Nachricht vorausgegangen war, ſie wußte nur noch dieſe Nachricht und Budé's Anblick erinnerte ſie daran, daß er einer der treueſten Freunde ihres Sohnes, und für dieſen ſtets werth und belebend ſei. Meinem Sohne muß auf jede mögliche Weiſe geholfen werden! Das allein war ihr Gedanke, und zu dieſem Gedanken gehörten Budé und Margaretha. —

„Eilt zu ihm!“ rief ſie denn auch, als ſie vor Schluchzen wieder ſprechen konnte, „damit ihm einiger Troſt werde, damit er ſich nicht der Melancholie hingebe — ach, mein armer Franz! — Nehmt die Chateaubriant mit Euch, ihr Anblick wird ihn erfreuen — ich ſelbſt, ich will auf der Stelle an den Kaiſer ſchreiben und ihn beſchwören — da ſteht ja der Unglücksbote noch —“

Gnädigſte Frau — unterbrach ſie Budé, der in der Größe ſeines Herzens ihr ohne Weiteres das Attentat auf ſein Leben vergeben hatte — erholt Euch erſt, ehe Ihr etwas anordnet.

„Und er wartet, er ſchmachtet in Gefangenſchaft!“

Wir können ihm erſt nützen, wenn wir genau unterrichtet ſind —

„Da haſt Du Recht, Budé, ganz Recht —“

Und der Courier hat mir ein Schreiben, der Aufſchrift nach von Chabot de Brion, mitgebracht, ordnet nichts an, bis ich nachgeſehen habe, ob es uns nähere Aufſchlüſſe bringt —

„Oeffne, ſo öffne doch — lies! lies!“

Budé ſah bei Eröffnung des Briefes, daß der Eingang ſich auf ihn und die Gräfin Françoiſe perſönlich bezog und wollte dies überſchlagen, er winkte alſo dem Diener der Regentin, einen

Seſſel für die erſchöpfte Herrin herbeizubringen und ſuchte haſtig mit den Augen, wo der Brief die Darſtellung der allgemeinen Angelegenheiten aufnähme.

„Lies um Gotteswillen!“ rief ungeduldig die Regentin, „all Euer Perſönliches iſt ja jetzt gleichgiltig, es iſt ja Alles verändert, Alles ſchrecklich neu, lies, lies, wir billigen ja jetzt Alles was Ihr wünſcht, wenn mein Sohn dabei gerettet werden kann, lies!“

So las denn Budé, ohne ein Wort zu unterſchlagen, Folgendes:

„Im Unglücke denkt man ſeiner Freunde am lebhafteſten, lieber Budé. Ach, nicht damit ſie uns helfen ſollen, das erneuerte Andenken an ſie iſt uns ſchon eine Hilfe. Ich habe ſeit unſerer Abreiſe von Fontainebleau weder an Euch noch an Françoiſe geſchrieben, weil ich Herr meiner unglücklichen Sehnſucht zu werden hoffte durch hartnäckiges Abweiſen derſelben von meinem Gedächtniſſe. Es gelang mir nicht, und wäre mir auch ohne Marot's Ankunft nicht gelungen, der uns die unwürdige Handlungsweiſe der Herzogin von Angoulême in Betreff Françoiſens enthüllte. Dadurch wurde die Theilnahme des Königs für eine Liebe, die er nicht zu ſchätzen weiß, wieder angeſchürt und meine Eiferſucht, meine Sehnſucht ward von Neuem entflammt. Ich hab' es zuweilen — warum ſoll ich es Euch nicht geſtehen, braver Budé? — ich hab' es zuweilen verwünſcht, daß Franz mein König und Lehensherr ſei, und daß ich ihm deshalb nicht mit Herz und Schwert einen Schatz ſtreitig machen könne, den er nicht verdient. Wo früge aber die Neigung nach Verdienſt, ſie iſt despotiſch wie es der König von Frankreich ſein möchte. Glaubt übrigens den gebräuchlichen Reden nicht, daß ich zu denen gehörte, welche ihn in dieſem Beſtreben unterſtützten, nein, ich bin nur einmal gleichen Schrittes und Weges mit Bonnivet gegangen, und dies eine und letzte Mal freilich habe ich dadurch zum allgemeinen Verderben beigetragen. Wir haben eine Schlacht vor Pavia geliefert, Budé, haben ſie total verloren und ſind alle

gefangen. Die Blüthe unſeres Adels iſt getödtet, unſer Heer exiſtirt nicht mehr, unſer König und was ihm treu, iſt in den Händen habſüchtiger und ränkeluſtiger Feinde —"

Ein allgemeiner Schrei des Schmerzes unterbrach hier den Vorleſer.

„Ich ſchreibe dies, Budé, auf die Gefahr hin, daß man meinen Brief, welchen der Feind abſenden muß, öffne. Was iſt an meinem Schickſale gelegen! Ich habe nichts zu hoffen auf der Welt. Ihr ſollt, ſo viel an mir liegt, ein getreues Bild unſeres Unglücks erhalten, es wird für die Zukunft lehrreich ſein, und ſo habe ich doch vielleicht vor Pavia einigen Nutzen geſtiftet."

„Wir haben keinen Führer gehabt, der gleichzeitig genial und erfahren geweſen wäre. Daher kam uns die Kataſtrophe, denn daher kamen uns die Spaltungen und der ſtarre Eigenſinn. Der König iſt ein genialer Kriegsmann, er iſt ungemeiner Pläne und einer raſchen ungemeinen Anſtrengung fähig, des Muthes gedenke ich nicht erſt, denn der iſt ihm zweifellos im höchſten Grade eigen. Aber der König hat zu wenig Uebung im großen Kriege, der jetzt alljährlich neu ausgebildet wird, ſeine jüngeren Lieblinge unter den anführenden Seigneurs, Bonnivet, Montmorency, St. Marſault und ich, hatten nicht viel mehr Uebung als er, und die geübteren wie la Tremoille, la Paliſſe, Foix-Lescun, Louis d'Ars, verſtanden nicht, in die kühnen Ideen des Königs einzugehen, und ſo waren wir innerlichſt eigentlich immer ohne Zuſammenhang. Das brach ſchrecklich zu Tage am 24. Februar."

„Der Feind rückte ſchon vor vier Wochen von Lodi herüber gegen uns an, Pescaire, Lannoy und Bourbon führten ihn. All unſere älteren Führer, den alten Marſchall Chavannes la Paliſſe an der Spitze, ſchrieen in den König hinein, er ſoll ſich nicht einſperren laſſen zwiſchen Pavia und das anrückende kaiſerliche Heer, er ſolle die Belagerung Pavias für den Augenblick aufheben, auf Mailand zurückgehen und dort eine feſte

Stellung einnehmen. Wir jüngeren aber waren der Meinung, es stünde uns schlecht an, eine so lange betriebene Unternehmung wie diese Belagerung Pavias vor dem heranziehenden Landesverräther Bourbon aufzugeben, Bonnivet besonders sprach voll kriegerischen Uebermuthes dagegen, und der König hatte sich in Voraus verschworen, lieber zu sterben, als die Belagerung von Pavia aufzuheben. So blieben wir denn und verschanzten uns nach Kräften am linken Ufer des Tessino, welcher dem Feinde den Zutritt zu Pavia versperrte. Dorthin lehnte sich unser rechter Flügel; die Front unseres Lagers von der Seite nach Lodi ward durch einen Wallgraben vertheidigt, und unser linker Flügel stützte sich auf den Park von Mirabello, der von Mauern eingeschlossen ist. Ach, Budé, dort hab' ich neben dem unseligen Herzog von Alençon gefochten." —

Mein Gott! rief bei Nennung ihres Gemahls die Herzogin Margaretha.

„Diese Villa, dieser Park, dessen Sträucher und Bäume bereits im hiesigen frühen Frühling zu knospen begannen, ist ein zauberischer Aufenthalt. Sie sind lange der Lieblingssitz der Herzöge von Mailand gewesen und hatten früher nur Dichter und Liebende gesehen und gehört. Zum ersten Male sollten sie die donnernden Kanonenschläge und den mannigfachen Todesschrei vernehmen. Ich wohnte mehrere Wochen in der prächtigen Villa unangefochten mit dem Herzoge von Alençon; wir bildeten die Arrièregarde unseres Heeres und waren am wenigsten darauf gefaßt, Mittelpunkt einer entscheidenden Schlacht zu werden. Die weiten Mauern des Parks waren auch ihres großen Umfanges wegen nicht vollständig zu decken und es hieß allgemein, der Feind leide an großem Geldmangel und halte nur mühselig seine Söldner zusammen. Wie thöricht! Diese Spanier haben ja in Amerika unerschöpfliche Quellen, man sagt, es würde das Gold dort gegraben wie bei uns der Eisenstein; kurz, gegen all unser Vermuthen hatte der Feind die Absicht, gerade durch unseren Park sich einen Weg nach Pavia zu bahnen. Und wie der Erfolg

gezeigt hat, war dieſe Abſicht ganz klug berechnet, denn der König mußte ſein verſchanztes Lager verlaſſen, um uns in Mirabello zu unterſtützen. In der Nacht zum 24. Februar, als ich mit dem Herzoge am Brettſpiele ſaß, hörten wir eine lebhafte Kanonade vom Lager des Königs her. Wir ſchickten Reiter aus, um Erkundigung einzuziehen und freuten uns, daß ſich der Feind die Köpfe einrennen wolle an den Palliſaden des alten Galiot de Genouillac, der unſere Verſchanzungen geleitet hatte und unſere Batterieen befehligte. — Wir Unglücklichen ſpielten ruhig weiter im Brett, und unſere einfältigen Reiter berichteten auch weiter nichts, als daß ſich der Feind gegen den Wallgraben im Schirme der Nacht nutzlos verſuche. Während deſſen arbeiteten die Spanier mit allen Kräften an unſerer Parkmauer, die Kanonade ſpielte nur auf, um das Geräuſch der Picken und Hacken zu übertäuben, und als der Tag graute, erfuhren wir zu unſerem Erſtaunen, es ſei eine Breſche von dreißig bis vierzig Toiſen Breite in der Parkmauer niedergeworfen und die ſpaniſche Armee ziehe im Sturmſchritt durch den Park nach Pavia hinüber. Ihr könnt denken, wie haſtig wir dreinfuhren in die Reihen, welche jenſeits unſerer äußerſten Linken wie ein dunkler Wald vorüberzogen. Das ging auch Anfangs vortrefflich und der Feind ſchien ſich Alles ſo eingerichtet zu haben, um gliederweiſe niedergemäht zu werden. Wir fielen mit voller Wucht in ſeine Flanke, und der alte Galiot hatte ſeine Schlünde vom Lager aus meiſterhaft gegen einen breit ausgehauenen Waldflügel gerichtet, welchen die Spanier überſchreiten mußten. Dieſen Flügel entlang warf er denn Alles nieder, was der ſpaniſchen Avantgarde, die wir unter den Händen hatten, in Maſſe nachdrückte. O, wie verheißungsvoll war die herbe Morgenluft und die roth aufſteigende Sonne: man ſah nur Köpfe und Arme der Spanier fliegen in der breiten Waldſchneiße von Galiot's Kugeln, ihre Reihen löſten ſich und ſie liefen zerſprengt nur noch einer nach dem andern, um das kleine Thal hinter den Flügel zu gewinnen. Da, ach, daß ich es ſagen muß! trat die unheilvolle Wendung ein: ich hatte dem

Könige anzeigen laſſen, daß ich ſo eben diesſeits des Flügels im Park ein ſpaniſches Bataillon zerriſſen und einige Kanonen genommen hätte und der König ſah ſelbſt, daß der Feind nur noch einzeln und flüchtig ſich zeigte, er hielt alſo voreilig den Sieg für geſichert, gab ſeinem Ungeſtüme vorzeitig nach und ſtürzte ſich mit der Gensdarmerie hervor aus dem Lager zum niederwerfenden Angriff. Bourbon und Pescaire ſollen gejubelt haben bei dieſem Anblicke, denn der König gab damit nicht nur ſeine feſte Stellung auf ſondern er maskirte auch unſer Geſchütz dadurch, daß er ſich gerade vor ihm herauswarf und es ſolchergeſtalt ſelbſt zum Schweigen nöthigte. Die Garniſon von Pavia benutzte denn auch dieſen Augenblick, hervorzubrechen unter Anführung des furchtbaren Antonio de Leyva, der uns ſo lange getrotzt hatte. Er drängte am Lager vorüber, das nicht mehr Truppen genug hatte, ihn zu hemmen und ſchloß ſich an den langſam vor uns weichenden ſpaniſchen Vortrab, der ſich auf die eiligſt aufmarſchirenden Schlachtreihen Pescaire's und Bourbon's zurückzog. Nun begann die volle Schlacht: wir hatten einen weſentlichen Vortheil unſerer Stellung verloren, aber wir hatten den vollen Muth des Gelingens,. und es wäre vielleicht Alles gut geworden, wenn Jedermann ſeine Schuldigkeit gethan hätte. Leider geſchah das nicht, und leider trat der ſchreiendſte Mangel gerade neben mir ein. Ich bildete mit dem Herzoge von Alençon alſo den linken Flügel nach der Mailänder Straße zu, an uns ſtieß zu unſerer Rechten ein ſtarkes Corps Schweizer, nach dieſem kam der König im Mittelpunkte der Schlacht und umgeben von der Blüthe des Landes; zwiſchen ihm und dem rechten Flügel kam eine verwogene Truppe deutſcher Lanzknechte, gegen 5000 an der Zahl, die letzten Ueberreſte der alten Banden aus Geldern und Weſtphalen, maſſive Leiber mit ruhiger, durchgreifender Courage, das Kaiſerhaus haſſend allerwege und im Reichsbanne vom Kaiſer Carl; den rechten Flügel endlich führte la Paliſſe. So ſtanden wir, ach, in meiner letzten Stunde werde ich's noch ſehen, wie die Morgenſonne über unſere Schlachtlinie vom alten

Paliſſe herüber, der vorgeritten war, um ſich umzuſchauen, die Reihen entlang ſchien bis zu dem gleichgiltigen Gemahle Margarethens, der am äußerſten Flügel hielt, als denke er bei erſter Gelegenheit umzukehren. Zwei Figuren ragten über Alle aus der Mitte hervor: die eine war König Franz, auf deſſen prachtvollem Helme und Harniſche die Morgenſonne mit beſonderem Wohlgefallen zu ruhen ſchien, wie fröhlich wehten ſeine weißen Federn im Morgenwinde zu uns hin, wie ſchrie ſein Hengſt, aus Tauſenden heraus erkennbar! Die zweite war der dunkle Herzog von Suffolk, der letzte Sproß des königlichen Hauſes York in England, den das regierende Haus Tudor geächtet hatte, und der bei uns die deutſchen Lanzknechte führte, ein finſter ausſehender langer Herr von erſtaunlicher Tapferkeit, deſſen Beiname „Weiße Roſe“ in grellem Widerſpruche ſtand mit der ihm eigenen düſteren Erſcheinung. Auf ihn und ſeine Schaar fiel wie ein Hagelwetter der erſte Angriff des Feindes: Bourbon warf ſeine deutſchen Lanzknechte auf unſere Deutſchen und dieſe Leute würgten einander, als ob Bären an einander geriethen. Die unſrigen, von den dazu beſtimmten Schweizern nicht unterſtützt, erlagen dem übermächtigen Andrange, die hohe „weiße Roſe“ fiel und Bourbon konnte ſich ſiegreich gegen unſeren rechten Flügel kehren. Siegreich! Das Schickſal war dieſem übeln Bourbon fortdauernd günſtig, auch unſer rechter Flügel ward geworfen, und der alte Paliſſe hat es nicht erlebt. Sein Pferd iſt tödtlich getroffen worden, die Maſſe iſt über ihn hergeſtürzt und ein neapolitaniſcher Capitän hat ihm den Degen abgenommen. Ein gemeiner Spanier aber, dem Italiener das gute Glück ſolch einer Gefangennehmung beneidend, hat ſeine Büchſe angeſchlagen und unſeren alten Krieger niederträchtiger Weiſe erſchoſſen. Es war ein grauenvoller Tag! Ihr könnt übrigens denken, daß unterdeſſen der König ſelbſt nicht müßig war, er wie wir waren in volle Arbeit getreten. An der Spitze ſeiner Gensdarmerie riß er die feindlichen Reiterreihen nieder immer eine nach der anderen; einen Marquis von St. Ange, der vom großen

Skanderbeg abſtammen ſoll und vier, fünf andere Führer des Feindes tödtete er mit eigener Hand; hier war furia francese, hier war glorreicher Kampf! Hoch König Franz! ſchrieen die Seigneurs in ſeiner Nähe und mähten und warfen ſo ſchön, ſo gewaltig! es wäre um die Spanier geſchehen geweſen, hätte Pescaire nicht ein Mittel ergriffen, das unritterlich genug war gegen ſolche Ritter, das aber freilich furchtbaren Erfolg hatte. Er verſtreuete, wie man eine Hand umwendet, gegen zweitauſend baskiſche Büchſenſchützen unter ſeine Reiter, eine unerhörte Art, die Reiterſchlacht zu vernichten! und ließ nun dieſe furchtbar gewandten und wie die Füchſe geſchmeidigen Schützen ſchießen und laden, laden und ſchießen auf unſere glänzendſten Rüſtungen und Wappenröcke, daß es nur zu bald ein Entſetzen wurde für Frankreich. Die Kerle ſollen bis mitten unter uns geweſen ſein, um in größter Nähe unſere Seigneurs vom älteſten Kriegsruhme von den Pferden zu ſchießen, wie man das widerſtandsloſe Wild niederwirft auf der Jagd. Grauenvoll, grauenvoll ging es her, raſch nach einander ſah man von den Pferden verſchwinden Louis de la Trémoille, und Ihr wißt, ein Trémoille iſt immer ein halbes Heer; Louis d'Ars, Bayart's Lehrer und Freund; San Sévérino, des Königs Großſtallmeiſter; den Baſtard von Savoyen; den Marſchall Foix-Lescun, Françoiſens zweiten Bruder — nun iſt nur Lautrec noch übrig von dieſem Kriegsgeſchlecht! — ach, und immer neue und neue! Nur die Helmfedern des Königs blieben immer noch hoch und es gelang ihm noch einmal, mit voller Wucht vorzudringen. Pescaire ward geworfen und verwundet, Lannoy mußte zurück, es hatte einen Augenblick in der Mitte ausgeſehen, als ſei der Sieg noch möglich, aber ach! wie ſoll ich's beſchreiben?! Ich hatte mich mit meinen Leuten mehr und mehr nach rechts zurückgedrängt, in die keilförmige Oeffnung hinein, welche der König in die Feinde bohrte, da werd' ich auf einmal mit Schrecken inne, daß es links neben und hinter mir leer iſt, leer! Der Herzog von Alençon hatte bei den Nachrichten: die Lanzknechte ſeien erwürgt, der rechte Flügel

geworfen, la Paliſſe todt, Trémoille, Foix todt, und die Mitte kämpfe nur noch für ihr Leben, er hatte den ſchwachen Kopf verloren und ſich mit der ganzen Gensdarmerie des linken Flügels zu ſchmählicher Flucht verhängten Zügels gewendet und das entſetzliche sauve qui peut —"

Unterbrecht Euch einen Augenblick, bat hier mit ſanften Worten der Biſchof Duchatel, — die Frau Herzogin von Alençon iſt beſinnungslos!

Solch ein Wicht von Gemahl, der den König und Frankreich ins Verderben geſtürzt, verdient keine Theilnahme, mein Kind, ſchrie die Regentin, indem ſie ihrer Tochter beiſtand.

Nicht aus Theilnahme für ihn, aus Scham, Alençon zu heißen, vergingen mir die Sinne, Mutter. —

Und der König! mein Sohn, mein tapferer Sohn, was wird mit ihm, fahrt fort, Budé, ich ermanne mich an ſeinem Muthe!

„und das entſetzliche sauve qui peut" — fuhr Budé im Vorleſen fort — „hatte die Schweizer neben und hinter mir weggeriſſen, ich ſah nichts als Staub und einzelne Flüchtige nach der Straße von Mailand zu und hiermit waren wir verloren; denn nun fiel die ganze ſchwere Schlacht auf den König allein und die Seigneurs, die ſich um ihn drängten!"

Mein Sohn, mein Sohn, wie hab' ich ſtatt zu klagen nur Gott zu danken, daß Dein Leben erhalten worden iſt in ſolcher grauſamen Noth! rief die Regentin.

„Es entſtand ein Gemetzel, denn von rechts und links ſchwenkte der ſiegreiche Feind auf dieſen unſeren letzten Kriegshaufen zuſammen, es wurde ein Schlachten, mein Herz zittert, wenn ich daran denke, was alles Entſetzliches in einer Viertelſtunde um mich her geſchah! Ich ſah Bonnivet, den Unglücklichen, auf den die Hauptverantwortlichkeit des Tages fiel und der ihn nicht überleben wollte, ich ſah ihn barhäuptig, beſtäubten, blutigen, ſtarren Antlitzes dem biederen Diesbach, dem Anführer der treulos gewordenen Schweizer zuwinken und zurufen, ſah wie

ſie, beide den Tod ſuchend, vorgeſtreckten Hauptes in die Spieße der Bourbon'ſchen Lanzknechte hinein rannten, und rücklings überſtürzten, ſah wie die Schaar um den König geſpalten wurde, wie der König, voll Blut von oben bis unten, allein focht, wie ſein Hengſt endlich hoch aufbäumte und mit ihm zuſammenſtürzte —"

Jeſu Maria!

„und ich flog in dem Augenblicke ebenfalls mit meinem getroffenen Roſſe zu Boden. Ach, verwundet und matt konnte ich nicht hervor unter der Laſt des Thieres und mußte wehrlos dreinſchauen, wie Bourbon umher ſuchte nach Bonnivet, um ihn zu erſchlagen, und wie er läſterte, als er das Racheopfer ſich entzogen fand. Der Tod beruhigt: Unglücklicher, hat er ausgerufen, Du biſt ſchuld am Unglücke Frankreichs und an dem meinigen! Als ob Bonnivet ihm gerathen hätte, Landesverräther zu werden!"

„Als man mich hervorzog war Alles vorbei. Der König hatte ſich vom ſtürzenden Pferde zu befreien gewußt und zu Fuß weiter gefochten wie ein Löwe. Umſonſt hatten ihm die Soldaten zugerufen, ſich zu ergeben; er hätte das Schickſal la Paliſſe's gehabt, wäre nicht Pompérant, der Gefährte Bourbons, dazu gekommen und hätte ihn erkannt und angerufen. Er hat ihn gebeten, ſich Bourbon anzuvertrauen, König Franz hat zornig erwidert, daß er mit dieſem Verräther nichts zu ſchaffen habe —"

O, mein Cäſar!

„und da iſt denn Lannoy, der Vicekönig von Neapel herbeigerufen worden, und hat knieend das blutige Schwert des Königs in Empfang genommen, das ſeinige dafür dem König bietend."

„So verlief, lieber Budé, die unglückliche Schlacht bei Pavia. Die Blüthe Frankreichs iſt dahin: was nicht todt iſt, das iſt gefangen, und wir ſind unſerer ſo viele hier unter den Feinden — der König von Navarra, Graf St. Pol, Fleuranges,

Montmorency, auch der kleine Marot, der dicht neben dem Könige verwundet und gefangen worden iſt — und die feindlichen Soldaten ſelbſt ſind ſo berauſcht von der Tapferkeit des Königs, daß es uns manchmal vorkommt, als ſei das Alles ein Traum, und als ſeien wir noch unter unſern Leuten. Aber ach, die Wunden brennen und erinnern uns an die herbe Wirklichkeit und ſoeben höre ich, daß der König, damit er dem gefährlichen Enthuſiasmus der deutſchen Lanzknechte, die ihn zum Führer haben wollen, entzogen werde, in eine Feſte gebracht werden ſoll. Ich ſchließe, um dieſe Blätter dem Boten mitgeben zu können, welcher ein Schreiben des Königs an die Frau Regentin bringen darf. Der Sieg unſerer Feinde iſt ſo groß, daß es ihnen gleichgiltig iſt, was wir darüber in die Heimat berichten. Tröſtet die Gräfin! Das Herz bricht mir, wenn ich an ihren Schmerz denke."

„Euer Chabot de Brion."

Es trat eine Pauſe nach dieſer Vorleſung ein: Der ſchreiende Schmerz hatte ſich bereits in Ausrufungen Luft gemacht und der traurige Moment war nun gekommen, in welchem Jedermann in weher Verzichtleiſtung all die bevorſtehenden traurigen Folgen an ſeinem Geiſte vorüberziehen läßt. Dieſe Folgen konnten entſetzlich werden, denn die Exiſtenz Frankreichs ſtand auf dem Spiele. Kein Heer, kein Führer, kein König war mehr vorhanden, und der Sieger von Pavia, Kaiſer Carl der Fünfte, der von den flandriſchen und brabantiſchen Städten im Norden den Rhein aufwärts bis in die Franche Comté, ja jetzt bis ins Mittelmeer hinein Frankreich umſchloß wie eine Schlange, der als König von Spanien über die Pyrenäen eben ſo ungehindert eindringen konnte, der im Bündniſſe mit England war, und dieſem Erbfeinde Frankreichs die Küſtenprovinzen von Bayonne bis Dünkirchen überlaſſen mochte, der mit dem ſüdlichen Hochlande Frankreichs den Sieger Bourbon entſchädigen würde, dieſer furchtbare Kaiſer erſchien nach dieſer Niederlage der Franzoſen wie ein Dämon des jüngſten Gerichts für Alles,

was bis daher in Frankreich geherrſcht hatte. Ein Wink von ihm ſchien hinreichend, um dies bereits ſo ſtolze Königreich auszuſtreichen.

Die Regentin, wie lebhafte Mutter ſie war, hatte auch die volle politiſche Einſicht und fand vielleicht deshalb raſcher als jeder Andere die Kraft zum Handeln. Denn politiſche Noth treibt, während andere Noth oft nur lähmen mag. Sie winkte dem Diener, einen kleinen eichenen Tiſch aus einem Winkel des Saales in die Mitte herzubringen vor den Lehnſeſſel, in welchen ſie geſunken war, und das Schreibematerial vom Gerichtstiſche, welcher jetzt ſeine Bedeutung verloren hatte, herbeizuholen. Ihr Buſen flog, ihre Lippen zuckten, aber dennoch ſchrieb ſie mit feſter Hand. Budé ſah die Ueberſchrift „Mon bon fils“ und glaubte deshalb, und weil die Feder ohne Stockung dahinflog, es ſchriebe die Regentin an König Franz. Sie ſchrieb aber an den Kaiſer und beſchwor dieſen, ihren Sohn königlich zu behandeln, und ſchrieb an den Hafencapitän von Marſeille, Galeeren abzuſenden an die italiſche Küſte, und ſchrieb an den Herzog von Geldern um Lanzknechte, und ſchrieb an Lautrec und an den Herzog von Vendôme: ſie zeigte in dieſem furchtbaren Augenblicke die volle Kraft der Regierungsfähigkeit. Sie bedurfte deren aber auch ganz und gar, denn die Proben drängten ſich nun einzeln herbei, da die Nachricht vom grenzenloſen Unglück wie ein Sturmwind durch Paris gefahren war. Noch ſtand oder kauerte vielmehr die Herzogin Margaretha an der Eichenbank, welche um den Saal herumlief, in unbeſchreiblichem Schmerze, denn ſie hatte ihren Gemahl, der jetzt Frankreich und ihren Bruder auf eine ſo nichtswürdige Weiſe ins Verderben ſtürzte, nicht einmal geliebt, ſie hatte ſich einer Convenienzheirat mit ihm geopfert und erntete nun ſo entſetzliche Früchte von dem Opfer. Noch ſtand Duprat regungslos neben ſeinem Schreiber: als ſcharfſinniger Mann überſah er mit innerem Grauen, welch Unheil ihm perſönlich aus dieſem Unheil des Landes erwachſen könne. Er hatte bis daher Alles auf die Gunſt des regierenden

Königshauſes geſtellt und dem Könige wie der Regentin zu Gefallen das Parlament tyranniſch genug behandelt. Nur zu gut kannte er die eigentliche Stimmung des Parlamentes, und durfte nicht zweifeln, daß dieſe jetzt drohend hervorbrechen, und ſeine Stellung, wenn nicht ſeine Freiheit und ſein Leben bedrohen werde. Ebenſo harrte Florentin regungslos der Dinge, die da kommen ſollten; auch er hatte nur Nachtheil zu erwarten, und die Aeußerung der Regentin, Françoiſe dem Könige als Tröſterin zu ſenden, bedrohte ihn unmittelbar. Nur für Budé, welchen des Landes Unglück tiefer betrübte als irgendwen, weil er am Lande ſelbſt, am Könige und an den mit dem Könige beſchloſſenen und nun ins Unberechenbare hinaus geſchobenen Plänen einer gründlichen Bildung des Landes mit ganzer Seele hing, nur für ihn eröffnete ſich mit jener Aeußerung der Regentin doch eine günſtige Ausſicht. Françoiſe wieder zur Macht zu bringen, war ihm nicht nur eine Herzensangelegenheit, ſondern auch von verheißungsvoller Bedeutung für all ſein Lebensintereſſe. Der Sinn für Reform in der Kirche, der Sinn für neue Bildung aller Art kam ſeines Erachtens mit ihr zur Herrſchaft, und wie ein ſanguiniſcher Gelehrter in ſeiner theoretiſchen Vorliebe die nächſten politiſchen Hinderniſſe für unbedeutende materielle Hinderniſſe erachtet, welche dem höheren Geiſt ohne Weiteres weichen müßten, ſo ſchlug er es gering an, daß der Fanatismus des herrſchenden Glaubens die Landes-Calamität ausbeuten könne bis zur Ausrottung aller Spur von Reform, und daß jetzt mehr als je dem Könige eine politiſche Heirat unabweisliches Bedürfniß, ja vielleicht einziges Rettungsmittel werden könne. Er ſah geſpannten Blickes auf die haſtig und unabläſſig ſchreibende Regentin; ſobald ſie nur das erſte Mal aufblickte, wollte er ihr vorſchlagen, mit der Herzogin Margaretha die Gräfin Françoiſe abzuholen, und mit dieſen beiden dem Könige angenehmſten Frauen nach Italien, und ſo weit es irgend erreichbar, in des Königs unmittelbare Nähe zu eilen.

Aber die Regentin ſchrieb und ſchrieb, die quälende Stille im Saale des Hôtels des Tournelles ward von keinem andern Geräuſche unterbrochen als dem, welches die eilig getriebene Feder und der außen plätſchernde Regen verurſachten. Der König und Frankreich ſollten verloren ſein und doch hatte es hier im Schooße der oberſten Landesmacht das Anſehen, als ſei überall tiefſte Ruhe. Budé, halb mit dem Rücken nach der Eintrittsthür gekehrt, bemerkte es erſt an der auffallend entſtehenden Unruhe des ſonſt ſo unveränderlichen Duprat, daß von jener Thür her eine Verwandlung der Scene ſich ankündige. Sich umwendend ſah er, daß in ſchwarzer Amtstracht die Räthe des Parlaments geräuſchlos, geiſterhaft einer nach dem andern eintraten, und im weiten Halbkreiſe ſchweigend ſich aufſtellten. Die Regentin wurde ihrer nicht gewahr und ſchrieb und ſchrieb.

Duprat verſuchte es, ſich ſeinen Amtsgenoſſen zu nähern, aber es gelang ihm nicht. Wollte er die Regentin durch kein Geräuſch ſtören, oder entſetzten ihn die eiskalten Blicke der Parlamentsräthe? Dieſe Leute, welche er bis daher ſo leicht geführt und beherrſcht hatte in unbefangen tyranniſchem Style, dieſe Leute ſchienen ihn gar nicht mehr zu kennen — verändert ein politiſches Ereigniß die Menſchen wie ein Luftwechſel das Wetter? Denn auch Duprat war ganz verändert, und je geſcheidter er ſonſt war, deſto wichtiger war dieſe Veränderung an ihm, deſto wichtiger für ihn ſelbſt: Es mußte doch plötzlich gewaltig viel Grund der Beſorgniß für ihn vorhanden ſein. Aus welchen Seelentheilen iſt das Gewiſſen zuſammengeſetzt? dachte Budé, der ihn betrachtete. Es nehmen doch gewiß alle daran Theil, und der Herzloſe und Kluge wird verlegen und betreten, ja geräth vom bloßen Gewiſſen aus in Verzweiflung, wenn ihm ſein eigener Verſtand die Gelegenheit aufdringlich zeigt, über ſich ſelbſt beſchämt zu ſein. Das Wiſſen unſerer Schwäche bildet das Gewiſſen.

Endlich ſah die Regentin von ihrem Schreiben auf, und erblickte die drohenden ſchwarzen Geſtalten. Es durchzuckte ſie

wie ein Dolchſtich; denn ſie wußte wohl, daß hiermit die Auflehnung gegen ihr Regiment begann und daß die Revolution jetzt von allen Seiten über ſie hereinbrechen werde. Aber ſie beſaß ein mächtig Naturell: Keine Schwäche zu zeigen war jetzt die Hauptſache, und ſie ſah auf die düſteren faltenreichen Geſichter der Parlamentsräthe mit großen, feſten Augen und ſo lange, daß mancher von ihnen ſeinen Blick ſenken mußte. Die Gewohnheit des Herrſchens iſt zur Hälfte die gerechte Fähigkeit des Herrſchens: die Parlamentsräthe waren im Rechte, und der fragend ſtrafende Blick der Regentin ſetzte doch einige in die Verlegenheit des Unrechts. Sie ſprach kein Wort zu ihnen, ſondern winkte dem Diener. Dieſer ſchien ſie zu verſtehen und ging hinaus. Unterdeß faltete ſie die Briefe; als ſie damit fertig und der Diener noch nicht zurück war, ſtand ſie auf und ſchritt auf die Parlamentsräthe zu. Der Vicepräſident derſelben hielt dies für den erwarteten Augenblick und begann zu reden —

Geduld, unterbrach ſie ihn, noch iſt Wichtigeres zu erledigen, als Euer Beileid anzuhören!

Nicht unſer Beileid allein auszudrücken ſind wir gekommen —

Es iſt Euer Amt, Alles in Beſchwerden einzuhüllen — unterbrach ſie ihn von Neuem — und ſo werdet Ihr denn auch im Augenblicke großer Landesgefahr die Erſten ſein, welche mit Klage und Beſchwerde Entzweiung erheben werden, ſtatt auf doppelt nöthige verſtärkte Einigung zu denken. Dies Klappern Eures Handwerks hat Euch bisher immer weiter vom Platze der Herrſchaft entfernt und wird Euch, wenn Ihr ſo fortfahrt, noch weiter davon entfernen —

Bei dieſen Worten kam der Diener mit brennenden Wachskerzen zurück, ſtellte ſie auf den Schreibtiſch der Regentin und legte Siegelwachs, Seidenfaden und Petſchaft daneben. Aber es folgten ihm auf dem Fuße eine Menge halb herrenmäßig halb bürgermäßig gekleideter Männer, die ſich hinter den Parlamentsräthen aufſtellten. Es war dies die Municipalität von

Paris und auch von dieſer mochte die Regentin kein bloßes Beileid erwarten, das Zucken ihres Antlitzes verrieth, daß ſie der fortgeſetzten Vorbereitung ſolcher Maſſenangriffe ſchwerlich länger die Spitze bieten könne und eine neue Wendung des Benehmens ſuchen müſſe. Im Stile ihres ſtolzen Benehmens wenigſtens Zeit für Ueberlegung zu gewinnen, wendete ſie ſich zum Diener, der das Siegelwachs ſchon bereit hielt, und reichte ihm den erſten Brief. Er träufelte das Wachs darauf und überreichte ihn dann wieder der Regentin, welche, nachdem ſie das Petſchaft darauf gedrückt, nach dem italieniſchen Boten rief. Dieſer Unglücksbote, mit Schweiß und Koth bedeckt, hatte in einem Winkel des Saales geharrt. Als er hervortrat, ſtreckte die Regentin ein offenes Blatt dem Diener hin, mit dem Finger den Ort andeutend, wohin das Wachs zu träufeln ſei und ſprach gleichzeitig zu dem Courier:

Dein Dienſt ſoll Dir königlich belohnt werden. Du haſt uns eine Unglücks-Nachricht gebracht, aber eine Nachricht, daß das Unglück geringer ſei als unſere aufgeſchreckte Einbildungskraft ſich vorſtellte. Hilf nun durch Deine Eile, daß dem Könige raſch geholfen werde. Je ſchneller Du dieſen Brief nach Madrid beförderſt, deſto eher iſt der König von Frankreich wieder in Paris. Hier — und dabei ſiegelte ſie das offene Blatt — iſt Dein Geleitsbrief. Gott ſchütze Deine Eil!

Der ſteif gewordene Bote polterte hinaus und die Regentin ſiegelte ſchweigend weiter. Dann übergab ſie drei Briefe dem Diener, bei jedem langſam die Aufſchrift vorleſend: An den Herzog von Geldern — der Reiter ſoll fliegen und dem Herzoge mündlich wiederholen, daß er ſeine Lanzknechte geradeaus über Paris führen ſoll; — An den Herzog von Guiſe — er ſoll die Truppen aus der Champagne ebenfalls über Paris führen; — An den Grafen Lautrec von Foix, der die ſavoyiſche Grenze zu beſetzen hat — für die beiden erſten die beſten Pferde aus meinem Stalle!

Als der Diener hinausging, blieb ſie nachdenkend, von den Deputationen abgekehrt vor dem Tiſche ſtehen, einen noch

ungeſiegelten Brief, wie es ſchien blos mechaniſch ergreifend. Es fing an, bei dem ununterbrochen ſtrömenden Regen zeitig dunkel zu werden, und die zwei Kerzen auf dem Armleuchter erhellten den düſtern Saal nur nothdürftig.

Der Vicepräſident unterbrach jetzt zum zweiten Mal die Stille und jetzt hatte die Regentin keine Veranlaſſung mehr, ihn wiederum zu unterbrechen. Er trug in nachdrücklichen und an Kraft immer wachſenden Worten die Beſchwerden des Parlamentes vor, welches ſeit Jahren vom Könige beeinträchtigt worden ſei. Das Parlament habe das Concordat nicht einregiſtrirt und doch nehme die Regierung fortwährend Bezug darauf, als wäre es ein unbeſtrittenes Geſetz. Das Parlament beſtehe darauf, daß die frühere Ordnung der kirchlichen Dinge, der alten Pragmatica gemäß, allein geſetzlich ſei. Das Parlament verlange ferner, daß die Stellen im Staatsdienſte, vor allem die Richterſtellen nicht fürder käuflich ſein ſollten für Geld; es werde der Richterſtand aufs Gemeinſte dadurch entwürdigt. Das Parlament verlange nachdrücklich, daß die außerordentlichen Commiſſionen für immer abgeſchafft würden. Sie entzögen den Angeklagten alle Sicherheit freien Richterſpruches, ſie entwürdigten das Recht zum Liebediener der Gewalt. So iſt Semblançay — ſetzte der Präſident hinzu — auf eine unrechtmäßige Weiſe verurtheilt worden, ein Mann, der uns Allen für tugendhaft gilt, iſt von einer der Parteilichkeit verdächtigen Commiſſion geradezu gemordet worden und unſer Kanzler, mit Entrüſtung müſſen wir es ſagen, ſteht all dieſen Ungeſetzlichkeiten an der Spitze! Er wird von uns Allen ſeiner Stellung für unwürdig erklärt und wir beſtehen darauf, daß er von dieſer Stunde an ſein Amt niederlege und vor Gericht geſtellt werde.

Der Kanzler Duprat?

Duprat! Duprat! ſchrieen die Räthe alleſammt. Er werde gerichtet zur Sühne Semblançay's! rieſen die Kühnſten, als der erſte Ruf verhallt war. Jedermann vernahm dieſe Worte und Duprat zitterte in Todesangſt.

Iſt dies Alles, was Ihr in ſo günſtiger Stunde verlangt? ſprach nach einer Pauſe die Regentin.

Die unglückliche Stunde des Landes ſei wenigſtens eine günſtige für das bürgerliche Recht, entgegnete der Präſident, welches Gefahr läuft, in einem willkürlichen Regimente des Königs unterzugehen. Der Himmel hat den König geſtraft, das Schwert, worauf er überall allein ſich geſtützt, iſt zerbrochen, es iſt alſo jetzt der richtige Augenblick für uns, zurückzufordern, was man uns mit Gewalt entriſſen hat, unſere Rechte und Freiheiten! Der Himmel hat ein Zeichen gegeben, daß es anders werden muß, wenn Frankreich beſtehen ſoll. Die ſchreckliche Niederlage bei Pavia iſt Strafe des Himmels! Ihr laßt die Ketzerei überall ungeſtraft ihr Haupt erheben; worauf ſollen wir ſchwören und ſchwören laſſen, wenn die Regierung uns die Religion anbrechen und verdächtigen läßt? Wir verlangen Gericht gegen die Ketzer!

Gericht gegen die Ketzer! ſchrieen die Räthe und die Municipal-Deputation ſtimmte donnernd ein in dieſen Ruf. Die Scene ward tumultuariſch und die Regentin hatte die Uebermacht vornehmer Ruhe hiermit verloren. Alles drängte ſich näher an ſie heran. Auf Duprat und Budé blickend ſchien ſie zu überlegen, ob es nicht gerathen ſei, dieſe beiden Männer zu opfern, um den ausbrechenden Sturm zu beſchwichtigen. Budé erkannte mit Schrecken, daß Alles wieder zu ſeinem Nachtheil geändert ſei und das Entſetzen, welches ihm vorher, da für ſeine Freundin keinerlei Ausſicht vorhanden ſchien, fremd geblieben war, ergriff ihn jetzt, da er wieder hoffen durfte, ſie dem Könige zuzuführen. Er griff wie ein Ertrinkender um ſich und faßte die Hand des greiſen Duchatel. Dieſer alte würdige Mann folgte auch ſogleich der Aufforderung und mühſam den leeren Seſſel der Regentin erſteigend gebot er mit mächtiger Prieſterſtimme Ruhe.

Er war ein allgemein verehrter Mann: Einer nach dem Andern ſchwieg, als man ihn erblickte und hörte, und er gewann Raum, zu ſprechen und zum Frieden zu mahnen. Ehe dies indeß

wirkſam geſchehen konnte, ſchrie einer der Municipalmänner, welcher hinten im Getümmel verblieben war und welcher den zur Ruhe winkenden und ſprechenden Biſchof noch nicht geſehen und gehört hatte: Greift zu, Ihr Herren! Es kommt eben Botſchaft vom Gouverneur, daß er ſich zu uns ſchlägt und uns Waffen ausliefert. Die Valois können Frankreich und Paris nicht mehr ſchützen, wir müſſen es ſelber thun! Greift den Budé, der unſere Söhne verderben läßt durch kauderwelſchen Unterricht und der als Hauptketzer die Noth über uns heraufgebracht hat. Er iſt zwar mager genug — ſetzte der dicke Mann, ein Kupferſchmied, der ſein Viertel mit Nachdruck zu regieren wußte, mit einem Anfluge guter Laune hinzu — mager genug, um einen ſchlechten Braten abzugeben, aber bei ſchlechter Zeit und zur Faſtenzeit ſchickt ſich's nicht anders, greift ihn!

Die Municipalherren drängten ſich hinzu, dieſem Aufrufe zu folgen, die Regentin zog ſich ſo gut es anging aus dem Tumulte zurück, und ſchien die beiden bedrohten Männer aufzugeben; Florentin, der ihr zur Seite geweſen, hatte ſich davon gemacht. Da erhob ſich Margaretha, die bis daher theilnahmslos verblieben war und drängte ſich durch die Menge zu Budé und Duchatel und griff, als ſie ihre Stimme und ihre Geberden ungehört und unbeachtet ſah, einen der Parlamentsherren nach dem Degen, zog ihn raſch aus der Scheide und ſchwang ihn verwegen um die Köpfe der nahe zuſammengedrängten Aufrührer, ſo daß dieſe theils vom Blitzen, theils vor der leicht verwundenden Berührung zurückwichen und ein leerer Raum ſowie eine augenblickliche Stille entſtand. Seid Ihr Franzoſen?! rief ſie heftig, dieſen Augenblick der Stille benutzend, — nimmermehr ſeid Ihr das! Ihr zeigt Euch roh im Unglücke, roh gegen Frauen, roh gegen Leidende! Kennt Ihr mich? Wißt Ihr, daß ich des Königs Schweſter, daß ich eine Valois bin, daß ich das grenzenloſe Elend erlebe, von meinem unwürdigen Gatten zu hören, ſeine Feigheit ſei ſchuld am Unglücke bei Pavia!

Deſto ſchlimmer für uns, ſchrie der Kupferſchmied, wenn die Prinzen von Geblüt hinter dem Hochmuthe die Feigheit verbergen. — Iſt's ein Grund, größere Rückſicht zu verlangen, wenn man das Unglück hat, größere Schuld zu haben? ſetzte ein Parlamentsrath hinzu und die Dazwiſchenkunft der Herzogin ſchien die Aufregung nur zu ſteigern. Umſonſt rief der Biſchof Duchatel mit gewaltiger Stimme über den Lärm hinweg und ermahnte zum Frieden, die Parlamentsräthe ergriffen eigenhändig den ihnen verhaßten Duprat, die Municipalherren ergriffen Budé und in politiſcher Meinung vereinigten ſich alle zu der offenbar vorgefaßten Abſicht, dem Frauen-Regimente der Valois ein Ende, und den nach Alençon nächſten Prinzen von Geblüt, den Herzog von Vendôme zum Regenten zu machen. Da, als ſie ſich bereits mit ihren Gefangenen zum Rückzuge wendeten, änderte ſich die Scene: dröhnenden Schrittes marſchirten die Trabanten des königlichen Hauſes, auf Befehl der Regentin heimlich durch Florentin herbeſchieden, in den Saal, durchbrachen mit vorgehaltenen Hellebarden die erſchreckt auseinander fahrenden Aufrührer und theilten das große Gemach, zwei Mann hoch aufgeſtellt, von der Thür bis an die entgegengeſetze Wand und linkshin wie rechtshin die Spieße ſtreckend, in zwei Theile. Die Regentin, dies vorausſehend, hatte ſich hinter den Schreibertiſch Duprat's der Thür gegenüber aufgeſtellt und erhob nun, da der Schrecken vollſtändiges Stillſchweigen heibeigeführt, ihre Stimme:

Das Parlament von Paris liefert ſeinen Vicepräſidenten, der unehrerbietig und aufrühreriſch geſprochen, als Geiſel aus, damit er im Chatelet den Ausgang der Klage, welche Ihr gegen den Kanzler Duprat erhoben, abwarte!

Die Municipalität von Paris thut Desgleichen mit Darennes, dem Kupferſchmiedmeiſter und darf ſich verſichert halten, daß ſein Kopf fällt, ſobald die Municipalitat noch einmal einen nur entfernt dem heutigen ähnelnden aufrühreriſchen Schritt verſucht. Der Herzog von Vendôme wird Euch weitere Nachricht von mir geben, wenn Ihr vor Ankunft der Geldern'ſchen

Lanzknechte und Guiſe's Truppen noch eine nähere Auskunft begehrt. Prevoſt, thut, wie ich befohlen!

Der Anführer der Trabanten verhaftete ohne irgend einen Widerſtand zu finden die beiden bezeichneten Männer, und alle übrigen entfernten ſich eilig, als auf einen Wink der Regentin der durch die Trabanten beſetzte Ausgang frei gegeben wurde.

Noch in derſelben Nacht reiſten die Regentin, die Herzogin und Budé gegen Lyon: dieſe, um dem Süden näher alle möglichen Anſtalten zur Unterſtützung oder Befreiung ihres Sohnes und zur Deckung der Landesgrenzen zu treffen, letztere beide um mit der Gräfin Françoiſe, welche durch einen Eilboten nach Avignon beſchieden wurde, dem Könige Geſellſchaft und Troſt in die Gefangenſchaft zu bringen. Die Regentin erhob ſich in dieſer ſchrecklichen Lage zur Höhe einer umſichtigen, mäßigen und doch energiſchen Herrſcherin und zur Höhe einer Mutter, welche alle Vorurtheile zum Opfer brachte, die ſchmerzhafte Lage ihres Sohnes zu erleichtern. Es iſt gleichgiltig, ſagte ſie zu Budé, was ich bisher von der Chateaubriant gedacht und wie ich in ihrem Betreff gehandelt habe, ſie iſt meinem Sohne werth, und fern ſei es von mir, ſie ihm von nun an, da er des Troſtes ſo bedürftig iſt, zu entziehen. Mit dieſer Aenderung der Lage verſchwindet auch mein Groll gegen Euch und Ihr könnt meines Schutzes ſicher ſein. Ihr ſeid meinem Sohne ebenfalls werth, Ihr ſeid welterfahren, ſeid im Vatican von Eurer früheren Geſandtſchaft her bekannt, ſeid vertraut mit den hundertfältigen Verhältniſſen Italiens, die jetzt bei der ungebührlich aufſchießenden, den Italienern unbequemen Uebermacht des Kaiſers leicht für einen Umſchwung zu handhaben ſein werden, geht, und arbeitet für Befreiung meines Sohnes, für Milderung der Niederlage. Ihr werdet die Italiener bereit finden, ſie haſſen den Spanier; hütet Euch vor Lannoy, dieſer Wallone gehört dem Kaiſer, aber ſchließt Euch an Pescara, er iſt zugänglich und begabt und redet Bourbon ins Gewiſſen. Vor allen Dingen

befreit meinen Sohn und ermahnt ihn, ſich als Gefangener Italiens, nicht des Kaiſers zu zeigen. Sucht eine Küſtenſtadt für ſeinen Aufenthaltsort auszuwirken und eilt, eilt!

13.

Die Sonne war untergegangen nach einem heißen Herbſttage, eine leichte Abendluft hatte ſich erhoben und wehte anmuthig durch die hohen Buchsbaumhecken, welche ein uraltes Thurmgemäuer umwucherten. Aus dieſem Thurme, welcher ringsum verſchloſſen während der Tageshitze kein Lebenszeichen verrathen hatte, ſtiegen jetzt zwei Diener die ſteinerne Treppe herab in einen Gartenraum, der durch undurchdringliche Hecken des wilden Feigenbaumes und der Aloe an den Seiten abgeſchloſſen war von tiefen Abgründen und der im Hintergrunde begrenzt wurde durch einen uralten ſpaniſchen Palaſt. Hinter dieſem Palaſte dachte ſich die Landzunge ab und das Terrain verband ſich gleichförmiger mit der tiefer liegenden Stadt. Dieſe Stadt war Madrid, jener Pallaſt ward bewohnt vom Herzoge von Infantado, jener Thurm war der Alcazar, eine Feſte aus der Maurenzeit, wie ſie ſich in jeder bedeutenden Stadt des mittlern und ſüdlichen Spanien vorfand.

Hierher hatte der ſpaniſche König und römiſch-deutſche Kaiſer Carl ſeinen Gefangenen von Pavia bringen laſſen und erſt ſeit er ihn hier hatte, hielt er ſich des Gefangenen für verſichert. Daß es ſo weit gekommen war lag vorzüglich in den ſo ganz von einander verſchiedenen Charakteren der beiden Herrſcher: Carl der Fünfte, ein nüchterner Politicus verſtand es wohl, den poetiſchen König Franz zu berechnen, dieſer aber, königlichen Sinnes

phantaſirend, königlichen Stil auch im ſiegreichen Gegner voraus-ſetzend, irrte ſich völlig in dieſem Kaiſer und gab ſich ihm dadurch völlig in die Hände.

Dies hatte ſich folgendermaßen zugetragen.

Lannoy hatte nach dem Siege von Pavia den König Franz, um ihn dem Enthuſiasmus der kaiſerlichen Truppen und einem aus ſolchem Enthuſiasmus leicht möglichen Befreiungsverſuche zu entrücken, nach der Feſtung Pizzighetone geführt. Dieſe liegt an der Adda zwiſchen Lodi und Cremona. Es kam dieſem verſchlagenen Wallonen Alles darauf an, den gefangenen König den Einflüſſen Pescara's und Bourbon's zu entziehen und er hütete ihn deshalb ſo unſcheinbar, aber auch ſo ſorgfältig wie möglich vor aller Berührung mit dieſen Heerführern, die ſich mit vollem Rechte vorzugsweiſe den Erfolg von Pavia zuſchrieben, und hütete ihn ebenſo vor der Verbindung mit den Franzoſen, welche ſich unter allen Geſtalten herzudrängten. An dieſer Vorſicht ſcheiterte auch die Hoffnung der Regentin, ihrem Sohne in der Schweſter, der Geliebten und dem Freunde Troſt und Rath zu ſenden. Umſonſt blieb Margaretha nach reiflicherer Ueberlegung in Marſeille zurück und ließ Françoiſe und Budé vorausziehen gen Pizzighetone, um auszukundſchaften, ob es für die Schweſter des Königs rathſam ſei, ſich unter die Feinde des Reiches zu wagen und ob ein unmittelbarer Verkehr mit dem Könige von Lannoy zu erlangen ſei. Lannoy war zu ſehr auf ſeiner Hut, um dem Könige Rathſchläge zukommen zu laſſen, und Budé hatte Wochen- ja Mondenlang die Herzogin zu vertröſten. Er ſelbſt und Françoiſe konnten nicht zu dem Gefangenen durchdringen, und erfuhren am 8. Juni zu ihrem großen Schrecken, daß der König zur Nachtzeit hinweggebracht worden ſei von Pizzighetone.

Es war nämlich Lannoy gelungen, König Franz in dem ritterlich phantaſtiſchen Glauben zu beſtärken, Kaiſer Carl betrachte des Gefangenen Lage vom edelſten Standpunkte, und es gebe für den König nichts Rathſameres, als ſich ohne Rückhalt

der Großmuth des Kaisers anzuvertrauen. Die Art, wie Kaiser Carl die Nachricht von der Schlacht bei Pavia aufgenommen, war allerdings geeignet, auch einen nüchternen Gefangenen in falsche Hoffnung einzuwiegen. Er hatte nicht gestattet, daß Siegesfeuer angezündet und daß die Glocken geläutet würden. Der Sieg sei so groß, hatte er erklärt, daß Gott allein die Ehre gebühre und daß er die schönste Veranlassung sei, durch Milde gegen den Feind sich dankbar zu erweisen. Noch mehr! setzte Lannoy hinzu, indem er dies dem Könige berichtete: der Bischof von Osma hat dem Kaiser gerathen, Eure Majestät so bald wie möglich und so billig wie möglich frei zu geben; denn — hat er bemerkt — man kann ihn doch nicht in immerwährender Gefangenschaft halten, und wenn man ihm zu harte Bedingungen auferlegt, so wird er sie brechen und den Krieg wieder anfangen mit Aufbietung aller Kräfte Frankreichs, welches trotz des Sieges bei Pavia noch unberührt von uns geblieben ist.

So war's gekommen, daß Franz in der ersten Zeit seiner Gefangenschaft den hingebendsten Brief an den Kaiser geschrieben hatte. „Ich habe," hieß es darin, „keinen andern Trost in meinem Leide als die Hoffnung auf Eure Güte. Seid Sieger Eures Sieges! — Der Wille eines Fürsten wie Ihr kann nur ein ehrenvoller und großmüthiger sein. Und für solche Ehrenhaftigkeit und solches Erbarmen mit mir könnt Ihr aus einem unnützen Gefangenen Euch einen Sclaven für immerdar in mir umtauschen."

Solche Hingebung war dem Charakter des Königs Franz vollkommen angemessen: das etwa Erniedrigende darin war für die Gesinnung, aus welcher es entsprang, keineswegs erniedrigend. Er war durchdrungen von dem ritterlichen Gedanken, der erbetenen Großmuth dankbar zu entsprechen, und um so größere Opfer zu bringen, je freier man die Wahl des Opfers ihm selbst überließe. Seine Befangenheit und sein Irrthum über die Zeitverhältnisse bestanden eben darin, daß er eine Zeit der bereits überall nöthig gewordenen gewinnlustigen Politik so behandelte,

als ob die europäiſchen Staaten in ſcharf gezogenen Grenzen und auf unwandelbaren Grundpfoſten vorlägen, und als ob er und der Kaiſer, zwei Hauptperſonen im Kampfe für europäiſches Gleichgewicht oder Uebergewicht eines Staates, zwei Privatperſonen werden könnten um einer ritterlichen Wallung halber, die ihm eigenthümlich war. Außerdem fühlte ſich ſein Naturell durch die Gefangenſchaft zu ausſchweifenden Schritten gedrängt. Dies Naturell, an freie Bewegung, an große Unternehmung gewöhnt, ward durch die Gefangenſchaft bis zur Verzweiflung gepeinigt und ward dadurch zu übertriebenen Entſchlüſſen für ſich und gegen ſich gedrängt. Die letztere Richtung machte ſich denn auch in eben ſolchem Uebermaße geltend, als die Antwort des Kaiſers eintraf und die bitterſte Enttäuſchung für ihn brachte. Der Kaiſer verlangte nicht weniger als: Burgund und die Picardie für ſich, die Provence und das Dauphiné außer den früheren Bourbon'ſchen Ländern für Carl von Bourbon, und die Normandie und die Guyenne und Gascogne für den König von England, ſo daß alſo das bereits ſo ſtolze Königthum Frankreich auf ein eingeengtes Binnen-Fürſtenthum zurückgebracht worden wäre. Franz riß ſein Schwert aus der Scheide, ſchrie dem Geſandten des Kaiſers zu: „Sagt Eurem Kaiſer, daß ich lieber ſterben als darein willigen wolle“ und war im Begriffe, ſich zu entleiben. Mit großer Mühe ward er daran verhindert. — Auf die Ueberſpannung nach dieſer Seite folgte denn nach einigen Wochen neue Abſpannung, und er ließ dem Kaiſer antragen, daß er all ſeine Rechte auf Italien und Flandern aufgeben, daß er Bourbon in alle verlorenen Rechte und Beſitzthümer einſetzen und ihm ſeine Schweſter Margaretha zur Gattin geben wolle — der Herzog von Alençon nämlich war vor Scham und Gram einige Wochen nach der Schlacht von Pavia geſtorben — daß er endlich des Kaiſers Schweſter, die Königin-Witwe von Portugal ehelichen und Burgund als die ihr gehörige Mitgift, welche den Kindern aus dieſer Ehe verbliebe, anerkennen wolle.

Dies that er, obwol er Françoiſe in ſeiner Nähe wußte, denn Lannoy hatte ihm dies, um ſein Verlangen nach Freiheit zu ſtacheln, keineswegs verſchwiegen, er that es, denn er lechzte nach Freiheit.

Aber dem Kaiſer genügte dies bei Weitem nicht; nach wochenlangem ungeduldigem Harren kam wieder ein ablehnender Beſcheid, und Lannoy ſah nun ſein Opfer ſo weit zermalmt als er es wünſchte, um den ihm zugedachten Hauptſchlag mit Erfolg verſuchen zu können. Er redete ihm vor, dieſe Schwierigkeiten entſtünden nur durch die einrathenden und zwiſchentragenden Miniſter und Geſandte, und würden auf der Stelle verſchwinden, wenn die beiden Herrſcher perſönlich mit einander unterhandeln könnten. Dieſer Vorſchlag war nur zu gut auf den Charakter des Königs Franz berechnet: mit einer mächtigen und ihrer Macht ſich bewußten Perſönlichkeit begabt, hoffte er, in Spanien ſelbſt, Aug' in Auge mit dem Kaiſer leichtlich ans Ziel zu kommen. Er ſah ſchon die großherzigen ſpaniſchen Granden um ſich, denen die ritterlichen Traditionen noch in Fleiſch und Blut lebten, und die ihm ſicherlich beiſtehen würden, es reizte ihn, auf eine ſo eigenthümliche Weiſe Spanien ſelbſt zu ſehen, und dieſem ſtolzen Volke einen auch im Unglücke ſtolzen König zu zeigen; er lechzte überdies nach einer Abwechſelung ſeines unerträglich einförmigen Zuſtandes in der Feſte Pizzighetone. Jeder Gefangene glaubt, etwas Anderes werde auch etwas Beſſeres ſein. Hätte Franz nur ein einziges Mal mit Budé ſprechen können, der neben Françoiſe in einem Landhauſe an der Adda wohnte und harrte, er wäre von ſeinem unſeligen Vorhaben ſchnell abgewendet worden. Budé hatte ſich überall Verbindungen eröffnet, außer Lannoy zeigten ſich ihm alle Führer zugänglich, ja es bildete ſich bereits unter Pescara's Leitung und unter ganz beſtimmter Form ein Abfall Italiens vom Kaiſer, kurz, es war mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß König Franz über kurz oder lang in Italien befreit werden könne. Von alle dem erfuhr der König nichts, und Lannoy wußte ihm im Gegentheile

die romantiſche Idee einer Reiſe nach Spanien ſo wünſchenswerth darzuſtellen, daß König Franz ritterlichen Stiles ſogar alle wahrſcheinlichen Mittel einer Befreiung, die ſich ihm auf der Ueberfahrt bieten konnten, ſelber unmöglich machte, um nur die Reiſe möglich zu machen. Der Befehl der Regentin nämlich, mit den Galeeren an der italieniſchen Küſte zu kreuzen, um für eine Befreiung des Königs bereit zu ſein, war ſorgfältig ins Werk geſetzt worden: Doria, im Dienſte Frankreichs, und Lafayette überwachten ſcharf das ligiriſche und das tyrrheniſche Meer; Lannoy hätte die Ueberfahrt nach Spanien mit dem Könige nicht wagen können, hätte ihm nicht der König ſelbſt einen Befehl an ſeine Admirale ausgeſtellt, einen Befehl des Inhalts: daß ſie der Ueberfahrt Lannoy's nicht nur durchaus nicht hinderlich ſein, ſondern ſogar ſechs franzöſiſche Galeeren zum ſicheren Geleit bis an die ſpaniſche Küſte mitſenden ſollten!

Unter ſolchen Umſtänden verließ der Vicekönig von Italien Lannoy mit ſeinem verblendeten Gefangenen in der Nacht des 7. Juni die Feſte Pizzighetone, ging mit ihm nach Genua und ſchiffte ſich dort ein nach der cataloniſchen Küſte.

Es war eine jener zauberiſchen Nächte Italiens: unter dem beginnenden Mondſcheine ſchwamm ein weißer Duft, welcher die Gegenſtände phantaſtiſch einhüllte, und die von der Hitze des Tages befreiten Menſchen ſchwärmten ſingend umher zwiſchen Weinbergen und Maisfeldern. Françoiſe und Budé waren unter ihnen, als ein großer Trupp wallouiſcher Reiter aus der Feſtung heraus die Straße entlang gezogen kam. Sie hüllten wie in einen ehernen Mantel den koſtbaren Gefangenen ein, aber die ahnende Liebe, Françoiſe, meinte über all die verdeckenden Reiterköpfe hinweg die weiße Feder, die eigenthümliche Kopfhaltung ihres Königs zu entdecken, ſie verließ haſtig den Arm Budé's und rief „François!“ — die weiße Feder wendete ſich, aber der Zug ſetzte ſich in Trab, Budé trat zu ihr und ſchalt ſie eine Thörin. —

Am andern Morgen wurde es kundig, daß die Liebe ganz recht geſehen und daß König Franz Pizzighetone verlaſſen habe.

Budé flog mit Françoiſe zu Pescara nach Mailand — dorthin, hieß es, ſei der König, obwol er zum Thor von Piacenza heraus geführt worden ſei. Der König war nicht in Mailand, und Pescara ſtellte ſich, wie Budé glaubte, ebenfalls überraſcht. Lannoy, ſagte er nachdenkend zu der eindringlich bittenden Françoiſe, hat davon geſprochen, den König nach Neapel zu bringen —

Nach Neapel, Budé!

Umſonſt eilten ſie dahin, Pescaire und Bourbon waren ebenfalls getäuſcht, auch ihnen wurde der König entführt!

In Valencia ward er gelandet und dort von den ſchönen Frauen des Landes, von den ritterlichen Granden mit mannigfachen Zeichen von Theilnahme, ganz wie er erwartet hatte, empfangen. Er ſtach auch ſo vortheilhaft ab von dem wortkargen, ernſten Carl, der immer mit ſtillen politiſchen Plänen beſchäftigt war und um Glanz und Schimmer der Erſcheinungswelt ſich wenig kümmerte. Aber Carl hatte natürlich kein Wohlgefallen an den Aeußerungen der Valencianer und ließ ihn vom Schloſſe Xativa bei Valencia, wo auch ein Handſtreich vom Meere her für Befreiung des Gefangenen zu fürchten war, nach Madrid führen. Ein Thurm des Alcazar nahm ihn hier auf, ein Gartenplatz, wie er oben beſchrieben iſt, war ihm zum Spaziergang angewieſen, ein Maulthier, welches er der Erwartung gemäß ausſchlug, ward ihm zu jeweiligem wohlbegleitetem Ritt angeboten, und der ſpaniſche König, der römiſch-deutſche Kaiſer, auf deſſen perſönliche Bekanntſchaft Franz ſo große und theure Hoffnung geſetzt, Carl ließ ſich nicht blicken, nicht in Madrid, nicht im Alcazar. Er blieb in Toledo und entſchuldigte ſich mit dringenden Regierungsgeſchäften; denn er fürchtete mit Recht, bei perſönlicher Unterhandlung zur Großmuth genöthigt zu werden, und er trachtete, ein nüchtern politiſcher Mann, nach größtmöglichem politiſchem Gewinn.

So war dem getäuſchten Könige in herbem Jammer der Sommer und Herbſt überaus traurig vergangen, ſchwere

Melancholie hatte ſich ſeines ſanguiniſchen Temperamentes bemächtigt, ſein Antlitz war blaß, ſein Auge eingefallen, ſein ſonſt ſo ſtolzer Gang ſchwankend, als er an jenem Herbſtabende in ſeinen Garten heraustrat. Die Gefängnißwärter trugen ein Ruhelager hinter ihm her und ſetzten es ins Freie, denn er war ſo abgemattet, der ſonſt ſo ungeſtüme Mann, daß er nach einigen Gängen ſich immer niederlaſſen mußte. War es ein Wunder? Völlig vom Glück verlaſſen, ein Mann, der des Glückes bedurfte wie die Pflanze der Sonne bedarf, ſah er überall das gelingen, was er für niedrig hielt, ſah er ungeſtraft das verachten, was ihm die Seele des Lebens war. Die Felonie Bourbons war ſiegreich, der unköniglichе Kaiſer — denn wie er einen ſo vertrauensvollen Gefangenen behandelte, das mußte dieſem Gefangenen unköniglich erſcheinen — ſchritt unaufhaltſam vorwärts zur alleinigen Herrſchaft in Europa! Die Gemeinheit regiert die Welt und das Ritterthum wird Chimäre! In dieſen Worten drückte er bitterlich aus, was ihm die Seele zerfraß.

Dieſe Abendſtunden waren ſeit Monden ſein einziger geringer Lebensreiz; die Freunde, welche mit ihm gefangen waren, Chabot de Brion und Anne de Montmorency ſahen es ungern, daß er ſich ſtets um dieſe Zeit von ihnen trennte, weil ſie meinten, er ergebe ſich in dieſen Stunden völliger Einſamkeit noch rückſichtsloſer der Sorge und Verzweiflung. Dem war aber nicht ſo: ſein überaus bewegliches Herz hatte ein romantiſches Intereſſe gefunden und zehrte daran mit der Unbefangenheit und gedankenloſen Hingebung eines Edelknaben. Allabendlich nämlich vernahm er einen Geſang, der ihm von Blois her theuer war, eine Romanze, die Françoiſe oft auf dem Balcone ſeiner Schweſter geſprochen, und welchem er, damals vom erſten, lieblichen Liebeszauber für die ſchüchterne Gräfin gefeſſelt, mit Entzücken auf der Terraſſe gelauſcht hatte. Stammte die Romanze aus der halbſpaniſchen Heimat Françoiſens, und war ſie deshalb auch in Madrid bekannt, oder lag noch eine nähere Beziehung zum Grunde, er wußte es nicht, er empfand nur, daß ſie ihn

anfänglich wie vergangenes Glück und mehr und mehr wie ein neu erreichbares Glück gemahnt hatte. Die Altſtimme der Sängerin war ſo geheimnißvoll kräftig und innig, und das Geheimniß, in welches ſie ſich hüllte, verdrängte von Tag zu Tage mehr die Anknüpfung an Françoiſe, erhöhte den Reiz des Abenteuers, das keinen weiteren Zweck zu haben ſchien. Die Stimme kam aus dem alten Pallaſte, der ſeinen Garten begrenzte, und zuweilen erſchien auf kleinem Balcone am linken Flügel des Palaſtes eine Frauengeſtalt; ſie ſchien die Sängerin zu ſein, ſang aber nie, wenn ſie ſich zeigte, und zeigte ſich nur bei dunklen Abenden, niemals im Mondesſchimmer. Mehrmals ſchon hatte Franz ſie angeredet, denn es trennte ihn nur ein eiſernes Gitter von dem ſchmalen Vorplatze des Pallaſtes, niemals aber hatte ſie ihm geantwortet, immer war ſie vom Balcone verſchwunden, wenn er ans Gitter trat und die Stimme erhob.

Es ſtanden keine Wachen hinter dieſem Gitter, und es war ihm frei geſtellt, in jenem Palaſt einzutreten, in welchem Brion und Montmorency ihr weniger behindertes Gefangenleben führten. Aber er hatte, da denn der Kaiſer einmal ihn ſtreng wie einen Gefangenen angeſehen wiſſen wollte, von vornherein trotzig darauf beſtanden, dieſer Gefangenſchaft auch alles Anſehen einer kleinlichen Behandlung zu geben: er hatte mit Entrüſtung das angebotene Maulthier ausgeſchlagen und niemals mit einem Schritte den Palaſt betreten. Er wußte, daß in den jenſeitigen Höfen des Palaſtes, ja unter ihm am Fuß der Abgründe, Trabanten und Späher in Menge Wache hielten, und daß der Herzog von Infantado, wenn auch nicht unter officiellem Namen ſein Hüter ſei. Wie oft ihn dieſer auch einlud, das Mittagsmahl bei ihm einzunehmen, oder ſeine Schachpartie bei ihm zu ſpielen, immer hatte es der König ſtolz abgelehnt mit dem Bemerken, er ſei des Kaiſers Gefangener im Alcazar, und er wolle den Schlummer des römiſchen Kaiſers dadurch nicht beunruhigen, daß er einen Fuß aus ſeinem Gefängniſſe ſetze; wenn ein Grand

von Spanien mit dem Könige von Frankreich ſpeiſen wolle, ſo möge er ſich nach dem Alcazar bemühen.

Brion und Montmorency, die täglich zu ihm kamen, wußten ihm über die Sängerin keine weitere Auskunft zu geben, als daß der Herzog wol eine ſchöne Tochter haben, daß er ſie aber in der Einſamkeit eines Kloſters verſteckt halten ſolle, weil er ſie nicht liebe, und ſie, wie man das zu thun pflege mit Dingen, die man der Welt nicht zuträglich erachtet, für den Himmel beſtimmt habe. Im Palaſte werde nie eine Dame geſehen, der man eine ſo junge, ſchöne Stimme zutrauen könne.

König Franz war an jenem Abende mehr als gewöhnlich erſchöpft; der Arzt, welchen ihm der Herzog von Infantado ſeit einiger Zeit täglich ſandte, hatte erklärt, es leide der König an einem verzehrenden Fieber, und es ſei wahrſcheinlich, daß ſeine Lebenskraft völlig erliege, wenn man nicht ein Mittel fände, ſeinen geſunkenen moraliſchen Muth aufzurichten. Auf der Stelle hatte der Herzog von Infantado, welcher ohnedies wie die ſämmtliche Grandezza Spaniens mit der Behandlung des Königs unzufrieden und dem leidenden Ritter zugethan war, einen Reitenden nach Toledo geſendet, und dem ſpaniſchen Könige melden laſſen: er ſei in Gefahr, alle Vortheile einer ſo ungewöhnlichen Gefangenſchaft mit dem Gefangenen ſelbſt, der ſichtlich dem Tode entgegen gehe, zu verlieren. — Das Gerücht von dieſem Zuſtande hatte ſich in Madrid verbreitet, und es waren an jenem Tage alle Kirchen angefüllt geweſen mit edlen Spaniern und Spanierinnen, die eingeſtandenermaßen für den König von Frankreich beteten. Ganz Madrid mißbilligte das Benehmen des Kaiſers, und man erzählte ſich mit einer gewiſſen Genugthuung, daß derſelbe vor einigen Tagen einen flammenden Brief von Erasmus, dem gelehrteſten Manne in der Chriſtenheit, erhalten habe, worin der tapfere, allen Künſten und Wiſſenſchaften ſo förderſame König Franz dem ſpaniſchen Könige ſtarken Ausdruckes ans Herz gelegt, ja worin dieſer letztere vor Europa verantwortlich gemacht worden ſei, wenn durch ſeine Härte die Welt

einen aller höheren Bildung ſo günſtigen Herrſcher verlieren ſollte.

Vielleicht war dieſe Steigerung der beſorglichen Lage des Königs ein Grund, daß jene romantiſche Frauen-Erſcheinung im Palaſte Infantado heute zum erſten Male zeitiger und deutlicher erſchien als je vorher. Das erſte Mondviertel ſtand am wolkenloſen Himmel, die Luft war ungewöhnlich klar; der König lehnte ermattet auf ſeinem Ruhelager, und die traurigſten Gedanken erfüllten ihn: in der Fülle ſeiner Kraft und ſeines Schaffens, in der Fülle ſeiner Lebensluſt ſo lange gefangen, unabſehbar lange gefangen zu ſein! Denn er beſaß, wenn auch nicht die Macht, doch den Trotz des Eigenſinns, und hatte in ſolcher Stimmung ſchon zu wiederholten Malen den Gedanken gefaßt, das Gefängniß nie wieder zu verlaſſen, wenn es nur mit ſo ungeheurem politiſchem Opfer, wie der Kaiſer es begehrte, geſchehen könne. Ueberkam ihn der Trotz, dann fühlte er ſich wol eine Zeitlang erhoben, aber die Melancholie nahm ihn bald darauf nur um ſo mächtiger ein. Er war eine jener ſonnigen Naturen, die zur Ertragung ihrer Exiſtenz immer in irgend einem Winkel derſelben eine kleine Freude ſehen müſſen, denen völlige Reizloſigkeit des Lebens der Tod ſelber iſt. Jene kleine Freude ward dann, unbekümmert um alle übrige Conſequenz ſeiner Lage, von ſeiner Phantaſie groß gezogen und immer größer gebildet, bis ſie alles Uebrige deckte und verbarg, und dem ganzen Leben eine neue Geſtalt verliehen hatte. Es mochte dies wol eben die bildende Künſtlernatur in ihm ſein. Und zwar die bildende; denn es zeigte ſich kein lyriſcher Beſtandtheil dabei, wie ungetrübt ſein Wohlwollen für Françoiſe von Chateaubriant war, ſeine Phantaſie ging nicht zurück zu ihr, ſeine Phantaſie — ſoll man ſie eine egoiſtiſche oder eine ſtets ſchöpferiſche nennen? — ſchuf ihre Geſtalten und Verhältniſſe immer in vortheilhaftem Zuſammenhange mit dem, was vor ihm lag. Zu einer dauernden Gefangenſchaft in Spanien brauchte ſie die Liebe einer vornehmen ſpaniſchen Dame, welche mit den Gelegenheiten des

Landes und der Landesſitte vertraut, welche in den ihm zunächſt liegenden Kreiſen mächtig ſei, ihm wenigſtens ein beſchränktes Paradies zu ſchaffen, welche vielleicht, denn Phantaſie will keinen Zügel, aus dem Herzen des ſpaniſchen Landes heraus ungewöhnliche und deshalb mit der Ehre verträgliche Befreiung erſchaffen könne. So waren ſeine Träume ſchon bei der unbekannten Sängerin, und ſein Auge ruhte unwillkürlich auf jenem Balcone, als in der That eine Frauengeſtalt dort erſchien und ihn unwillkürlich von ſeinem Sitze emporzog, wie man von den Mondesſtrahlen ſagt, daß ſie den tödtlich getroffenen Menſchen-Vampyr wieder beleben und zu voller Lebenskraft wieder aufrichten. Franz war vielleicht der Frauenliebe gegenüber eine ſolche Vampyr-Natur, und eine Atmoſſphäre neuer Frauenliebe hatte die Kraft übernatürlicher Belebung für ihn. Er ſchritt wie von Geiſtern getragen leiſe aber unaufhaltſam nach der linken Ecke des Eiſengitters, wo er dem Balcone und der weißen Frauengeſtalt am Nächſten, bis auf einige Schritte nahe war. Das Herz ſchlug ihm in lange entbehrter Freude, als er im Mondesſchimmer eine feine jugendliche Geſtalt zu erkennen glaubte, und mit einer Stimme, die ſüße Erregung verrieth, ſprach er caſtiliſch: Wer biſt Du, Engel, der mich in tiefem Leid erquickt?

Könnt' ich Euer Leid vermindern! — klang die Erwiderung im reinſten Franzöſiſch — wär' ich ein Engel, Euch wäre ſchon geholfen! Ich bin nur ein Boté, der Euch verkündigt, die beſſere Zeit ſei unterweges —

Sie iſt ſchon da mit der Verkündigung!

Der ſpaniſche König wird kommen, er muß kommen auf die Berichte, die man ihm abgeſtattet hat von Euch. Ihr werdet Euch ſprechen und Euer Loos wird ſich wenden.

Wer biſt Du!

Hört mich weiter, königlicher Herr! Eure Schweſter, die Herzogin Margaretha hat von unſerm Könige verlangt, daß er ihr Zutritt geſtatte nach Spanien und in den Alcazar; ſie hat

ihn erlangt, ſie kommt, Euch zu tröſten, Euch zu pflegen, Euch zu befreien, und ſie führt mit ſich —

Führt ſie Dich mit ſich, wenn ſie mit mir von hinnen zieht? — Gutes Kind, der Weg über die Pyrenäen iſt weit und ſchwer von Madrid für einen gefangenen König von Frankreich, und der Kaiſer in Toledo iſt weit und ſein Herz liegt tief, die kleinen Mittel finden es nicht aus, für mich lebt nur Troſt im Herzen des Weibes!

Nun, dies Weib, deſſen Herz Euch gehört, naht —

Wäre ſie da!

Morgen vielleicht iſt ſie ſchon da!

Warum nicht heute, warum nicht jetzt? Ich habe keine Zeit zu warten, mein Leben verſiegt — laß ſie da ſein, reich mir Deine Hand, Euer Kaiſer hat mir ſo viel Freiheit gelaſſen, daß ich gerade Deine Fingerſpitzen berühren und in der Berührung mein erſtarrtes Blut wieder beleben kann!

Und Ihr fragt mich nicht, wer mit Eurer Schweſter kommt?

Ich habe keine Zukunft, ſchenk mir die Gegenwart!

Man kommt!

Mit dieſen Worten trat die Dame raſch ins Zimmer zurück. — Der König ſah und hörte nichts; der Wiederkehr harrend ſtand er unbeweglich am Gitter; die Luft war ruhig, nicht das mindeſte Geräuſch ſtörte die nächtliche Stille, aber eine Viertelſtunde verging und kein Lebenszeichen ließ ſich vernehmen von dem Balcone. Da erklang endlich die Laute, die er ſchon ſo oft gehört, aus dem dunklen Balconzimmer, und die Stimme, welche er bereits liebte, erhob ſich, aber es war nicht das wohlbekannte Lied, es war eine caſtiliſche Romanze, die langſam geſungen Wort für Wort zu ihm drang:

„Kam der König vom Gebirge,
Ritt ein rabenſchwarzes Roß,
War der ſchönſte, ſchwarz von Augen,

Unter einem ſchönen Troß,
War ein König, ganz ein König!“

„Hielt er ſtill am Felſenſchloſſe
Unter ſteinernem Balcone:
Warum, rief er, blaſſes Mädchen,
Bleibſt Du fern von meinem Throne,
Von den Armen Deines Königs?“

„Niemand ſah das blaſſe Mädchen,
Und nur er vernahm die Stimme:
„„Ach ich fürchte mich, mein König,
Vor der Liebe Luſt und Grimme,
Vor der Liebe eines Königs!““

„„Denn der König und die Sonne
Seh'n zu Viel, um treu zu ſein,
Und der Herzen gar zu viele
Hoffen auf den gold'nen Schein
Einer Sonne und des Königs!““

„„Zieh vorüber, zieh vorüber,
Treue brichſt Du allerwegen —
Meine Arme ſind verſchloſſen!
Doch mein Herz iſt voller Segen
Ach für Dich, Du biſt der König!““

Die Abweſenden haben Unrecht! Das lag ſo tief im Blute des Königs Franz, daß ihm gar kein beſonderes Nachdenken erweckt wurde über die Gleichgiltigkeit, welche er gegen Françoiſens verkündigte Ankunft bewieſen hatte. Denn verſtanden hatte er es ganz wohl, daß ſie es ſei, von welcher die geheimnißvolle Dame ſprach, als ſie auf eine Begleiterin Margarethens hindeutete. Aber was da weiter? Sie war noch nicht da, ſie war ſeit einem Jahre fern von ihm, was kann ſich Alles in einem Jahre verändert haben an Schönheit, an Verſtand, an Intereſſe! Nicht daß

er gedacht hätte: Du liebſt Françoiſe nicht mehr, oder: ſie wird nicht mehr ſchön, ſie wird Dir in dieſem Augenblicke läſtig ſein! Nichts von alle dem! Aber ſie war nicht da, die Liebe zu ihr ſchwieg; vielleicht wird ſie wieder laut ſprechen, wenn er ſie erblickt; er beſchäftigt ſich aber nicht mit einem Vielleicht des Intereſſes, er braucht unmittelbares Leben, er iſt in vollem Antheile für die geheimnißvolle Dame, die ihm geſtern nach Beendigung der wunderlichen, aber himmliſch geſungenen Romanze kein weiteres Lebenszeichen gegeben hat. Die ganze Nacht hindurch hat er die eigenthümliche, wunderbar wohllautende Betonung gehört „Ach für Dich, Du biſt der König!“ Es giebt keinen feineren Reiz als den der Stimme, er weckt die zarteſten verborgenſten Kräfte unſerer Phantaſie und unſerer Sehnſucht. Menſchen, denen keinerlei Schönheit und Kunſt einen edleren Eindruck machen kann, öffnet ein Ton das Herz, die Trivialſten fühlen von der Muſik Empfindungen und Richtungen in ſich angeregt, die ihnen ſonſt wildfremd geblieben ſind und wol auch mit dem Verklingen der Töne wieder wildfremd werden, kurz der Ton iſt uns noch immer der größte Zauberer, weil wir den Nerv nicht bezeichnen können, den er, und er allein berührt. Es iſt ein Nerv eigenthümlichen Denkens, eines Denkens, das von der hergebrachten Logik kaum die Kleidung entlehnt und in unerhörten Kreiſen, halb Folgerung, halb Schöpfung, ſich bewegt. Dieſer Magnetismus des Tons, wenn man verſchiedene Elemente in eine Bezeichnung zuſammenmiſchen darf, erfüllte dem Könige den ſiebzehnten September 1525 mit jenem ſcheinbar grundloſen Rauſche wohliger Phantaſie, die nicht Rede ſteht über das Behagen, das ſie durch alle Adern ſtrömt. Es drängte ihn, Chabot de Brion, der ſeit Bonnivet's Tode und durch die Mitgefangenſchaft ihm am nächſten ſtand, das Abenteuer und die daher ſtammenden Wallungen ſeines Weſens mitzutheilen, als Brion wie gewöhnlich des Vormittags aus dem Palaſte herüber kam in den Alcazar, um Geſellſchaft zu leiſten, die politiſche Lage zu beſprechen oder Schach zu ſpielen mit dem Könige. Brion war

ein edles Gemüth, aber er konnte ſich doch einer freudigen Regung nicht erwehren, als er den König zum erſten Male ſo innerlich abgewendet ſah von Françoiſe. Er wußte wohl, daß ſich aus einer ſinnlichen Untreue bei dem lebhaften Naturell des Königs keine Folgerung ziehen laſſe auf deſſen wirkliches Herzensintereſſe, aber er ſah mit freudigem Erſtaunen, daß ſich die jetzige Untreue des Königs auf eine viel bedeutendere Art ankündigte. Und wenn ihm dabei der Schmerz Françoiſens vor die Seele trat, ſo erſchien ihm auch daneben die eigene Liebe zu ihr, eine unendliche Liebe, die Erſatz bieten könne für den Verluſt einer noch ſo reichen Welt. Denn zuverſichtlich und ſtolz war der Liebling eines Königs Franz.

Er theilte alſo dem Könige bereitwillig mit, was er über die geheimnißvolle Dame zu vermuthen ſich berechtigt glaube. Der König werde ſich erinnern, daß die Gräfin Chateaubriant in der letzten Zeit zu Fontainebleau eine junge Dame neben ſich gehabt habe —

Foi de gentilhomme, ich habe ſie am letzten Abende geſehen, und erinnere mich, daß ſie wie ein Engel ausſah! Aber —

Dieſe Dame war, ſo viel ich weiß, dieſelbe, welche auf Schloß Foix erzogen worden, eine Chimene von Infantado, die Tochter unſers Wirths, des Herzogs von Infantado, der eine unerklärliche Abneigung gegen ſie hegen ſoll.

Wie?

Ich weiß durch Meiſter Marot, daß ſie mit der Gräfin Schloß Fontainebleau verlaſſen hat, um nach Spanien heimzukehren, es ſcheint mir alſo, da ſie auch der Gräfin Lieder ſingt, ziemlich ſicher zu ſein, daß dieſe Unbekannte und Chimene von Infantado eine und dieſelbe Perſon iſt. Warum ſie der Herzog uns allen forgfältig verbirgt, mag Gott wiſſen, vielleicht eben um ihrer Schönheit und ihres Reizes willen, die keinem Franzoſen beſtimmt ſein ſollen. —

Es war der erſte glückliche Tag, den der König in ſeiner Gefangenſchaft verlebte, er hoffte mit Ungeduld auf den Abend;

das ſchwankende Bild Chimenens, welches er aus der Erinnerung hervorzuholen trachtete, verſchönerte ſich noch in ſeinen ungewiſſen Zügen mit dem Nebel ſpaniſcher Mondnacht, mit den Steigerungen, welche ihm der durch Leid überſpannte König beilegte, und nahm all ſein Sinnen und Träumen ein. Er beachtete die officiell eingehende Nachricht nicht, daß ſeine Schweſter wirklich unterwegs zu ihm ſei, er beachtete nicht, daß der Herzog von Infantado, der Biſchof von Osma und andere Granden ihm mit ungewöhnlicher Zuvorkommenheit an dieſem Tage aufwarteten, und mit ungewöhnlicher Zuverſichtlichkeit verſicherten, der König von Spanien werde nicht länger ſäumen, ſich perſönlich in Madrid einzuſtellen und die mißlichen Umſtände des Königs von Frankreich zu ſchlichten — er harrte nur des Sonnenunterganges, und beklagte ſich nur über die Hitze des Tages.

Dieſe Stimmung ſchlug indeſſen in die entgegengeſetzte über, als der Abend kam, als eine Stunde nach der andern dem einſam am Gitter harrenden Könige verging, ohne daß die Balconthür ſich geöffnet, ohne daß der mit Sehnſucht erwartete Geſang ſich irgendwo erhoben hätte. Aus der Stadt herüber klangen leiſe die Serenaden verliebter Caſtilier, aber um den alten Palaſt her regte ſich kein Ton als das Flüſtern des Nachtwindes in einem hohen Cypreſſenbaume, an welchem der König lehnte.

Dieſe Enttäuſchung wirkte auf den überreizten Franz mit unerhörter Gewalt: genöthigt ſeit ſo langer Zeit an ſeinem guten Glücke zu verzweifeln, ſah er auch hierin wieder nichts als die harte Ungunſt des Schickſals. Sie liebt Dich nicht! rief er ingrimmig aus, als er nach Mitternacht verzweiflungsvoll die Treppe zum Alcazar hinaufſchritt, — ſie iſt ein blödes, thörichtes Kind, das nur ein dürftig Mitleid für den Geliebten ihrer Freundin empfunden hat, und das kindiſch erſchrocken iſt vor dem Ausdrucke meines lebhaften Gefühls. Es iſt aus mit mir! Auch das kleinſte Glück wendet mir den Rücken, ich bin machtlos

und ſterbe kläglich bemitleidet im Lande romantiſcher Liebe! Sterben, ſterben will ich auch, denn todt bin ich bereits! —

Nach dieſer Erregung brach das Fieber, welches ſeit langer Zeit in ſeinen Adern einher ſchlich, mit heftiger Gewalt aus; die Diener eilten noch in der Nacht nach dem Arzte, denn der König, der ſich auf ſein Lager geworfen, redete in wilden Phantaſieen und war beſinnungslos.

Unter ſolchen Umſtänden brach der achtzehnte September an. Brion und Montmorency verließen das Zimmer des Königs nicht, und waren in der größten Beſorgniß um ihn. Mit der Abſpannung, welche der Gluth des Fiebers am Morgen gefolgt, war ihm die Beſinnung wieder gekehrt, aber er war von einer Theilnahmsloſigkeit und Abgeſtorbenheit, daß Alles um ihn her in qualvolle Angſt gerieth. Der enge Raum, welchen dieſe noch in mauriſcher Einrichtung beſtehenden Gemächer des Alcazars gewährten, erhöhte nur das Peinliche der Lage: das Schlafzimmer des Königs war ungemein ſchmal und empfing nur wenig Licht von der Gartenſeite. Dem Bedürfniſſe heißeſter Länder gemäß waren auch in Spanien die arabiſchen Häuſer ſo eingerichtet, daß ſie überall faſt eben ſo breites Mauerwerk als Zimmerbreite enthielten, und ſchon zu damaliger Zeit, als doch erſt die Uebergänge vom engen Feudalſchloſſe zum Palaſte ſich bewerkſtelligten, fand der von Italien nach Spanien verſetzte Seigneur oder Künſtler ſelbſt die berühmte Alhambra in dieſem Betracht unter ſeiner Erwartung. Der Alcazar zu Madrid aber konnte gar keinen Anſpruch machen auf einen Vergleich mit den vorzüglicheren Bauwerken der mauriſchen Zeit; die Mauren hatten der dürren caſtiliſchen Hochebene Madrids durchaus nicht die Wichtigkeit beigelegt, welche ſie unter den ſpäteren chriſtlichen Königen erhielt und welche ſie auch, in Deutſchland der Mark vergleichbar, viel mehr dem energiſchen Charakter der Bewohner als ihren natürlichen Vorzügen verdankte. Dazu waren die kleinen Fenſter des Alcazars ringsum durch hölzerne Schirme geſchloſſen und es herrſchte in den kleinen Zimmern und ſchmalen Gängen

ein immerwährendes Halbdunkel, welches die trübe Stimmung Brions und Montmorency's noch erhöhte.

Es war um die Mittagszeit, als sie durch Kanonenschüsse überrascht wurden. In kleinen Pausen folgten sich diese regelmäßig, und von ihren Sitzen auffahrend riefen die beiden Seigneurs einstimmig: Das muß der Kaiser sein!

König Franz zeigte nicht die geringste Theilnahme an dieser wichtigen, so lange schmerzlich ersehnten Nachricht. Brion erschrak bis ins Innerste bei der Bemerkung, daß der verhaßte Gegner nun gerade in einem Augenblicke eintreffen solle, da die sonst so mächtige Persönlichkeit des Königs von Frankreich völlig zerbrochen und unmächtig sei, um von einer persönlichen Zusammenkunft, für welche so viel geopfert worden, nur den geringsten Vortheil zu ziehen. — Hastig eilte er hinaus, um im Palaste Infantado genauere Kunde einzuholen.

Es war der Kaiser! Als Brion in die Halle des Palastes trat, von wo man die Höfe und den Platz nach der Stadt hin übersehen konnte, erblickte er schon den Zug reitender Trabanten, welche in der roth und schwarzen Tracht und mit den blank gezogenen Pallaschen in der Mittagssonne schimmerten, und langsam in den ersten Hof einritten auf ihren kolossalen pechschwarzen Hengsten aus Niederland. Hinter ihnen kam über den Platz eine breite Schaar berittener Herren — „Es ist der König von Spanien!“ rief der eilig zu ihm tretende Herzog von Infantado — „eilt hinüber, Herr Chabot de Brion, es Eurem Könige anzusagen.“

Dies ist Sache des spanischen Königs! erwiderte dieser nach kurzer Pause, während welcher er starr auf die näher kommende Schaar blickte, um die Person des Kaisers heraus zu finden — der König von Frankreich wird schwerlich heute zu sprechen sein.

„Um Christi willen, Herr Chabot de Brion, in diesem wichtigen Augenblicke keine kleinliche Empfindlichkeit! Wir wünschen wie Ihr ein ehrenvolles Ende dieser mißlichen Gefangen-

ſchaft; gebt unſerm Könige nicht gerechten Anlaß zu neuer Verzögerung!

Brion ging haſtig nach dem Alcazar zurück — „Gattinara iſt neben dem Könige, wie ich ſehe“ — rief ihm der Herzog von Infantado nach — „und er hat dem König bemerkt, wenn er ſeinen Gefangenen ſähe, ſo ſei der Gefangene dadurch ſo gut wie frei, denn es käme ein König zum andern —“

Brion hörte das Ende dieſer Rede nicht; er hatte den bekannten ſchwarzen Hut Bourbons in der Schaar erblickt, ihm ſchwoll das Herz vor Zorn und Angſt, daß ſein gefeierter König zerſtört, perſönlich nichtig in ſo entſcheidendem Augenblicke erſcheinen ſolle, in einem Augenblicke, der wenigſtens gewiß eine perſönliche Genugthuung zu Wege gebracht hätte, wenn König Franz in der ihm ſonſt eigenthümlichen vornehmen Gewalt erſchienen wäre.

Und doch ſah er wohl ein, daß die Freiheit Aller auf dem Spiele ſtand, ach, Montmorency und er dürſteten darnach wie Wüſtenwanderer nach einer Quelle!

In dieſer zwieſpältigen Stimmung, welche den dargebotenen Vortheil ausgebeutet und doch auch den franzöſiſchen Stolz nicht ausgeſetzt ſehen wollte, trat er wieder in des Königs Gemach und beſtätigte mit krampfhaftem Händedrucke dem fragenden Montmorency, es ſei der Kaiſer. Noch mehr, ſetzte er mit gepreßter Stimme hinzu, er iſt ſchon an der Schwelle! Was thun mit unſerm kranken Herrn, der ein Bild des Jammers darſtellt, ſtatt unſern ſtolzen König darzuſtellen!?

Was thun? entgegnete barſch Montmorency, ein in Fülle der Geſundheit und Jugend ſtrotzender Kriegsmann, er muß ſich ermannen, und er wird ſich ermannen, unſer König! Er beherrſcht Frankreich, er wird doch ſeinen Leib beherrſchen können! Mein König, rief er mit ſtarker Stimme und ergriff des Königs Hand, der Kaiſer Carl iſt vor der Thüre, um endlich ſeiner Schuldigkeit nachzukommen, und Euch zu ſprechen!

Der Kaiſer Carl! erwiderte Franz mit ſchwacher Stimme und ſtieß einen tiefen Seufzer aus.

Wollt Ihr Euch nicht erheben und ihm das ſtolze Herrſcherantlitz Frankreichs zeigen? ſetzte Montmorency hinzu.

Ich bin krank und kraftlos, und — muthlos, Montmorency, ſprecht ſtatt meiner!

Heilige Jungfrau Montmorency's! der blaſſe dürftige Kaiſer iſt endlich in unſerer Nähe und unſer ſtattlicher König iſt ſchwächer, denn ein Fieber!

Da trat ein Diener ein und meldete des Kaiſers Kanzler Mercurin von Gattinara —

Er komme! rief haſtig Brion —

Er warte! rief mit ſtärkerer Stimme Montmorency. Soll der Spanier, ſetzte er gegen Brion hinzu, unſern König in ſolchem Zuſtande ſehen?!

„Der König von Spanien tritt in den Alcazar!“ ſcholl es ſpaniſch aus einer donnernden Trabantenſtimme durch den Gang herauf, „der König von Spanien tritt in den Alcazar“ ward es in derſelben Mundart dicht an der Thür des Krankengemaches mit ſchallender Stimme wiederholt, und eine drückende Stille herrſchte hierauf in dieſem Gemache. Man ſah, daß es König Franz verſtanden hatte, eine hohe Röthe flog ſchnell über ſein eingefallenes, vom ſtarken Barte beſchattetes Antlitz; aber die Röthe ging raſch vorüber wie ſie gekommen war, regungslos blieb Franz auf ſeinem Lager, man ſah nur am zitternden Hemd, daß ſeine Bruſt mächtig arbeitete, die körperliche Ermattung ſchien den moraliſchen Schwung nicht aufkommen zu laſſen.

Wohl denn! ſprach Montmorency, ſo werd' ich ihn abweiſen an der Thür, und ihm ſagen, daß er zu ſpät komme!

Weh uns! ſeufzte Brion, während Montmorency ſein Vorhaben auszuführen nach der Thüre ſchritt. Montpezas, ein franzöſiſcher Edelmann, der ſich mit ritterlicher Hingebung ſeit dem Tage von Pavia zum Leibdiener des Königs gemacht hatte,

trat in dieſem Augenblicke ein und rief: der Kaiſer folgt mir auf dem Fuße!

Führ' ihn in den Sternenſaal, Montmorency! rief jetzt plötzlich und Allen zum Erſtaunen König Franz, während er ſich krampfhaft aufrichtete — dort werd' ich ihn ſelber empfangen!

Kein Anderer vielleicht als Montmorency hätte dieſem Befehle eine Folge zugetraut, denn König Franz, vom Lager auf den Teppich tretend und ſich aufrichtend, zitterte und ſchwankte wie ein vom Winde bewegter Baumzweig, und er mußte mit beiden Händen nach dem hinzu eilenden Brion faſſen, um ſich aufrecht zu erhalten.

Aber Montmorency ging und König Franz, obwol an allen Gliedern zitternd, ließ ſich trotz Montpezas' Erinnerungen die Kleider anlegen und ſagte, als dies Geſchäft mühſam vollendet war und er eine Minute um Kräfte zu ſammeln geſeſſen hatte, zu Brion: Leih' mir Deine Schulter, Brion, und ſtehe feſt!

Damit erhob er ſich, legte ſeine Hand auf Brions Schulter und verſuchte es ſolchergeſtalt, hinauszugehen. Schon an der Thürſchwelle mußte er ruhen, aber mit der Hand feſter in Brions Schulter greifend, ſchritt er weiter.

Es hatte jener Sternenſaal ſeinen Namen davon, daß er, den ganzen Raum eines Thurmes in ſich begreifend, zu ſeiner Decke die Sterne des Himmels ſelber hatte, die man am Tage ſelbſt erblicken konnte. Kuppelartig hoch oben zugehend blieb eine runde Oeffnung in der Höhe übrig, welche nur in der rauhen Jahreszeit verdeckt, ſonſt aber dem freien Eindrange der Luft und des Lichtes offen gelaſſen wurde. Da dies Thurmgemach, unten etwa zehn Schritte breit, ſehr hoch und in ſeiner Luft- und Lichtöffnung ſehr ſchmal war, ſo drang in Ermangelung jeglichen Fenſters der Tagesſchein nur dürftig zum Boden herab, und die nackten, aber mit phantaſtiſcher Stuckarbeit verzierten Wände waren an fünf Stellen mit Armleuchtern verſehen, deren

Kerzenſchein den Bewohnern dieſes eigenthümlichen Raumes das Tageslicht erſetzte. Und inſoweit war doch die Gefangenſchaft eine königliche, daß in den Lebensbedürfniſſen königlicher Stil obwaltete und daß die Kerzen dieſes Geſellſchaftsſaales Tag und Nacht brannten.

Montmorency, von höchſtem franzöſiſchem Stolze in dieſem Saale, hatte den Kaiſer ſtumm begrüßt und in dieſen Salon geleitet. Auch der Kaiſer hatte geſchwiegen, bis ſie eingetreten waren; dann wendete er ſich mit einem höflichen Ausdruck des Antlitzes an den einfach gekleideten Seigneur, deſſen Geſicht, einfach ſtarke Züge und Formen zeigend, ſtockernſthaft drein ſah und ſprach: Euer Name, Herr?

Montmorency.

Ah, es freut mich, den Herrn eines ſo alten und berühmten Namens kennen zu lernen.

Es freut mich nicht, daß Eure kaiſerliche Majeſtät ihn unter ſolchen Umſtänden kennen lernt.

Euer König iſt unwohl?

Langeweile macht krank; er und ich nehmen uns beſſer aus, wenn wir zu Pferde ſitzen und die Trompete ſchmettert —

Wie bei Pavia! Ich weiß es — ſetzte er raſch hinzu mit einer leichten Handbewegung, welche ein Zucken der Hände Montmorency's beſchwichtigen zu ſollen ſchien — daß die franzöſiſchen Herren mit einer bewunderungswerthen perſönlichen Tapferkeit gefochten haben, und daß ich den Erfolg des Tages nur ihrem Unglücke und Gottes Gnade für mich ſchuldig bin — ich will nicht hoffen, daß es mein königlicher Bruder Franz von Frankreich iſt, welcher dort der Stütze eines Führers bedarf!?

Ihr ſeht den König von Frankreich! erwiderte barſch Montmorency.

Verzeiht, mein königlicher Bruder, ſprach der Kaiſer, indem er dem eintretenden Könige einige Schritte entgegen ging,

verzeiht, daß ich so spät meiner Schuldigkeit nachkomme, Euch in Spanien zu begrüßen.

Ihr kommt, mein Herr, Euren Gefangenen zu sehen.

Nein, ich komme, meinen Bruder und Freund zu sehen, den ich in Freiheit setzen will.

Die besten Früchte reifen am langsamsten! erwiderte Franz mit einem melancholischen Lächeln. Für meinen Wunsch und Euren Ruhm, setzte er hinzu, möge Gott geben, daß es für mich nicht zu spät geworden ist, die langsam gereifte Frucht zu genießen. Ihr findet meinen sonst gar tüchtigen Körper durch die Luft des Alcazars zerstört —

Das wolle die heilige Jungfrau zum Besten wenden! Es wäre uns ein ewiger Vorwurf, Euch in Spanien irgendwie an Leibeskräften gefährdet zu wissen, und ich hoffe zu Gott, die Erledigung unserer Geschäfte, welche nun wol in glatten Gleisen zu schleunigem Ende gehen wird, solle Euch bald wieder Kraft und Lebendigkeit verleihen.

Solche Wendung des Gesprächs war die gefährlichste für König Franz, der nicht nur ein sanguinischer, leicht zu unbegründeter Hoffnung geneigter Charakter, sondern ein wirklich großmüthiger Mensch war, welcher edle Absichten bereitwillig voraussetzte und das Verhältniß zwischen zwei Herrschern von einem zu hohen Standpunkte ansah, als daß ihm ein Gedanke kaufmännischer Ausbeutung solch einer Zusammenkunft in die Seele gekommen wäre. Da er also den Kaiser königlichen Stils sich äußern hörte, so gab er sich alsbald seinem ritterlichen Naturell hin, auf keinerlei Einzel-Bedingung einzugehen, ja durch vornehmes Ueberbieten alles dessen, was von Seiten des Kaisers wie Zugeständniß oder Opfer aussah, den königlichen Ton in höchster Höhe zu erhalten. Dies war aber gerade die Richtung des Gespräches, welche Kaiser Carl am Lebhaftesten wünschte. Er fürchtete eben, Franz werde genau und scharf die Bedingungen seiner Freilassung erörtern wollen und damit hätte er den Kaiser, der außer von Gattinara noch von drei Granden

des Reiches begleitet war, in die übelſte Lage verſetzt. Denn er konnte es wol wagen, mitten unter der großſinnigen und ſtolzen Grandezza das verdeckte, unüberſehbare Spiel der Politik mit mancherlei kleinen Mitteln zu treiben, dieſe Mittel erſchienen niemals officiell öffentlich; aber er konnte den ſtolzen Sinn der Grandezza nicht ohne Gefahr ſo beleidigen, daß er einem beſiegten und von aller Ariſtokratie Europa's hochgeachteten Könige übertriebene Bedingungen der Freilaſſung aus Kriegsgefangenſchaft mündlich wiederholt hätte, oder billige Forderungen des Königs mäkelnd und feilſchend abgeſchlagen hätte. Er war ohnedies in Allem was königliche Erſcheinung betrifft und was ſeinen moraliſchen Eindruck nie verfehlt, gegen dieſen franzöſiſchen König im Nachtheile, obwol dieſer krank war. Die Lebenskraft des Königs Franz erhöhte ſich mit den Anſprüchen, welche auf ihn eindrangen, mit den Ausſichten, welche ihm des Kaiſers Aeußerungen öffneten, und als man zwei offene Stühle in die Mitte des Saales rückte, damit die beiden Herrſcher nahe bei einander ſich niederlaſſen möchten, da beeinträchtigte die hohe breitſchulterige und doch fein gebildete Figur des franzöſiſchen Königs, der einen Augenblick ohne Brions Stütze aufrecht neben dem Kaiſer ſtand, dieſen blaſſen Kaiſer gar ſehr. Die röthliche Kerzenbeleuchtung erhöhte dem Könige die dunkelu Schatten des bärtigen Antlitzes, der dunklen Augen, der gebieteriſchen Naſe, und färbte günſtig die augenblickliche Bläſſe des übrigens energiſch gebildeten Antlitzes, während ſie das röthliche Blond des Kaiſers in Haar und Bart, und das verwaſchene Weiß von deſſen blaſſem Geſichte nicht zu heben vermochte. Seine unſchön zugeſchnittene Mittelfigur erſchien unvortheilhaft neben der des Königs, und nur das dunkelblaue, ſtillfeſte Auge konnte ihm für den aufmerkſamen Beobachter den Gedanken an eine Ueberlegenheit ſichern, die er wirklich beſaß, und auch in jener Unterredung wirklich geltend machte.

Als ſie ſich geſetzt hatten, ruhte dies Auge eine Weile, welche Franz mit leichter Höflichkeitsrede ausfüllte, auf dem

Könige, als wollte es an dem ſchönen Gegner die offene Stelle, durch welche einzudringen, und den Mittelpunkt, an welchem feſtzuhalten wäre, entdecken. Dennoch war etwas ungewöhnlich und war nicht bloß ein verſtändig Mächtiges bei mancher Gelegenheit in dieſem Auge Kaiſer Carls: es wurde zuweilen ſtarr, trat in ſich zurück mit dem Blicke, und war dann von unheimlicher Anmuthung. Raſch wie der Gedanke flog nur einen Augenblick lang dieſe wunderliche Blendung über des Kaiſers Auge, er hob ein wenig das Haupt, als jage er dies Erbtheil der wahnſinnig gewordenen Mutter von dannen und als beſinne er ſich, daß er dieſem poetiſchen Könige der Illuſionen nur nüchternen Verſtand entgegen zu ſetzen habe.

So geſchah es denn auch: er machte den fieberhaft aufgeregten König reden, und hielt durch ſparſame und immer zuvorkommende Einrede den angefangenen allgemeinen Ton der Unterredung feſt wie den Zügel eines in beſtimmte Gangart geſetzten Roſſes. Allerdings blieb der Eindruck der Liebenswürdigkeit, des großen königlichen Stils fortwährend auf Seiten des Königs Franz, auch für die Spanier, welche mit gerunzelter Stirn und Augenbraue dem kargen Weſen ihres Herrſchers zuſahen. Aber der endliche Sieg mußte dem Kaiſer bleiben, deſſen Worte und Verſprechungen alle gewogen waren.

Eine feine Hand — ſagte er mit der angedeuteten Abſicht, die Zwieſprache zu endigen — kommt uns zu Hilfe, uns freundlich und ſanft auseinander zu bringen: die verwitwete Frau Herzogin von Alençon, Eure Schweſter, hat an mich geſchrieben um freies Geleit, und ich denke, dieſe geiſtreiche Dame in den nächſten Tagen kennen zu lernen und Euch zuzuführen.

Dabei erhob ſich der Kaiſer, und wenn je ſo war jetzt der Augenblick gekommen, irgend eine beſtimmte Zuſage von ihm zu verlangen. König Franz, dem die Nervenanſpannung wie immer wohlgethan, und der ſich bereits wieder ſo kräftig fühlte, daß er keiner Stütze mehr bedurfte, empfand denn auch wol die Nothwendigkeit, aus den allgemeinen Formeln herauszutreten. Er

drückte dem Kaiſer ſeine Freude über die Ankunft der Schweſter aus, und ſetzte hinzu, daß er nun der ſchließlichen Forderungen für ſeine Freilaſſung gewärtig ſei.

Zweifelt nicht, entgegnete der Kaiſer ſchnell, an meiner aufrichtigſten Bereitwilligkeit. Die Frau Herzogin, die von nun an eine mir gefährliche Geſchäftsträgerin zwiſchen uns ſein wird, bringt Euch die neueſten Nachrichten aus Frankreich, und dieſen gemäß werdet Ihr mir Eure letzten Vorſchläge machen. Die Ketzerei in Deutſchland, deren unvermeidliche Folge, ein roher Bauernkrieg, der auch bis über Eure lothringiſche Grenze losgebrochen iſt, macht es uns zur dringenden Pflicht, zuſammenzuhalten, und ich hoffe, Euch bald mit mir verbündet zu ſehen gegen die hereinbrechende Barbarei des gemeinen Gedankens.

Durch dieſe Wendung war das nähere Eingehen in Unterhandlungen wiederum beſeitigt, und unter beſten Wünſchen für des Königs Geſundheit verließ der Kaiſer den Alcazar.

Der König, Montmorency und Brion waren allein im Sternenſaale zurückgeblieben. Alle drei, innerlich zufrieden mit der vornehmen, ja überlegenen Haltung, welche gegen den anfänglichen Anſchein Frankreich in dieſer Zuſammenkunft behauptet hatte, ſahen einander an und brachen gleichzeitig in ein ſchallendes Gelächter aus.

Wir haben wiederum gar nichts gewonnen, rief Brion mitten im Gelächter, als die Ehre!

Dieſer weiſe römiſche Kaiſer, rief Montmorency in dem nämlichen Tone, ſchlüpft um ſeinen Raub umher wie der Fuchs, der ſich ebenſo fürchtet, die ſtachliche Beute anzugreifen, wie ſie fahren zu laſſen!

Foi de gentilhomme, ſagte der König, der Jammer iſt nun aber doch dem Ende nahe! Er ſieht, daß er uns nicht zur Bettelei und Pflichtvergeſſung herunter bringt, und die öffentliche Stimme nöthigt ihn zum Anſtande.

Die eitel-leichtſinnigen Franzoſen waren in vollſtändigem Irrthume.

König Franz war durch die Aufregung wieder vollſtändig belebt und hatte ſich durch ein heiteres Mahl mit ſeinen Leidensgefährten hinreichend geſtärkt, ſo daß ihn der hereinbrechende Abend wieder eben ſo aufgelegt fand zum Liebesabenteuer, wie er es vor dem heftigen Krankheitsanfalle geweſen war. Alle Kriſen in ihm waren heftig und raſch, und ſeine Wünſche und Begierden waren von hartnäckiger Dauer, ſo lange ihnen die Befriedigung verſagt wurde. — Als Brion und Montmorency bei einbrechender Dunkelheit den Alcazar verlaſſen und ſich nach dem Palaſte zurückgezogen hatten, erwachte ihm von Neuem das unwiderſtehliche Verlangen, die geheimnißvolle und im geheimnißvollen Dunkel ſo zauberiſch lockende Dame an ſein Herz zu drücken. Es lebe das galante Abenteuer! Es lebe der Zauber des Weibes! rief er, aufgeweckt durch Mahl und Wein, vor ſich hin, und ſtieg mit dem Vorſatze heute den Balcon zu erſtürmen in den Garten hinab.

Ungewöhnliches Hin- und Hereilen mit Lichtern, ungewöhnliche Bewegung in dem Palaſte ſchrieb er der Anweſenheit des Kaiſers zu, von deſſen Begleitung vielleicht einige Gäſte beim Herzoge von Infantado zurückgeblieben ſeien. Er wußte durch Brion's Mittheilungen, daß er dadurch nicht behindert werden konnte, weil die Wohnung ſeiner Schönen eine völlig abgeſonderte Ecke des Palaſtes bilde, und man, vom Alcazar in den Flur des Palaſtes tretend, über die erſte kleine Treppe linker Hand jedenfalls ungeſtört in dieſen geheimnißvollen Bereich des Hauſes gelangen könne. Er war entſchloſſen, dies zu verſuchen, ſobald die Anweſenheit ſeiner Dame im Balcouzimmer vorauszuſetzen ſei, und ſich keine andere Gelegenheit durch Entgegenkommen der Dame oder vermittelſt des nicht eben hohen Balcons darbiete. Den Eigenſinn alſo, durchaus nicht das Gitter zu

überſchreiten, hatte er hinter ſich geworfen. Dieſe trotzige Periode ſeiner Gefangenſchaft ſei nun mit dem Beſuche des Kaiſers geſchloſſen.

Es gab nichts, was ihn mehr und unangenehmer hätte ausſetzen können, als dieſer Vorſatz! Namentlich an einem Tage, der ganz Madrid, der den Palaſt Infantado ſo ungewöhnlich in Bewegung ſetzte! Aber es gab auch nichts Dreiſteres, als des Königs Rückſichtsloſigkeit, wenn ſein Verlangen von Ungeduld geſtachelt wurde. Er mußte dann haben, was er heiſchte, er mußte es auf der Stelle haben, und wenn es Wohl und Wehe einer Welt aufs Spiel geſetzt hätte, und einen Tag ſpäter ohne die mindeſte Gefahr zu haben geweſen wäre.

Nur dazu hatte er Geduld, auf der ſteinernen Treppe vor dem Alcazar zu ſitzen, und irgend eines Lebenszeichens im Balconzimmer zu harren. Da er des Entſchluſſes ſicher war, ſo reizte ihn das Harren auf ein Signal. Romantiſche Maurin, flüſterte er lächelnd vor ſich hin, Du irrſt Dich, wenn Du meinſt, mich ungeſtraft herausfordern zu können! Ich gehöre nicht zu den unthätig ſchmachtenden Troubadours. Oder — ſpaniſch Blut iſt heißes Blut! — iſt es vielleicht gar die höchſte Zeit? Hat ſie mir geſtern ſchon gezürnt, daß ich vorgeſtern die dargebotene Gelegenheit nicht entſchloſſener ergriffen, den Balcon nicht erſtiegen habe, durch das Gitter, über die Treppen nicht hinauf gedrungen bin? Foi de gentilhomme, ich bin wol kläglich und furchtſam geworden in meinem heilloſen Kerker! So wird es ſein, und ich habe Eile, meine Ehre als romantiſcher Abenteurer aufrecht zu erhalten! —

In dieſem Augenblicke zeigten ſich Lichter auf der linken Seite des Palaſtes, ſie leuchteten und verſchwanden an mehreren Fenſtern vorüber, ſie wurden feſt im Balconzimmer — der König ſprang auf, er eilte ans Gitter, er ſah eine Dame, ſie verſchwand aber wieder und die Balconthüren waren geſchloſſen, es zeigte ſich nichts weiter, es verlautete nichts. Die Ungeduld ſchlug über ihm zuſammen, er riß das Gitter auf, er eilte unter

den Balcon! Aber es war von dieſem Balcon aus nicht der geringſte Anhalt nach unten hin geboten, er war nicht zu erreichen! Der König wendete ſich raſch und trat in den Flur des Palaſtes, deſſen Thür nur angelehnt war, wem aber begegnete er da? — dem Herzoge von Bourbon, der eben die Haupttreppe rechts herabgekommen war, und ſich nach den Höfen zu gewendet hatte. Der König erkannte ihn, der im vollen Lampenlichte des Flurs dahinſchritt, auf der Stelle, Bourbon, der nur halb ihm zugewendet war, ſchien ihn nicht ſogleich zu erkennen, wohl aber ſchien ihm die Figur des Königs aufzufallen, die im Dunkel der Flurthüre ſich bewegte. Er hemmte ſeinen Schritt, unentſchloſſen that der König einen Augenblick desgleichen, faßte ſich aber ſchnell und betrat die ganz an der Thür belegene Treppe linker Hand.

Er bemerkte, daß Bourbon nicht weiter ging — der ſchwere Schritt des ſtarken Kriegers hatte vorher ſtark genug auf dem Marmorboden des Flurs geklungen — und äußerſt unangenehm berührt von dieſer Begegnung ſchritt der König, an lauter widerwärtige Folgen denkend, die dunkle, ihm unbekannte Treppe langſam aufwärts.

Ach was! Spreche er, zu wem er möge! Die Dinge dahier ſind von heute an geändert und meiner Gunſt bedarf er doch, wenn er auch durch Friedensartikel in ſeinen Beſitz wieder eingeſetzt wird; ſein Bourbonnais wachſe noch ſo ſehr in die Breite, er bleibt mein Vaſall, und iſt meines guten Willens bedürftig!

Alſo denkend war der König in einen matt erleuchteten Vorſaal gekommen, ſeiner Berechnung nach konnte ihn nur noch eine Mauerbreite von etwa drei Fenſtern trennen vom Balconzimmer, welches er ſuchte. Er ſtand vor einer niedrigen Flügelthür, die ſeinem leiſen Drucke wich und ihn in ein großes, eben ſo matt wie der Vorſaal erleuchtetes Zimmer führte. Aber o Himmel, in dem daran ſtoßenden Gemache, welches ſeiner Berechnung nach das Balconzimmer ſein mußte, und deſſen halbe

Thür ein wenig geöffnet war, hörte er eine Frauenſtimme ſprechen! Seine reizende Unbekannte war alſo nicht allein. Und wenn es nur ihre Kammerfrau war, ſo war es eine üble Verlegenheit für ihn, denn wahrſcheinlich nahm ſie ihren Ausgang durch das Gemach, in deſſen Mitte er eben ſtand, und — was ihm noch übler dünkte als dies: die Unbekannte hatte alſo wol, da ſie ſich nicht allein verhielt, ſchwerlich auf einen ſolchen Ausdruck ſeiner romantiſchen Sinnesart, wie das dreiſte Eindringen in ihr Zimmer, gerechnet.

In dieſer Verlegenheit glaubte er auch obenein hinter ſich auf dem ſchmalen Vorſaale Schritte zu hören, ſo daß ihm alſo auch ein ſicherer Rückzug abgeſchnitten war. „So iſt denn jeder Gran von Glück," knirſchte er in ſich hinein, „aus meinem Leben gewichen! Der erſte Schritt, den ich aus dem ſtieren Leid heraus ſetze, wirrt mich in die unwürdigen Nothwendigkeiten des Täuſcheus und Lügeus. Daß Dich die Peſt! Brion und Montmorency muß ich geſucht haben — man kommt!"

Die Stimme aus dem vermeintlichen Balconzimmer nämlich hatte ſich der halbgeöffneten Thür genähert, er hörte die Worte „Muth, es wird Alles gut werden!" und erwartete mit wieder gewonnener Zuverſicht, ſeine Unbekannte auf der Schwelle erſcheinen zu ſehen, er hatte in dieſen Worten ihre Stimme erkannt. Aber nein, auf der entgegengeſetzten Seite, mehr nach rechts, nach den Höfen zu, hörte er eine Thür öffnen und ſchließen und bemerkte, daß es ſtill in dem Zimmer wurde, daß ſeine Dame alſo allein ſein müſſe. Leiſeſten Schrittes, wie er ihn auf der Jagd erlernt, ſchlich er bis an den halb offenen linken Flügel der Thür, um ins Zimmer blicken zu können. Er ſah die Dame, wunderſchönen Wuchſes, den Rücken ihm zukehrend, an einem Tiſche beſchäftigt, wie es ſchien mit Ordnen von Schmuckſachen. Der üppigſte Nacken, die ſchönſten Arme hoben ſich vom dunklen Haare, vom ſchwarzſeidenen Gewande, der König ſtand vor einem Reize, der ihm ſo lange entzogen worden, der ihm wunderbar traulich und mächtig verführeriſch

winkte, er ſtand eine Zeitlang unbeweglich und ſchwelgte in dem Anblicke, und folgte begierig den leichten Bewegungen der ſchönen Arme. Dann trat er, der lebhaften Neigung ſeines Naturells ſich hingebend, raſch ins Zimmer. Die Dame wendete ſich eben ſo raſch und zeigte ſich in Aufhebung der Arme, in Raſchheit und Heftigkeit der Bewegungen ſo ungeſtüm, daß er ihr Antlitz nicht ſogleich unterſcheiden konnte, aber mit Ueberraſchung ſah und fühlte, daß ſie an ſeine Bruſt flog.

Es war Françoiſe.

Franz war gutmüthig genug, ſich dieſer unerwarteten Begegnung zu freuen. Warum ſollte er auch nicht! In Liebe, wenn auch nicht eben in herzlicher Treue war er von ihr geſchieden, flüchtige Treuloſigkeiten abgerechnet hatte nichts ſein Grundverhältniß zu Françoiſe geſtört, und die Kriegsunfälle konnten doch nur geeignet ſein, ihm eine hingebende Frauenliebe werther und theurer zu machen. Die romantiſche Neigung zu der geheimnißvollen Dame dieſes Palaſtes ferner war doch bis jetzt nur ein tändelndes Spiel ſeiner Phantaſie, einer durch Einſamkeit überreizten Phantaſie geweſen. Am Ende mußte ſolche phantaſtiſche Reizung zum Vortheile Françoiſens ſelber gedeihen, da ſie das zufällige Glück hatte, ſeiner liebeſüchtigen Stimmung im entſcheidenden Augenblicke ſelbſt entgegen zu treten, und reizend entgegen zu treten! Denn der König fand ſie ſchön, ſchöner als je, liebenswürdig, ja liebenswürdiger als je in den Ergüſſen eines wahrhaft liebenden, ſich ſelbſt verläugnenden, ſeinen Liebesgegenſtand über Alles verherrlichenden Herzens. Der ſo lange aufgedämmte Strom voller Liebe ergoß ſich jetzt über ihn, den ſo tief Verarmten, mit voller berauſchender Fluth. Alles Glück hatte ſich ihm ſeit langer Zeit verſagt, nur dies engelgleiche Geſchöpf war ihm unerſchütterlich ergeben geblieben, und erſchien jetzt wie ſein guter Genius, ihm lang vermißte Lebensfreude, farbige Hoffnungen, herzliche Zuverſicht in vollem Maße wiederzubringen.

Ja, die Innigkeit ihres Weſens, die Heiterkeit einer Laune, die ihr neben dem Geliebten in vollem Schwunge liebenden

Uebermuthes ſprudelte, gewährten ihm eine ſelige Stunde; aber wenn dieſes Glück von Dauer ſein ſollte, ſo mußte dies endlich wieder vereinigte Liebespaar auf der Stelle nach Frankreich abreiſen können. Dann vielleicht kam nie zur Reife, was in dem Charaktergange des Königs leider vorbereitet war zum Verderben dieſes Liebesverhältniſſes. So erſcheint wol plötzlich ein Gewitter am Himmel und ſcheint durch Donner und Blitz und fruchtbaren Gußregen die verzehrende Schwüle einer heißen Jahreszeit umzuändern, aber das Wetter erſchöpft ſich, die herrſchende Stimmung der Atmosſphäre iſt nicht gründlich überwältigt worden, und mit der neu aufgehenden Sonne iſt die vorige Schwüle und Dürre wieder mächtig, als ob keine Unterbrechung ſtatt gefunden hätte.

Franz war wol gutmüthig, aber nur in beſtimmter Lage, die Gutmüthigkeit war nicht ausgeſchloſſen von ſeinem Charakter, aber ſie war kein herrſchender Grundzug desſelben. Seinem Unternehmungsſinne, und dieſer war ſeinem Herzen wie ſeinem Geiſte eigen, durfte nicht unmittelbar neben der gutmüthigen Regung ein Wink, eine Verſuchung erſcheinen, ſie wirkten immerdar ſtärker als die gutmüthige Regung. So hätte er die romantiſche Lockung ſeiner geheimnißvollen Dame vielleicht vergeſſen, oder ſie wäre untergegangen in ſolcher Freude des Wiederfindens, wenn Françoiſe dafür geſorgt hätte, daß ihn an dieſem Abende nichts mehr daran erinnert hätte. Und es wäre ihr ſo leicht geworden! Sie durfte ihn nur hinüberführen zur Schweſter Margaretha, mit der ſie angekommen war und die im andern Flügel wohnte, ſie durfte ihn nur eiligſt entfernen aus dieſen Gemächern ſeiner Gefängnißromantik, in welchen die Urheberin dieſer Romantik wohnte, und jeden Augenblick erſcheinen konnte. Denn Niemand anders als ſie war es geweſen, welche kurz vor Eintritt des Königs Françoiſe verlaſſen, auf kurze Zeit verlaſſen hatte. Aber wie konnte Françoiſe daran denken! Nach ſo langer Trennung den Geliebten wieder im Arm haltend ſollte ſie klug ſein, wo nicht einmal Aufforderung zur Klugheit vorlag! Doch

ſollte ſie's! Hierin, und hierin allein lag das Geheimniß, einen Mann wie König Franz dauernd zu feſſeln. Coquetterie im guten, vielleicht auch ein wenig im ſchlimmen Sinne war dieſer Künſtler-Natur gegenüber unerläßlich; durch unerwartete Verſagung, unvorhergeſehene Wendung mußte ihm das Sichere immer wieder unſicher, das Einfache mannigfaltig, das Liebesleben ein Roman werden, den nicht ſeine Laune und der Zufall, ſondern die Geliebte erfand. Leider glauben gerade die beſten Frauen ſo ſelten, daß die Liebe, wenn ſie dauernd ſein will, auch eine Kunſt ſein muß, ja ſie rechnen ihrem Herzen zur Ehre, was ſie der Kunſt zum Schaden thun. Françoiſe, ein reich begabtes Frauen-Naturell hatte einen Moment lang die Idee, den König inmitten des Liebestaumels hinweg zu führen, damit er die geliebte Schweſter begrüße. Gleichgiltig, ob dieſe Abſicht nur zur Hälfte aus einem künſtleriſchen Gedanken und zur andern Hälfte aus ihrem guten Herzen, Margarethen den Bruder eiligſt zuzuführen, ſtammen mochte; es wäre ihr Glück geweſen, wenn ſie ſelbige ausgeführt hätte, ihr Schickſal ſtand in dieſer ſcheinbaren Kleinigkeit auf dem Spiele.

Aber der König war ſo glücklich und ſo lieb in ihren Armen, er ſchalt ſo lieblich, daß ſie an etwas Anderes denken könne! Dennoch kam ſie darauf zurück, und traf die am Eindringlichſten klingende Saite, indem ſie erzählte, daß Budé und Meiſter Clément mitgekommen wären, und daß der letztere ſeine in der Gefangenſchaft ausgebildeten Talente der Intrigue vortrefflich gepflegt habe. Liebenswürdig und geiſtreich habe er ſie ununterbrochen von Station zu Station dergeſtalt in Bewegung geſetzt, daß der König, auf Marot's Vorbereitungen eingehend, mit ziemlicher Sicherheit ſogleich entfliehen könne. Die Pferde, ſetzte ſie hinzu, ſtehen bis Navarra bereit —

Für den König von Frankreich?

Nicht doch, für ihn, der als deutſcher Fürſt uns hergeleitet hat im Auftrage des Kaiſers und der mit neuen Aufträgen für die Regentin flugs wieder zurückkommen werde. In ſeinem

Gefolge, das er als ziemlich zahlreich angekündigt hat, könnteſt Du in ſechsunddreißig Stunden an der Grenze, und ſomit in Freiheit ſein.

Wäre ich aus dieſem ſorgfältig bewachten Palaſte heraus, und wäre ich meines eigenen Verſprechens, des Kaiſers Gefangener ſein zu wollen bis zum Friedensſchluſſe entbunden! —

Komm! Dieſer Poet iſt unerſchöpflich, er wird auch für dieſen zweiten, mißlichen Punkt eine Auskunft wiſſen. Hör' ihn wenigſtens. Für den erſten Punkt weiß er ſicherlich, und für dieſen gibt es heute, da man ſchaarenweiſe ſeit unſerer Ankunft hier aus- und eingeht, am erſten Rath. Vielleicht kehrt die Gelegenheit nicht mehr ſo günſtig wieder.

Der Poet blendet Dich: das nimmt ſich in der Schilderung artig aus, aber in der Wirklichkeit hat Marot zu wenig Uebung. Und bedenke die entſetzliche Lage, wenn es mißlingt! Wenn ich wie ein kläglicher Sünder vor dieſen ſtolzen Spaniern wieder erſcheinen müßte, oh!

Aber es kann gelingen! Und da der Kaiſer unbegreiflich niedrig all ſeinen Vortheil des Tages von Pavia darauf geſtellt hat, Dir, dem gefangenen Helden, Opfer abzupreſſen, da er mit ſeinem ſiegreichen Heere nicht ein Dorf Frankreichs während der anderthalb Jahre erobert und Deiner klugen Mutter hinreichende Zeit gelaſſen hat, neue Bündniſſe zu ſchließen, neue Truppen zu werben, und die Grenzen zu ſichern, ſo verliert er, betritt erſt Dein Fuß ohne zurückgelaſſene Bedingungen und Verſprechungen die Grenze, allen bisherigen Vortheil! Komm, höre, überlege!

Seit wann biſt Du denn ſo politiſch geworden, Françoiſe?

Mein Gott, ſeit ich nichts Beſſeres zu thun hatte, ſeit mein Liebhaber mich verlaſſen!

Sie küſſend erhob ſich der König, um ihr wirklich zu folgen — da ging die Thür hinter ihnen auf, dieſelbe Thür nach dem vorderen Theil des Palaſtes, durch welche vorher die geheimnißvolle

Dame ſich entfernt hatte, und dieſe ſelbige Dame trat ins Zimmer.

König Franz, umſchauend und ſie erblickend, ſtand wie verzaubert ſtill: die Frau, welche er am Arme hielt und welcher er noch eben vollen Herzens zugethan geweſen war, ſie war vergeſſen, ſeine Seele flog dieſem jugendlichen Geſchöpfe zu, und haftete in dieſen großen dunklen Augen, an dieſem die lieblichſte Melancholie ausdrückenden Munde, an dieſer feinen, in edlen weißen Stoff gekleideten Geſtalt. Das glänzend ſchwarze Haar, in langen Locken ringsum wallend, die dichten ſchwarzen Augenbrauen, und die überaus leiſe aufgehauchte Röthe verliehen dieſer Jugend einen Ausdruck von Ernſt und Beſtimmtheit, welcher jede leichtſinnige Regung zurückwies, und welcher jegliche Regung zu erheben ſchien. Ja, es war dasſelbe Mädchen-Antlitz, welches er an jenem Abende in Fontainebleau flüchtig geſehen hatte, es war Chimene. Aber das Mädchen war volle Jungfrau geworden. Die dunklen Augäpfel auf dem blauweißen Grunde hatten Energie, der Mund Feſtigkeit, der Hals Fülle, die Schultern Rundung gewonnen, ſie übertraf ſelbſt das Bild phantaſtiſcher Träume des Königs, und die tiefe aber milde Stimme, die er nun in der Nähe wieder vernahm, bewegte ihm das Herz in lieblichſtem Wohlbehagen.

Vergebt, ſprach ſie, ich habe, unbedacht heran tretend, Eure letzten Reden gehört, und möchte mit allem möglichen Nachdruck den Rath meiner Freundin Françoiſe unterſtützen. Flieht, König Franz!

Wollt Ihr uns begleiten auf unſerer Flucht?

Ich habe erfahren — ſetzte ſie erröthend hinzu, ohne die Frage des Königs zu beantworten — was der Kaiſer nach ſeinem Beſuch im Alcazar geäußert hat: es benimmt Euch jede Ausſicht auf die geringſte Nachgiebigkeit und Billigkeit von ſeiner Seite, und gibt Euch ein Recht, alle ritterliche Rückſicht, durch welche Ihr Euch ohne förmlichen Friedensſchluß zur Haft verpflichtet glaubt, bei Seite zu ſetzen.

Sprich, Chimene, was hat er geäußert? fragte Françoiſe, da der König dergeſtalt in den Anblick des Mädchens verſunken war, daß er ſelbſt bei dieſer wichtigen Behauptung keine Frage ſtellte.

Er hat meinem Vater anbefohlen, die Wachſamkeit zu verdoppeln, da der König von Frankreich in wunderlichen Illuſionen befangen ſei, und ſicherlich, wenn jetzt nach Ankunft der Herzogin von Alençon die Bedingungen wieder blank zur Sprache kämen, heftige Enttäuſchung empfinden werde. In Folge derſelben könne er irgend einen verwegenen Entſchluß zur Selbſtbefreiung faſſen. — Mein Gott! ſetzte ſie leiſe und haſtig hinzu, indem ſie nach der Thür zurückeilte und dieſe leiſe öffnete, um hinaus zu blicken.

Was iſt? rief der König, Ihr verlaßt uns doch nicht!

Ich glaubte Geräuſch zu hören; dieſer Theil des Hauſes iſt durchkreuzt und durchbrochen von geheimen Gängen und Thüren, daß man nirgends ſicher iſt vor Horchern. Und ſeit Abend ſind, wahrſcheinlich auf Befehl des Kaiſers, lauter neue Geſichter im Hauſe erſchienen; eilen wir hinüber zu den Eurigen, dort ſind wir ſicherer.

Sie hatte vollkommen Recht gehabt. Ihr eigener Vater, der ſie von ihrer Jugend auf mit Grauen und Mißtrauen betrachtet, der von ihrem Geſangs-Verkehr nach dem Alcazar hinüber etwas bemerkt, und von dem weggehenden Bourbon erfahren hatte, König Franz ſei in dieſen Theil ſeines Hauſes getreten, zeigte ſich, als ſie hinweggegangen waren, einen Augenblick an einer Oeffnung der Tapete, die neben einem lebensgroßen Bilde Chimenens angebracht und bis dahin vollkommen unſichtbar geweſen war. Das vertrocknete gelbe Geſicht des alten Spaniers blickte unheimlich von dorther, aus der halben Höhe des Zimmers über das Gemach herab, als ob er ſich überzeugen wolle, daß er zu ſpät gekommen und daß Niemand mehr zugegen ſei. Es verſchwand nach einer Minute wieder ſpurlos wie die Oeffnung ſelbſt.

Dieſer Mann war keineswegs geneigt, den gemeinen Wächter oder gar Spion des ſpaniſchen Königs abzugeben. Ihm war es ſogar zuwider, daß der König von Frankreich ſo behandelt werde, und er hatte, als Kaiſer Carl zu ſolchem Ende den Palaſt Infantado in Anſpruch genommen, ganz wie ein ſpaniſcher Grand die merkwürdige Antwort gegeben: mein Haus iſt meinem Könige zu Dienſt, aber ich werde es verlaſſen oder niederreißen, ſobald es den geforderten Dienſt eines Gefängniſſes ſolcher Art erfüllt hat. — Von dieſer Seite alſo hätte König Franz nichts zu beſorgen gehabt, aber durch Chimenens Hinzutreten wurde dies Verhältniß äußerſt nachtheilig für König Franz geändert. Jede Berührung, auch die entfernteſte, mit dieſer Tochter, die er für ſein Unglückskind hielt, und von der aus er ſich mit irgend einer ſchrecklichen Kataſtrophe bedroht glaubte, beobachtete er mit argwöhniſchem Argusblicke, beſonders ſeit ſie ſich mit auffallend feſtem Eigenſinne geweigert hatte, in ein Kloſter zu gehen, und mit unerhörter Entſchiedenheit darauf beharrt war, die Zimmer ihrer verſtorbenen Mutter zu bewohnen.

Eine heimliche Flucht des königlichen Gefangenen ferner, die des Herzogs Fahrläſſigkeit zugeſchrieben werden könnte, hätte er um jeden Preis verhindert, wenn die Beabſichtigung derſelben ihm bekannt wurde. Das Amt eines ſolchen Wächters war ihm zwar tief verhaßt, aber einmal halb und halb dazu verpflichtet, hätte er es im Nothfalle auch mit unerbittlicher Strenge ausgeübt. —

Die beiden Damen und der König kamen indeß unbehindert zu den neuen Ankömmlingen hinüber, die in Beſtürzung geweſen waren, daß auf geſchehene Nachfrage der König im Alcazar vermißt worden war, und die nun um ſo lebhafter die Freude des Wiederſehens ausdrückten. In ſeiner aufgeregten Stimmung begrüßte Franz die geliebte Schweſter vielleicht noch inniger, und beharrte er noch länger bei dem Ausdrucke perſönlicher Theilnahme, als es ſonſt geſchehen wäre, aber Margaretha ſelbſt

drang endlich auf Erledigung der politiſchen Frage, welche ſie nach Spanien gebracht hatte, und führte damit bald die entſcheidende Frage „Flucht oder nicht Flucht?“ herbei. Hoffe nichts, rief Margaretha, von dieſem bleichen Manne, der nichts empfindet, der nur rechnet wie der Kaufmann. Ich habe ihn geſprochen, am Thore der Stadt empfingen mich ſeine Leute und führten mich zu ihm; er iſt wie eingemauert in ſeine unbilligen Forderungen, und hat mich mit einer Eiſeskälte, deren ich Zeit meines Lebens mit Schrecken gedenken werde, verſichert, daß ich den Zweck meiner Herkunft, Dein Wohl, Franz, nur dann erreichen würde, wenn ich Dich bewöge, dieſe Forderungen zu bewilligen. Denn nur nach dieſer Bewilligung würdeſt Du frei.

Und welche ſind's? fragte der König, der nicht eben arg davon betroffen, ſondern zerſtreut zu ſein ſchien.

Burgund, Flandern, Artois ſollſt Du abtreten, Deine Freunde, den König von Navarra, den Herzog von Geldern, den la Marck, ſollſt Du ihm preisgeben, den Connetable und deſſen Genoſſen in alle alten Rechte und Beſitzungen einſetzen, eine halbe Million Ecus zahlen, ja —

Noch mehr?

Ja, die bisher dem Connetable verſprochene Schweſter des Kaiſers —

Eleonore?

Eleonore heiraten.

Foi de gentilhomme, das geht über Alles!

Ein leiſer Ausruf Françoiſens und Chimenens hatte die letzte Bedingung begleitet, und der König, leichtſinnig lächelnd, denn er gedachte nimmermehr ſolche Bedingungen einzugehen, ſetzte hinzu, indem er ſich dieſen Damen zuwendete: Sie ſoll außerordentlich blond ſein und eine eben ſo hervortretende Unterlippe haben wie ihr Bruder.

Scherze nur, ſprach Margarethe, es iſt nur zu bitterer Ernſt. Bourbon, dem ſie beſtimmt war, und dem nun dafür das Herzogthum Mailand verſprochen worden iſt, hat mich hierher

begleitet, und mich nur zu tief in den Abgrund um uns her blicken laſſen. Sei er wie er ſei, er iſt doch Franzoſe, und ſein Herz ging ihm auf als er uns ſah; er iſt unglücklich, grenzenlos unglücklich, ſein Verrath am Vaterlande und an Dir zerfrißt ihm das Herz, und von dieſem Kaiſer ſieht er ſich fortwährend hingehalten und getäuſcht. O, dieſer ſpaniſche Carl, dieſer fühlloſe Kaiſer iſt undankbar ſelbſt gegen den einzigen Franzoſen, dem er ſein Glück bei Pavia verdankt. Bourbon ſchied von mir mit dem Rathe, Dir um jeden Preis zur Flucht zu helfen, es ſei Dein einzig Heil, und auch ihm werde es eine wohlthuende Rache an dieſem Kaiſer ſein.

Eines Verräthers Rache! murrte der König in ſeinen Bart, die Strafe iſt ihm gerecht. Was ſagt Europa, wenn ich fliehe, ich, der ich mich ſelbſt geſtellt, der ich alſo mein eigener Wächter bin.

Clément Marot, der jetzt ganz ſtattlich kriegeriſch ausſah, und mehr Sicherheit als ſonſt verrieth, nahm auf dieſe Aeußerung des Königs ein wenig vorlaut das Wort, und rief: Ueberläßt er Euch die Wache, Sire?

Im Gegentheile, ſprach Brion. Was ſagſt Du dazu, Budé, Du haſt ein fein gebildet Rechtsgefühl.

Ich ſage, je früher Eure Majeſtät das rechte Ufer der Bidaſſoa betreten, deſto eher wird Frankreich wieder glücklich —

Deſto weniger verliert es Provinzen. Du weichſt aus, nun denn, Montmorency, Du biſt der Mann dazu, entſcheide, die Damen hier haben mich ſchon losgeſprochen, und eine iſt ſelbſt Spanierin, entſcheide Du!

Sire, wer mir nicht traut, dem bin ich nichts ſchuldig!

Topp! ſo gehen wir ans Werk!

Eine Todtenſtille trat ein nach dem Ausſpruche dieſes Entſchluſſes, und König Franz ſetzte nach einer Pauſe hinzu: Und ſo geſchehe es denn im Nothfalle auf Tod und Leben! Macht Eure Schwerter locker, Ihr Herren! Tritt man uns entgegen, ſo brechen wir durch eine Mauer von Lanzen.

Wir ſind alſo einbegriffen? rief Brion.

Natürlich! Wer zurückbliebe, könnte ſchlimm gebettet ſein. Wie viel haſt Du Pferde bereit, Clément?

Zehn gute Pferde, Sire.

Vortrefflich, dann wird auch unſere ſchöne ſpaniſche Allürte verſehen, die uns doch nicht verlaſſen wird, hoffe ich?! Ihr Damen mögt nach der erſten Station die Straße nach Catalonien einſchlagen, damit ihr nicht zu ſolcher Eile genöthigt ſeid; denn verfolgen wird man nur uns.

Verzeiht, Sire — unterbrach ihn hier Chimene — wenn auch die Seigneurs eingeſchloſſen ſind, ſo reichen unſere Paßmünzen nicht aus; ich will aber verſuchen, deren beim Haushofmeiſter des Palaſtes auf unverfängliche Weiſe noch einige zu erwerben.

Dieſe Paßmünzen waren alte Goldſtücke vom Umfange eines doppelten Quadrupels mit dem Infantado'ſchen Wappen, alſo aus einer Zeit, da dieſe Familie noch das Recht beſeſſen hatte, eigene Münzen zu ſchlagen. Daß für ſolchen Zweck des bloßen Ausweiſes ſo werthvolle, dem Verluſt leicht ausgeſetzte Goldſtücke gewählt wurden, war ein echter Zug ſpaniſchen Grandenſtolzes, und der Herzog hatte ſeinem Haushofmeiſter ausdrücklich eingeſchärft, bei Austheilung derſelben durchaus nicht ſparſam zu ſein, ſo weit ſie von Perſonen gefordert würden, denen die Abſicht eines Befreiungsattentates nicht eben zugetraut werden dürfe.

In dieſem Betracht alſo hätte die Erlangung neuer Paßmünzen für Chimene keine Schwierigkeit gehabt. Sie erhielt ſie denn auch, wie ſie vorgab, für einige Herren aus dem Gefolge Bourbons, welche der Herzogin von Alençon aufwarten wollten, und der Haushofmeiſter hielt es nicht für nöthig, gegen die Tochter des Hauſes zu erwähnen, daß der Herzog ſelbſt heute bei ihm geweſen ſei, um ſich nach der Zahl der ausgegebenen Paßmünzen zu erkundigen und daß er ſtrengere Vorſicht als bisher bei Austheilung neuer empfohlen habe.

Chimene ſelbſt war übrigens keineswegs Willens, der Aufforderung Königs Franz gemäß die Flucht bis nach Frankreich zu theilen. Sie wollte den König befreit, und ihre Freundin Françoiſe, der ſie mit faſt religöſer Anhänglichkeit ergeben war, an der Seite des Königs glücklich ſehen. Nachzuweiſen, woher dieſe Anhänglichkeit an eine Dame, die ihr oft genug herb begegnet, entſtanden ſei, dies möchte große Schwierigkeit haben. Jugendliche Gemüther edlen Stoffes weihen ſich ſo gern ſolchen Perſonen ihres Geſchlechtes, die ihnen einige Jahre an Alter voraus ſind, und deren Lebensweiſe und Schickſale etwas Beſonderes darbieten. Sie bilden ſich aus ſolchen Perſonen verkörperte Ideale, und ordnen ſich ihnen unter ſelbſt in den wichtigſten Empfindungen und in den für ſie ſelbſt wichtigſten Intereſſen. Ob Chimene den König Franz liebenswerth und deſſen Neigung für ſich ſelbſt wünſchenswerth gefunden, das kam ihr in ſo deutlicher Faſſung niemals zur Frage. Françoiſens Nebenbuhlerin zu ſein, wäre ihr eine verbrecheriſche Stellung geweſen, und je entſchiedener ihr der König ſeine Vorliebe bekundete, deſto feſter wurzelte ſich ihr Vorſatz, nach der Befreiung desſelben in den Palaſt des Vaters zurückzukehren, und die Schuld des Attentates auf ſich zu nehmen. Unter eitel trüben Verhältniſſen erzogen, war ihre Seele ſtets dem Opfer zugewendet, und Opfer zu bringen ſchien ihr das natürlichſte Loos zu ſein. Auch hatte ſie eine innere Scheu vor dem Leichtſinne des Königs, und wäre wahrſcheinlich zurückhaltend gegen ihn geblieben, ſelbſt wenn ſie eine ſiegreiche Nebenbuhlerſchaft mit Françoiſe für möglich gehalten, ſelbſt wenn ſie die bereits erwähnte hingebende Geſinnung für die Freundin nicht in ſo hohem Grade empfunden hätte.

Es war übrigens Alles vorbereitet zur Flucht, als ſie zu den Franzoſen zurückkehrte. Für den König war der weite Sammetmantel gebracht worden, den er im Lager von Pavia zu tragen gewohnt geweſen, den man aber in Madrid, wo er nur wärmere Jahreszeit verlebt, nie an ihm geſehen hatte, und

Montmorency, der ſtets in grober praktiſcher Kriegskleidung einherging, hatte ihm einen breitkrempigen, das Geſicht tief beſchattenden Hut gegeben. Auch ſollte er größerer Sicherheit wegen nicht ſelbſt ſeine Paßmünze vorzeigen, ſondern Marot ſollte dies für ihn thun.

So war denn der Augenblick des Wagniſſes da, der Herbſtabend war bis gegen die neunte Stunde vorgerückt, und die zur Flucht Entſchloſſenen waren alle an die Fenſter getreten, durch welche man nach den Höfen hinaus, alſo auf das zu betretende Kampfesfeld blickte. Eine allgemeine Stille war unter ihnen eingetreten, Jeder ſchien zu würdigen, wie viel vom Gelingen oder Mißlingen abhänge. Das Mißlingen war nicht ſo gefährlich, als überaus peinlich, und das empfand Jeder, obwol Keiner gegen den Plan aufgetreten war. Die Ueberlegenheit Königs Franz im Alcazar-Gefängniſſe war bis jetzt eine moraliſche geweſen, der adelige Sinn hatte ſich erhaben und ſtolz fühlen können neben dem Kaiſer, der das Kriegsglück in ungroßmüthiger Weiſe ausbeutete. Dieſe moraliſche Ueberlegenheit ward jetzt aufs Spiel geſetzt. Im Fall des Gelingens, nun, da konnte man ſie entbehren, man gewann die Freiheit dafür, und mit der Freiheit den Raum, vor aller Welt zu beweiſen, es ſei ſolch ein Schritt gegen die unedle Behandlungsweiſe des Kaiſers nöthig geweſen. Im Fall des Mißlingens aber? — dieſe düſtere Wolke lag auf allen Geſichtern eben ſo ſchwarz, wie ein dunkles Wolkengebirg aufgethürmt lag auf den Guadarrama-Bergen, die man jenſeits Madrid im lichten Vollmondſcheine von den Fenſtern aus erblickte, ſo hoch und feſt gethürmt, daß man nicht mehr unterſcheiden konnte, was Berg, was Wolke ſei. Die Männer wußten eben auch nicht mehr, was Gefängniß-Hypochondrie, was gegründete Beſorgniß in ihnen wäre. Gedemüthigt zu ſein iſt viel ſchmerzlicher, als gefangen zu ſein, und gedemüthigt waren ſie, wenn es mißlang.

Auf denn, rief der König endlich, haben wir den Muth gehabt, es zu beſchließen, ſo müſſen wir auch den Muth haben,

es auszuführen. Gott weiß, daß ich auch lieber in einen Regen von Kugeln hineinſchritte, als in dieſe Pforten ſpaniſcher Wächter. Vorwärts! Ich mache den Anfang mit unſerem ſpaniſchen Schutzengel und Marot, mir folgt Montmorency mit Margaretha, dann Brion mit Gräfin Françoiſe, und der bedächtige Budé ſchließt den Zug.

So geſchah's. Was gegen die Zerſtreuung zuträglich war, daß nämlich Franz ſeine neue Neigung, Brion ſeine alte Liebe am Arme führte, das war freilich der Vorſicht nicht eben förderlich. Und Vorſicht war doch gar ſehr vonnöthen. Chimene vor Allen hätte unbefangen ſein ſollen, ſie ſchauerte aber in Angſt und ungekannter Regung zuſammen, als ſie des Königs Arm feſt an dem ihrigen, als ſie den immer dringender werdenden Druck desſelben fühlte, als ſie im Flur des Palaſtes ſchon leiſe Reden des Königs hörte, welche ihr alles Blut zum Herzen trieben. König Franz beſaß dieſe Macht des Muthes, oder ſoll man in dieſem Falle ſagen: dieſe Macht des Leichtſinns, die Gefahr, welche er ſelbſt für entſetzlich erkannte, im entſcheidenden Augenblicke zu verachten, zu vergeſſen. Iſt dies blos eine glückliche Miſchung der Galle, wie der Phyſiolog behauptet, oder iſt es eine vom Körper unabhängige moraliſche Kraft? Was iſt denn aber vom Körper unabhängig? Und zeigt ſich nicht dieſe, deshalb brutal genannte Verachtung der Gefahr ſo oft bei gedankenloſen, ſcheinbar jedes moraliſchen Schwunges unfähigen Menſchen? Die meiſten Gattungen des Muthes ſind wol eben ſo wenig wie die Seele an einzelnen Orten des Körpers, in einzelnen Eigenſchaften des inneren Lebens aufzuſuchen, ſondern gehören untrennbar jener Geſammtheit der Perſon an, welche wir Charakter nennen, damit wir doch für etwas Unbeſtimmbares einen unbeſtimmten Ausdruck haben. Und ſo gehörte es zu des Königs Charakter, ſich in ſo gefährlichem Augenblicke einer aufloderuden Liebesneigung hingeben zu können.

Am Ausgange des Flurs unter dem Hauptportale des Palaſtes war der erſte Wachtpoſten und in dieſem Falle der

gefährlichſte zu paſſiren. Hier beſonders wäre ein Wegwenden des königlichen Antlitzes am Nöthigſten geweſen, denn dieſer Pförtner konnte am erſten den König geſehen haben, da er nur in müßigen Abendſtunden bis an den hinteren Ausgang des Flurs gewandelt ſein durfte, um den fremden König im Alcazar-Garten zu erblicken. Wie groß auch die Gleichgiltigkeit eines Pförtners zu ſein pflegt, bei dieſem einzigen Falle, der den Anblick eines gefangenen Königs von Frankreich bot, war doch wohl zu erwarten, daß der alte Pförtner ein Uebriges an Neugier gezeigt haben würde. Und ſo war es; der Pförtner hatte den König zu wiederholten Malen geſehen, und hatte zu wiederholten Malen geäußert, daß er es gar nicht nobel fände, wenn ein König ſo hoch gewachſen ſei wie ein galiziſcher Gebirgsbauer. Ein vornehmer Mann, hatte er hinzugeſetzt, den vorherrſchenden Wuchs unter der ſpaniſchen Grandezza vor Augen habend, dürfe nicht über Mittelgröße ſein; man käme ſonſt auf den Gedanken, er habe ſich die Glieder durch Leibesarbeit ausdehnen müſſen. Dieſer alte Perez war alſo ein überaus gefährlicher Poſten; ſein Aufenthaltsort war auf der rechten Seite des Flurs gelegen, wenn man aus dem Palaſte hinausſchritt. Der König alſo wendete ihm, wenn er ſich ſeiner Dame zuneigte, geradezu das Antlitz entgegen. Die Wohnung des Pförtners war kellerartig einige Stufen tief, und Chimene hoffte, mit ihrem Begleiter durch den nur angelehnten Thorflügel ohne des Pförtners Zutritt hinaus zu kommen, da er nicht wie gewöhnlich an ſeiner Thür zu ſehen und die Paßmünze an ihn nicht vorzuzeigen war. Dazu nämlich waren an den Ausgängen der vor dem Palaſt liegenden Höfe noch zwei Pförtnerpoſten errichtet. Sie bat alſo, ihre Verwirrung bemeiſternd, als ſie in der Nähe von Perez Thür waren, den König mit haſtigem Worte, jetzt zu ſchweigen und den Kopf nach der andern Seite zu wenden. Der König aber dachte in ſeiner Leidenſchaftlichkeit, welche durch unmittelbare Berührung Chimenens aufgeregt war, nur an ſeine Liebeserklärung, und das Gebot des Schweigens und Abwendens bezog er nur darauf. Er

neigte ſich alſo nur näher zu ihr, und ſprach nur noch lauter, ſie möge nicht ſo hartherzig ſein —

Um Gotteswillen ſchweigt, Perez ſitzt auf der Treppe und kennt Eure Stimme wie Euer Antlitz.

Wer iſt Perez?

Der Pförtner, ſeinen Namen hörend, wendete ſich mit dem Geſicht nach dem Flur, denn er hatte ſeitwärts auf der erſten Stufe geſeſſen, und hatte geſchlummert. Ohne dieſes laute Wort des Königs wären die Flüchtlinge alſo wahrſcheinlich unbemerkt vom Pförtner aus dem Palaſte gekommen. Jetzt hing Alles davon ab, daß er wieder beruhigt und vom Aufſtehen abgehalten wurde. Chimene wollte alſo den Austritt beſchleunigen und den angelehnten Thorflügel raſcher aufmachen, als Marot, der auf des Königs linker Seite ſchritt, thun konnte. Aber theils war das Thor für ihre ſchwachen Hände und für raſche Oeffnung zu ſchwer, theils duldete dies des Königs Galanterie nicht. Er wollte ſelbſt zugreifen und konnte dies doch auch nach franzöſiſcher Weiſe nicht thun, ohne dabei zu ſprechen, welches in dieſem kritiſchen Augenblicke von größter Gefahr ſein mußte. Glücklicher oder unglücklicher Weiſe ſprach er dabei den Namen Chimenens aus, und der ſchläfrige Perez mochte dadurch verſichert werden, es handle ſich um ſeine Herrſchaft, deren Austritt durch Zuvorkommenheit zu erleichtern ſei. Er traf alſo allerdings Anſtalt, ſich zu erheben, um den Thorflügel ſelbſt zu öffnen, wurde aber bald inne, daß er doch zu ſpät komme; dem kräftigen Griffe des Königs war die Thür raſch gewichen, und er war mit ſeiner Dame und Marot hinaus, ehe Perez aufgeſtanden war. Die Thür blieb weit offen, und da Montmorency mit Margaretha dicht hinter dem Könige gingen, ſo kamen ſie ebenfalls unbefragt durch das Thor. Leider war Brion dadurch, daß er die für den König zitternde Françoiſe am Arme führte, eben ſo unpaſſend betheiligt und befangen, wie der König an Chimenens Seite, und obwol er nicht ſo laut und rückſichtslos ſprach, ſo zögerte er doch mehr als rathſam war, und kam erſt in dem Augenblicke an den Ausgang, als Perez

von der offen ſtehenden Thür den hereindringenden Zug der Abendluft in ſeinen rheumatiſchen Gliedern verſpürte, und dadurch erweckt und zu dem Entſchluſſe gebracht wurde, die Thür wieder anzulehnen. Brion aber, der im Palaſte wohnte, war dem Pförtner ganz genau bekannt, das Licht einer Fackel, welche am Eingange der Pförtnerwohnung loderte, fiel voll auf den Ausgang, durch welchen Brion eben mit Françoiſe ſchreiten wollte; ein Blick des Pförtners konnte das Unternehmen vernichten, denn Perez würde ſicherlich, Brion erkennend, ſolchen Lärm erhoben haben, daß ſein Ruf über den Hof hinüber bis zum nächſten Wachtpoſten gedrungen wäre, und dort geſteigerte Aufmerkſamkeit erweckt, alſo auch den Durchgang der übrigen Flüchtlinge erſchwert hätte.

Budé, vollſtändig beſonnen und die Größe der moraliſchen Gefahr des Mißlingens vollkommen würdigend, hatte ſich mit aller erdenklichen Aufmerkſamkeit ausgerüſtet. Er ging abſichtlich einige Schritte hinter Brion und Françoiſe und rief Perez ſogleich an, als dieſer aus ſeiner Thür in den Flur trat. Dadurch ward deſſen Blick rückwärts in den Flur gerichtet, und von Brion abgelenkt. Ehe Budé nun dem Pförtner die unverfängliche Mittheilung gemacht, daß er zu den Fremden gehöre, die heute erſt angekommen ſeien, und zu überflüſſigem Ausweis die Paßmünze vorgezeigt hatte, war Brion bis gegen die Mitte des Hofes hinaus.

Beim Aufbruche war noch flüchtig beſtimmt worden, daß kein Paar auf das andere Rückſicht nehmen ſolle; auch an der Stelle, wohin Marot die Pferde beſchieden, ſollte der zuerſt Ankommende keine Minute Zeit verlieren. So war denn, während dieſe Zögerung zu einiger Beſorgniß Brions und Françoiſens mit Budé vorging, der König mit Chimene und Marot bereits dicht vor der zweiten Wachtſtation, wenn wir den Pförtner als erſte bezeichnen. Dieſer innere Hof, der Stierhof genannt, ward durch zwei Gebäudeflügel gebildet, welche noch mit dem Hauptpalaſte zuſammenhingen, und welche vom Hauptpalaſte aus halbkreis-

förmig gebaut waren mit der Ausbeugung nach außen, als ſollten ſie einen Circus bilden. In der That wurde der alſo entſtehende runde Hof auch öfters zu Stiergefechten benutzt, welche die Herzöge von Infantado zu ihrem und ihrer Freunde Vergnügen ins Werk ſetzten, und trug davon ſeinen Namen. Dieſe Flügelgebäude wurden im untern Geſchoß von der Dienerſchaft des Hauſes bewohnt, das obere Geſchoß bildete halbkreisförmige Gallerien bis zu dem Punkte, wo ein Raum von etwa dreißig Schritt zu offenem Thor übrig geblieben war. Da endigte dieſe Fortſetzung des Palaſtes, und es zeigten ſich links und rechts einſtöckige ſchmale Wachthäuſer, die jetzt mit Trabanten angefüllt waren, und an deren Schwelle Tag und Nacht zwei Wächter ſaßen. Dieſe Häuschen klebten wie Neſter links und rechts an den Enden der Flügelgebäude, nahmen ſich nicht eben vortheilhaft aus, und ſtammten offenbar aus neuerer Zeit. Wahrſcheinlich benutzte man ſie ſonſt zu Aufenthaltsorten für die Kampfſtiere, wenn ein ſolches Gefecht vorbereitet wurde. Wenigſtens hatten ſie Thüren, die unmittelbar in den eben beſchriebenen Hof gingen, und welche alſo ſonſt zum Eintritt der Stiere benutzt werden konnten. Jetzt aber waren dieſe Thüren, obwol Trabanten vor ihnen ſaßen, nicht von ſo großer Wichtigkeit, ſondern die breite Front dieſer Wachthäuſer, und zwar vom Palaſte aus das letzte Fenſter derſelben, war für die Flüchtlinge der entſcheidende Punkt. Jedes dieſer Eckfenſter nämlich ſowol im Wachthauſe rechter, als in dem linker Hand war zu einer Thür erweitert worden, und in dem ſchmalen Gemache, zu welchem dieſe neue Thür unmittelbar führte, ſaßen eben Tag und Nacht die Wächter. Dicht vor dieſer Thür war der eigentliche Verſchluß des Hofes, der von einem Wachthauſe zum andern hinüberging, und aus drei Abtheilungen beſtand. Wie oben geſagt, war dieſer Austrittsraum etwa dreißig Schritte breit. Zwanzig davon nahm in der Mitte der Hauptzugang ein, durch welchen Wagen und Pferde einpaſſirten. Er war durch ein kunſtvoll gearbeitetes, mit breitgeſchmiedeten Roſen verziertes eiſernes, ſehr hohes Thorgitter geſchloſſen. Die breiten Roſen waren

vergoldet und ein zierlicher Mauerbogen, mit breiten Aussichtslöchern durchbrochen, wölbte sich darüber hin. Er ruhte auf Pfeilern von dunklem Marmor, die mit dem Wappen des Hauses bedeckt waren, und rechts wie links von diesen Pfeilern schlossen zwei schmälere, ebenso wie das große gearbeitete, aber nicht überdachte Eisengitter den offenen Raum. Diese letzteren gingen bis an die Ecke der Wachthäuser, bildeten im Ganzen je eine Thür und waren für die Fußgänger bestimmt. Es war herkömmlich geworden, daß Jedermann, der in den inneren Hof von der Stadt aus hinein wollte, an der Pforte, die ihm zur linken Hand lag, klingelte, und daß Jedermann, der aus dem inneren Hofe hinauswollte nach der Stadt, ebenfalls die Glocke des ihm links liegenden Wachthauses zog, so daß sich Aus- und Eingehende nie begegnen konnten.

Chimene, diese Sitte kennend, richtete also mit dem Könige und Marot ihre Schritte nach der linken Pforte, und empfahl dem Könige, mit ihr in den Schatten des Bogenpfeilers zu treten, sobald Marot die Paßmünzen dem Wächter zeigen werde. Wie sehr sie durch die unermüdliche Beflissenheit des Königs für sie befangen und gestört wurde, so fiel es ihr doch auf, als sie den Gittern des Stierhofes nahe kamen, daß hinter diesen Gittern eine ungewöhnliche Helle schimmerte. Durch die Gitter hindurch übersah man den anstoßenden zweiten Hof, welcher der Vorhof hieß und von noch viel größerem Umfange war. An dessen fernem Ausgang — ein plumper Thurm, durch welchen ein zweimal gewendetes Thorgewölbe führte, bildete ihn — sah sie ebenfalls ungewöhnlichen, den Mondschein überleuchtenden Lichtschimmer, und sie blieb erschreckt stehen, und unterbrach den König mit der Bemerkung, daß diese Erleuchtung etwas ganz Neues und für ihre Flucht überaus bedenklich sei. Der König aber, niemals geneigt, das einmal Begonnene aufzugeben, und jetzt mehr als gewöhnlich aufgeregt, erwiderte rasch: es müsse jetzt durchgesetzt werden, und sie werde ihm Glück bringen.

So griff denn Marot nach der Glocke; Chimene fiel ihm aber in den Arm und auf den Wächter deutend, der in dem offenen schmalen Zimmer stand, flüsterte sie Marot zu: es sei besser, den weithin schallenden Glockenklang zu vermeiden, und den Wächter zu rufen. Sie rief also selbst und der Wächter kam. Marot trat ihm entgegen und zeigte die drei Paßmünzen; Chimene blieb mit dem Könige einige Schritte zurück im Schatten des Pfeilers. Das konnte nicht auffallen, da das Gitter sich nach dem Stierhofe zu, also ihnen entgegen öffnete. Ihr Zurücktreten konnte also darnach aussehen, als wären sie damit vertraut und blieben der Gitterthür aus dem Wege. An den offenen Fenstern des Wachthauses standen Trabanten und betrachteten sie und Marot, den der Wächter mit Besichtigung der Paßmünzen aufhielt. Wozu diese sorgfältige Prüfung? dachte Chimene in steigender Angst — „Seit einer Viertelstunde," sagte endlich der Wächter, „ist verschärfte Ordre da, Jedermann, der hinaus will, zum Kastellan drüben im Vorhofe begleiten zu lassen, geduldet Euch also einen Augenblick, Sennor, daß ich Trabanten zu Eurem Geleit rufe!"

Laßt meinen Arm, Sire! flüsterte Chimene —

Nicht doch!

Um Christi willen, laßt mich, ich muß vortreten, Ihr müßt im Schatten bleiben, sonst sind wir verloren, der Kastellan kennt Euch —

Dadurch war so viel Zeit verloren, daß der Wächter zum Fenster der Trabanten gelangt war, und wegen der nöthigen Begleitung zu sprechen angefangen hatte — die vortretende Chimene unterbrach ihn mit der Bemerkung, ob er sie, die Tochter des Hauses nicht kenne, und ob er nicht einsehe, daß in ihrer Begleitung solche Vorsicht und Weitläufigkeit nicht nöthig sei?

Der Wächter verbeugte sich, winkte abwehrend den schon heraus tretenden Trabanten und schritt zur Pforte, um sie zu öffnen. Während deß trat der König unvorsichtig aus dem

Schatten hervor, um Chimenens Arm wieder zu nehmen — „bleibt an meiner rechten Seite, um Gottes Willen an der rechten Seite!“ flüſterte ſie, „und bückt Euch!“ Sie ſah, daß ein neuer Führer die Trabanten befehligte, er war nahe herzu getreten, er konnte den König erkennen, denn Alles deutete auf erweckten Verdacht.

„Gehören die Herrſchaften alle zu Eurer Herrlichkeit Geſellſchaft?“ fragte der Wächter, indem er das Gitter öffnend zur Seite trat, und Marot, Chimene und der König eben hindurch ſchreiten wollten. Chimene wollte nicht einen Augenblick auf dem gefährlichen Punkte verweilen, weil ſie fürchtete, der König bliebe auch ſtehen in der verrätheriſchen Beleuchtung, die von einer Fackel an der Außenſeite des Pfeilers ausging; ſie antwortete alſo nicht ſogleich und erzeugte dadurch eine bedenkliche Pauſe. „Zwei Paare und ein Garçon!“ rief Marot, der ſie unterſtützen wollte. — Was iſt ein Garçon? entgegnete mürriſch der Wächter, den die ſchlechte Ausſprache des Spaniſchen, das fremde Wort, und das unordentliche Verfahren, zu dem er ſich aus unſicherer Reſpectsrückſicht herbeigelaſſen hatte, verdrießen mochten. Der König lachte über die Erkundigung nach dem Begriffe Garçon und über Marot's Lage, wendete ſich um und ſprach: Ein Garçon iſt ein weltlicher Mönch.

Chimene ſchrak zuſammen über dieſe Unvorſichtigkeit, welche ſo ganz unſpaniſch den Wächter ſtörriſch machen konnte, und den König ſeinem Schickſale in der grellen Fackelbeleuchtung überlaſſend, ging ſie die bereits gewonnenen Schritte wieder zurück zum Wächter und ſagte ihm mit zutraulichem Ausdrucke: es gehörten die folgenden fünf Perſonen zu ihrer Geſellſchaft.

Hiermit war aber, was ſie eben hatte vermeiden wollen, ein längeres Hin- und Herreden erzeugt, welches Zeitverluſt und erhöhte Aufmerkſamkeit herbeiführte, denn der Wächter fragte nun ausdrücklich, ob ſie die Verantwortlichkeit wegen Unterlaſſung des Trabantengeleits übernehme.

Ich übernehme ſie.

„Seine Herrlichkeit der Herr Herzog ſind ſelbſt vor Kurzem hinaus, vielleicht nur der neuen Ordre wegen nach dem Vorhof-Thurme, und die Nichtbeachtung des neuen Befehls könnte alſo ſogleich zur Sprache kommen —“

Ich verantworte es, erwiderte Chimene mit Zuſammenraffung all ihrer Kraft, denn jene Nachricht, es ſei ihr Vater wahrſcheinlich am Eingangsthurme, war die ſchrecklichſte, welche es gab; die Kniee bebten dem ſpaniſchen Mädchen, die ſich des Verbrechens gegen ihren Vater, das ſie zu begehen vorhatte, und der ohnedies widerwilligen Stellung, welche zwiſchen ihm und ihr herrſchte, gar wohl bewußt war.

Jetzt bedurfte ſie ſelbſt der unterſtützenden Hand des Königs und beachtete es nicht, daß die ganze Geſellſchaft wohlbehalten bis in die Mitte des Vorhofes gekommen war. Hierher ſchimmerte der Fackelſchein, der vor und hinter ihnen ſtrahlte, am ſchwächſten, hier blieb ſie ſtehen und ſagte, all ihrer Umgebung zum größten Schrecken: Wir ſind verloren!

Das war eine entſetzliche Ueberraſchung für Alle, denn Alle hatten ſich glücklich geſchätzt, unaufgehalten bis zum letzten Wachtpoſten vorgedrungen zu ſein. Zudem hielt man dieſe Thurmwacht am Vorhofe für oberflächlicher und deshalb unwichtiger, da dieſer von einſtöckigen Wirthſchaftshäuſern und Ställen in weitem Kreiſe gebildete Hof durchweg nur von niedrigſter Dienerſchaft und dem Stallgeſinde bewohnt wurde, und auch um des Verkehrs mit Pferden und Maulthieren willen, mit Schlachtochſen und Schlachthammeln größerer Freiheit im Ab- und Zugange bedurfte. Im Thorwege des Thurms wurde zwar gewöhnlich auch ein hölzernes, aus Spitzbalken grob zuſammengefügtes Fallgitter vorgeſtellt, aber man wußte, daß das Aufziehen und Niederlaſſen dieſes Gitters einem halbblinden Knechte des Kaſtellans anvertraut war, der ſich gewöhnlich aus ſeinem Stübchen, welches in halber Treppenhöhe am Thorgewölbe angebracht war, gar nicht erſt herab bemühte, um die Berechtigung deſſen, der hinaus wollte, zu prüfen, ſondern den oft

ein Peitſchenknall oder ein haſtiger Zuruf veranlaßte, daß er am Mechanismus, welcher das Fallgitter aufzog, drehte, und ſo den Ausgang öffnete.

Man war alſo ganz und gar nicht geneigt, Chimenens Anſicht, hier drohe die größte Gefahr, wahrſcheinlich zu finden, noch weniger billigte man ihren Rath, an der Schwelle der Freiheit umzukehren. Wie? So unverhofft, ſo ſchnell, ſo leicht nach halbjähriger Gefangenſchaft vor dem letzten, ſchwachen Hinderniſſe, vor einem hölzernen Gitter, welches ein ſchwachſinniger Knecht aufheben kann, zu ſtehen, ein Königreich, ſein Königreich dahinter zu erblicken, und da umzukehren?! Nein, das war nicht Sache Königs Franz! So weit ging ſeine Verblendung nicht für ein anziehend Mädchen! So nahe am Ziele erwachte der unternehmende Königsſinn mit Ungeſtüm, und er hörte jetzt nicht mit liebender, ſondern mit herriſcher Ungeduld, was Chimene Beſorgliches vorzubringen hatte.

Chimene aber war ihrer Sache nur zu gewiß: Fackeln leuchteten am Thurmthore, das war nie dageweſen —

Ein Tag wie der heutige, entgegnete ihr Brion, iſt auch noch nicht vorgekommen! Der Kaiſer hat den Alcazar beſucht; vielleicht hat man erwartet, er werde erſt ſpät zurückkehren, man hat die Fackeln vorbereitet, und hat, da ſie einmal vorhanden waren, Gebrauch davon gemacht, da ohnedies der Beſuch aus Frankreich im Palaſte eingetroffen iſt.

Und der Befehl, jeden Auspaſſirenden dem Kaſtellan vorzuſtellen? Und der Herzog von Infantado, der ſelbſt die Wachtpoſten unterſucht?

Uebertreibung des Wächters!

Der Herzog von Infantado geht nie um dieſe Stunde aus, er iſt nirgend anders als dort im Thurme, in der Wohnung des Kaſtellans, die heute gegen Gewohnheit finſter iſt wie das Grab, ſicherlich, damit man ungeſehen von da den erleuchteten Theil des Hofes überblicke. Wahrſcheinlich beobachtet er uns ſchon, und tritt uns in den Weg, ſobald wir im Thorwege erſcheinen.

Wir wären hinaus, ehe er herab käme!

Wird nicht der kurzsichtige Schließer heute strengere Anweisung haben? Seht, um Gotteswillen seht, da zwischen den Mauerzacken des platten Thurmdaches bewegt sich etwas! Dort wird gewacht! Es ist der Federhut des Herzogs — eilen wir zurück! durch die linke Pforte des Stierhofes eintretend, rasch an Perez vorüber kommen wir unbemerkt zurück —

Nimmermehr! rief der König, Ihr seht Gespenster, ich entdecke auf dem Thurmdache nichts als die unbeweglichen Mauerpfosten, und die Schießscharten sind alle licht vom Mondesscheine. Ein Paar Holzstücke sind uns nur noch im Wege, wir wären kindisch, jetzt umzukehren. Spürt der Herzog wirklich umher, ist er wirklich in der Nähe, und sieht er uns hier, so haben wir auch ohne den letzten Versuch die üble Nachrede verwirkt, haben alles Uebel ohne die Möglichkeit des Gewinns. Vorwärts! Brion und Montmorency bemächtigen sich des blödsichtigen Schließers, wenn er die Oeffnung verweigert, machen ihn unschädlich und öffnen statt seiner. Vorwärts!

Es wurde nicht beachtet, daß Chimene bemerkte, es sei vom Thorgewölbe aus gar kein Aufgang zur Wohnung des Schließers und rasch und ordnungslos eilte die Gesellschaft über den lichten Platz vor dem Thurme, ohne Verweilen in das Thorgewölbe hinein.

Auch hier brannte oben am dunklen Fensterloche des Schließers eine Fackel, und beleuchtete die Eichenbohlen, welche kurz vor der Windung des Gewölbes den Weg versperrten —

Oeffne, Schließer! rief der König selbst in spanischer Sprache.

Eine kurze Weile zeigte und regte sich nichts, dann erschien aus dem Loche ein Kopf mit buschigem Haar, ein mageres grämliches Gesicht, welches mit vorgehaltener schmutziger Hand die Gesellschaft erst betrachten zu wollen schien.

Oeffne, Pedro! rief Chimene.

Gebt das Wort! rief mit rostiger Stimme der Schließer.

Welches Wort? entgegnete muthlos Chimene.

Das Wort, welches Euch der Kaſtellan geſagt.

Eine ängſtliche Stille trat ein; das Ungewöhnliche war alſo wirklich eingetreten: es war eine Parole nöthig. Der König betrachtete fragend Chimenen, Chimene zitterte und ſchüttelte das Haupt.

„Der König!“ rief Franz auf gutes Glück hinauf.

Neue Pauſe. War es unter tauſend möglichen Worten glücklicherweiſe das richtige?

Der Schließer, ſeinen Kopf zurückziehend, ſprach endlich: So heißt es nicht!

Zurück! zurück! flüſterte Chimene, ich höre, daß es die Treppen im Thurme herabpoltert, das iſt der rieſengroße Kaſtellan, er kennt Euch, Sire.

Wo iſt der Zugang zum Loche des Schließers? fragte der König eben ſo leiſe, aber haſtig — führt Brion und Montmorency dahin!

Unmöglich! Der Weg geht durch das Zimmer des Kaſtellans —

Der Kaſtellan kann ſterben wie jeder Andere, flüſterte Montmorency mit rauher Stimme.

Eure Hand für meinen Fuß, unterbrach Brion Montmorency, wenn ich den eiſernen Ring an der Mauer erreiche, ſo ſchwinge ich mich hinein, feßle und öffne.

Das Alles folgte ſich zwar ſchnell, aber ſobald das letzte Wort geſprochen war, ſah man auch am Fenſter des Schließers einen anderen Kopf erſcheinen, es war der Kopf des Herzogs von Infantado.

Bückt Euch, Sire, flüſterte Chimene, mit dem Hute, damit er Euch nicht erkennt!

Meine Herren von Frankreich, es iſt meinen Leuten nicht angezeigt worden, daß unſer König heute Abend Euren Gegenbeſuch erwartet, und wenn Ihr darauf beſteht, ſo will ich den

Herrn Kanzler Gattinara fragen laſſen, ob geöffnet werden ſolle — heda, Trabanten!

Auf dieſen Zuruf regte es ſich jenſeits der Windung im Thurmgewölbe, und dröhnend marſchirte eine ſtarke Abtheilung Trabanten heran bis ans Holzgitter.

Als ſie ſtill ſtanden ſprach der Herzog weiter: Beſteht Ihr darauf, ſo ſende ich ſogleich einige dieſer Leute zum Kanzler, ich riethe aber unmaßgeblich, da der König von Spanien längere Zeit in Madrid bleibt, die Anfrage bis auf paſſendere Zeit zu verſchieben, der König iſt des Abends gern allein.

Marot fragte leiſe den König: Iſt's aufzugeben, Sire?

Was bleibt denn übrig? fragte dieſer mürriſch zurück.

Wir danken Eurer Herrlichkeit, unterbrach denn Marot die peinliche Pauſe und zeigte ſich nach aufwärts in vollem Lichte — und wollen dankbar Eurem Rathe folgen, unſere Angelegenheit bis morgen zu verſchieben.

Nach Eurem Gutdünken! entgegnete der Herzog und zog ſich zurück.

Die Flüchtlinge, denen die feine Wendung des ſtolzen Grand, der kein Gefangenwächter und Anzeiger ſein wollte, die fehlgeſchlagene Unternehmung einigermaßen verſüßte, thaten desgleichen. Stumm, niedergeſchlagen gingen ſie dahin, wohin ſie der Wachtpoſten an der linken Seite ungeſtört, Perez unbeachtet gehen ließ.

Als ſie im Palaſte angekommen waren, begann Budé, in eine männliche Wehklage über das Mißlingen den Troſt zu miſchen, daß doch unter ſolchen Umſtänden der Verſuch ewig geheim bleiben werde, da der Herzog den König entweder gar nicht bemerkt oder nicht habe bemerken wollen —

Er hat ihn nicht bemerkt — er ſchweigt Zeitlebens — er iſt von echtem Adel! ſprach Dieſer, ſprach Jener.

Nur der König, der ſich in einer Zimmerecke, das Hinterhaupt an die Wand ſtützend, die Arme übereinander ſchlagend, niedergelaſſen, hatte fortwährend geſchwiegen, und erſt bei den

letzten Aeußerungen sah man ihn mit den Schultern eine mißbilligende Bewegung machen. Alles schwieg und blickte auf ihn. Von der Leichtfertigkeit einer plötzlichen Neigung, wie er sie beim Aufbruche gezeigt hatte, war keine Spur mehr zu entdecken; sein Auge suchte Chimenen nicht, und wenn es ihr begegnete, so war es unwandelbar ernst und nachdenkend.

Ihr preist und klagt, begann er langsamen Tones und in sich gekehrten Blickes, leider unrichtig. Ist es einem Könige angemessen, seine Schritte gefällig verschwiegen zu sehen, der artigen oder unartigen Rücksicht eines Mannes ausgesetzt zu sein, eines Mannes, der nicht einmal sein Vasall oder Unterthan ist? — Weg da. Wir sind auf unpassender Bahn! Entweder wir mußten den Schritt nicht unternehmen, oder wir müssen ihn ruhig in unser Auge fassen, da er uns einen höckerigen, gemeinen Rücken zeigt. Wie anders? Wollen wir diese junge Dame, die uns geleitet hat, für uns büßen lassen? Pfui! Sie hat den Zorn ihres Vaters auf sich geladen, es ist unsere Schuldigkeit, diesen Zorn auf uns zu ziehen. Ich bitte also das Fräulein, den zürnenden Vater, der sie um Rechenschaft anspricht, zu mir zu senden, damit ich sie vertrete, so gut ich kann. — O Gott, täuschen wir uns doch nicht! Diese leichtsinnige Stegreif-Unternehmung hat die letzte Hoffnung zerstört, die Gefangenschaft wird von nun an immer förmlicher, der Kaiser, der davon wissen wird, wenn er auch nie davon sprechen sollte, der seine bisherige und seine künftige Unritterlichkeit damit beschönigen wird, der Kaiser läßt von morgen an keinen Fußbreit seiner grausamen Bedingungen fahren, wir sind auf dem traurigen Punkte angelangt, uns entweder mit niedergeschlagenen Augen aller schmählichen Friedensbedingung zu unterwerfen, oder — hier erhob sich der König und machte eine Pause —

Oder? fragte ängstlich Margaretha — oder auf die Krone Frankreichs zu verzichten, sprach der König mit feierlichem Nachdruck, und Zeitlebens Gefangener im Alcazar zu bleiben.

Ein allgemeiner Schrei der Entgegnung, der Verneinung folgte dieſen unerwarteten Worten, und Alle drängten ſich proteſtirend um den König. Er machte aber mit vorgeſtreckter Hand und unverändert feierlicher Miene eine ablehnende Bewegung gegen Alle, ſanft gebieteriſch, aber dergeſtalt, daß Jedermann tief erſchrocken ſchwieg, zurücktrat, und ihn hinaus gehen ließ nach dem Alcazar.

Er hatte die Thüren hinter ſich offen gelaſſen, man hörte ſeinen Schritt weithin und die Treppe hinab; Margaretha und Françoiſe eilten ans Fenſter und brachen in ſchmerzliches Weinen aus, als ſie den hohen, unglücklichen Mann allein durch den Garten nach dem ſchwarzen Alcazar, dem vielleicht lebenslänglichen Gefängniſſe ſchreiten ſahen.

Das Schickſal ergreift jedes Wort von Bedeutung und verwirklicht es; denn wir ſelbſt, die wir das Wort uns zum Gericht geſprochen, ſind die Hauptſchöpfer unſeres Schickſals, und wir führen uns über das Haupt herauf, was wir ſelber fürchten, ja was wir vergeſſen zu haben ſcheinen; wir ſind in allen Dingen unſere eigenen Ankläger, Richter und Urtheils-Vollſtrecker.

So hatte ſich auch König Franz an jenem verhängnißvollen Abende ſein weiteres Schickſal in Spanien vorgezeichnet: es lag in ſeinem Charakter, welcher einer heroiſchen Sühne bedurfte für den leichtfertigen Fluchtverſuch, er hatte dies Bedürfniß des Charakters ausgeſprochen und es dadurch genöthigt, ſich zu verwirklichen. Nicht die Unterirdiſchen hören und ergreifen unſere prophetiſchen Worte, wir ſelbſt und unſere Nachbarn hören ſie, unſer Charakter, unſere Stellung in der Welt nehmen ihr Verhältniß dazu ein von Stunde an, und ſo fügt ſich wie Stein zu Stein unſer Geſchick.

Wie lebhaft die Friedensunterhandlungen folgenden Tages begannen durch die Vermittelung Margarethens, wie lebhaft die Räthe des Kaisers zur Billigkeit riethen, wie beflissen zur Ausgleichung der Herzog von Bourbon erschien, der eine innige Verbindung mit der verwitweten Margaretha wünschen mochte, es scheiterte Alles an dem harten Sinne des Kaisers. Kein persönlicher Einfluß, keine Stimmung drängten ihn um eine Linie hinter die Bedingungen zurück, welche er von vornherein nach der Schlacht von Pavia zwischen sich und Frankreich gezogen hatte.

So vergingen zwei Monate, und wie die Jahreszeit immer rauher und trüber wurde, so steigerte sich auch die herbe und trübe Stimmung im Palaste Infantado, den der König Franz jetzt alle Abende betrat. Auch das gegenseitige Verhältniß zwischen den Personen dieses Kreises selbst hatte sich mehr und mehr unerquicklich, ja peinlich ausgebildet. Das Verhältniß, welches sich zwischen der Herzogin Margaretha und Bourbon zu bilden begann, ward vom Könige entschieden gemißbilligt, und kam deshalb zu keiner eigentlichen Blüthe, da in Margaretha keine lebendige Neigung, welche durch Hindernisse gereizt werden konnte, sondern nur eine freundschaftliche Theilnahme an dem unglücklichen Manne, eine durch dessen Entgegenkommen geschmeichelte Eitelkeit, und die politische Absicht vorhanden war, durch eheliche Verbindung mit diesem wichtigsten Vasallen und Feinde der Krone der Krone selbst und dem ohnedies so arg gestörten Regimente des Bruders eine Hilfe zu bringen. Es ward denn immer sorgfältig vermieden, daß Bourbon, der fast täglich nach dem Palaste kam, jemals mit dem Könige zusammenträfe. Wie eifrig er sich auch zeigte, den Frieden, welchen Franz so lebhaft wünschte, abschließen zu helfen, ja wie deutlich er sich, wo eine Wahl gestellt wurde zwischen spanischem und französischem Vortheil, der Wortführung für den letzteren zuwendete, König Franz war in dieser Angelegenheit unbeugsam, unerbittlich. Für Bourbons Felonie gab es in seinem Herzen keine Verzeihung.

Frauen gegenüber nennt man freilich die Untreue nicht Felonie und iſt man nachſichtiger gegen ſich wie gegen Andere. Zuweilen ſchien es wol, als ob er die ihm ſtets arglos ergebene Françoiſe mit mitleidiger Theilnahme betrachtete. Mitleidige Theilnahme iſt in ſolcher Lage ein erſchreckliches Wort, und es drückt auch nicht ganz richtig aus, was hier auszudrücken iſt: ſeine Neigung zu dem ſchönen, liebenswürdigen, ihm unwandelbar treuen Weibe war nicht erſtorben, er fand ſie nach wie vor ſchön, er fand ſie liebenswürdig, aber er hätte ſie wahrſcheinlich reizender gefunden, wenn er ihrer Treue weniger ſicher geweſen wäre. Er betrachtete ſie wie eine Ehefrau, deren Schönheit und Vorzüge man anerkennen muß, und der man es zum Vorwurfe machen möchte, daß ſie keinen Grund zu Vorwürfen gibt, weil dies ein Mangel an Leben in ihr ſei, und weil aus dieſem Mangel die träge Theilnahme des Mannes entſpringe. In der That litt der König, Zeit ſeines Lebens an ſtete Bewegung in freier Luft gewöhnt, um jene Zeit an Trägheit der Organe, Trägheit der Lebensverlangniſſe, welche üble Laune und egoiſtiſches Zuſammenziehen zur Folge hat, und welche den Menſchen doppelt undankbar und unempfindlich macht gegen das, was ihm leicht erreichbar von außen geboten wird. Zärtlichkeit bedarf vor Allem einer gewiſſen Friſche des Blutes. Sein Blut ſtockte, und ſo war auch die raſche Befliſſenheit, welche er bei erſter Begegnung gegen Chimene gezeigt hatte, in dieſer trüben Zeit ſtiller geworden. Aber er ſah ſie ſeltener, er hatte ſie noch zu erobern, und ſie beſaß die herbe Friſche der Jugend, welche auch dem trägſten männlichen Organismus, gleichſam wie ein Erſatz deſſen was ihm fehlt, lockender iſt als die aufgeblühte weibliche Schönheit. Sie belebte ihn alſo, auch wenn er jetzt nicht geſtimmt war, dies lebhaft wie ſonſt auszudrücken.

Chimene hatte übrigens nach dem Abende des 18. September nur eine flüchtige Unterredung mit ihrem Vater gehabt, worin ihr dieſer, die Abſicht und das Einzelne jener abendlichen Expedition mit keiner Silbe berührend, angekündigt hatte, daß

er es lieber ſehe, ſie bezöge ſein Haus in Toledo ſo lange die Franzoſen in Madrid wären. —

Die Gräfin Chateaubriant, hatte ſie darauf erwidert, iſt meine einzige Freundin auf der Welt, warum wollt Ihr mich von ihr trennen?

Ich halte es nicht für nöthig Dir zu bemerken, daß dieſe Dame eine ungeſetzliche und nicht löbliche Stellung einnimmt, und alſo für eine junge Dame, für eine Prinzeſſin Infantado, ein unpaſſender Umgang iſt.

Ihre Stellung iſt eine unglückliche, und es wäre unlöblich, wenn ich, die ich ſie liebe, ihr das entzöge, was ihr die gleichgiltige Welt verſagt.

Die Welt iſt nicht gleichgiltig, ſondern es heißt, König Carl werde ſie moraliſchen Aergerniſſes halber nachdrücklich bitten laſſen, ſich aus Madrid zu entfernen.

O mein Gott, wie gemein ſind die Gedanken der herrſchenden Männer!

Was ſagſt Du?!

Ihr Vater war todt, Ihr Gatte war roh, Ihre Mutter war hart, Ihr Bruder iſt kalt, Ihr Geliebter iſt — ſie ſprach das Wort nicht aus, ſetzte aber, in ſolcher Weiſe vor ſich hinſprechend hinzu — das iſt der Schutz und Troſt für einſame Frauen!

Der Herzog ging hinweg, ohne das Thema weiter zu berühren, ohne auf die Entfernung der Tochter wieder zurückzukommen: ſo wie ihn abergläubiſche Furcht einerſeits von ſeiner Tochter entfernte, ſo verhinderten ihn auf der andern Seite Vorwürfe des Gewiſſens, gebieteriſch ſtreng mit ihr zu verfahren. Da er ihr keine Liebe ſchenken konnte, und eben wieder aus ſolchen Aeußerungen nur zu deutlich erſah, wie ſchmerzlich ſie dies empfand, wie ſehr ſie ſich ihrer unnatürlichen Lage bewußt war, ſo brachte er keinen Vorwurf über ſeine Lippen. Erkannt hatte er ſie gar wohl an jenem Abende unter dem Thorgewölbe des Thurmes! Jener Vorfall und dieſe Unterredung dienten nur

dazu, ſein Weh über dies Kind, ſeine abergläubiſche Furcht vor demſelben zu verſtärken.

Wenn Chimene kein Herz zu ihm faßte, ſo entſprang dies wohl aus derſelben Urſache: von Jugend auf entfernt von ihm hatte ſie in der Kälte, mit welcher er ſie endlich empfing, nicht einmal den Namen „Tochter“ heraus hören können, denn er nannte ſie weder Tochter, noch nannte er ſich Vater.

Sie hatte ſich gefliſſentlich zurückgehalten von den jenſeitigen Zimmern der Herzogin Margaretha, wohin der König ſtets bei untergehender Sonne ſich begab, um zuerſt die politiſchen Unterhandlungen zu beſprechen, dann zu Abend zu ſpeiſen, dann mit Montmorency, Brion oder Budé eine Partie Schach zu ſpielen, wenn er, wie dies jetzt gewöhnlich der Fall war, zu anderer Unterhaltung ſich nicht aufgelegt fühlte. Aber dieſe Zurückhaltung erreichte auch den Zweck nicht, welchen ſie dabei im Auge hatte, dem Könige nämlich auszuweichen, und ihrer Freundin Françoiſe alleinigen Raum zu laſſen für Aufheiterung des Königs. Er ließ dann nach ihr fragen, ließ den kleinen David, wie er ſich ausdrückte, bitten, mit der Zither zu kommen und dem ſchwermüthigen Saul die Melancholie zu verſcheuchen durch Spiel und Geſang. Oder er kam auch ſelbſt herüber in ihre Gemächer, welche ſie mit Françoiſe getheilt hatte, und Françoiſe ſelbſt mußte ſie ins Balconzimmer holen, letzteres ſtets zu peinlichſter Empfindung für Chimene. Verrieth auch Françoiſe noch nichts von der ſchmerzlichen Eiferſucht, die ihr erregt werden konnte — und ſie war engelsgut genug, um ihrem Geliebten für jeden Preis Freude zu gönnen, und ſpäter als jede andere Frau Neid zu empfinden — Chimene, in täglichem Kampf mit den eigenen Gefühlen, ſo ſchmeichelhaft erweckter Neigung, fühlte für ſie das Drückende der Verhältniſſe und war unaufhörlich bemüht, Abhilfe dafür zu ſuchen. Sie ermunterte Françoiſe, den Geſang zur Harfe, den ſie während ihrer Jugendzeit unter Anleitung eines Mönchs der Abtei betrieben hatte, wieder aufzunehmen. Aber die Stimme war vernachläſſigt, die

Frische derselben war verloren, und das Gehör war nicht geübt genug, um halb falsche Töne zu erkennen und zu vermeiden. Der König, mit dem feinsten Sinne für den künstlerischen Ton begabt, schrie erst ungeduldig und lachend auf, hielt sich beim zweiten Male, wiederum lachend, die Ohren zu und bat sie beim dritten Male, diese Versuche aufzugeben.

Am Ende waren die beiden Freundinnen denn doch auch nur Frauen, nur Menschen! Chimene mochte sich's selbst und Andern noch so sorgfältig verbergen, der Honig des Behagens, welchen jede Bevorzugung, jede erregte Neigung in das Herz dessen träufelt, der ausgezeichnet und begehrt wird, durchdrang sie doch, und erzeugte manche unbedachte Aeußerung der überlegenen Kraft, wenn nicht des Uebermuthes. Namentlich die musikalische Uebung war dazu gar zu herausfordernd, und Françoise, welche niemals große Neigung für Chimene empfunden hatte, wurde endlich ungeduldig, und wurde, Gott sei Dank! wie Marot still für sich hin sagte, endlich eifersüchtig. Es war an einem regnerischen, stockfinstern Novemberabende, als sie ihren Unmuth über die stets herbe Aeußerungsweise des Königs endlich einmal dadurch zeigte, daß sie plötzlich aufstand, auf eine herbe Anrede des Königs das Zimmer verließ und über Treppen und Flur in ihre Gemächer hinüber eilte.

Marot folgte ihr verstohlen und fand sie in Thränen. Aber sie beweinte nicht nur ihr Geschick, sie beweinte auch, daß sie ihrer Empfindlichkeit nachgegeben und dadurch den König verletzt hätte.

Wollte Gott, rief Marot ungeduldig darüber, Ihr hättet ihn längst verletzt, dann wäre er längst liebevoller gegen Euch!

Wie? Thut ihm die Welt nicht weh genug? Wäre es nicht entsetzlich, wenn die, welche ihn lieben, ihm noch Verdruß bereiten wollten!?

Solcher Verdruß ist ihm ersprießlicher als stete Nachgiebigkeit, denn solcher Verdruß belebt ihn, während ihn die stete Nachgiebigkeit langweilt.

Langweilt? Meiſter Clément, was wäre das für ein Herz, das von einem liebenden Herzen gelangweilt werden könnte?

Das wäre das Herz eines unternehmenden Mannes, welches in Athem erhalten ſein will, das Herz unſers Königs.

Françoiſe ſah ihn ſchweigend und fragend an mit ihren großen, noch thränenfeuchten Augen, und ſprach langſam nach dieſer Pauſe: Du verwechſelſt, Marot, die Gefallſucht alltäglicher Neigungen mit einem tieferen Liebesbedürfniſſe.

Nicht doch! Der erhabenſte Menſch braucht Speiſe und Trank, die edelſte Frucht braucht die richtige Abwechſelung von Sonnenſchein und Regen. Eure Herzen ſind nicht allein, ſind nicht abgeſondert von den Bedürfniſſen Eures übrigen Menſchen, Eures Geiſtes, Eures Körpers, alſo müßt Ihr Eure Herzen, wenn deren Wohlſein gedeihen ſoll, durch ein richtiges Gleichgewicht Eurer übrigen Kräfte und Verlangniſſe unterſtützen. Zeigt dem Könige, daß Ihr ihn entbehren könnt, und es wird ſich zeigen, daß er Euch nicht entbehren kann.

Dann müßte ich anders handeln, als meine Natur, als mein Charakter mich zu handeln drängt?

Allerdings, und dies nennt man eben, wie König Franz ſagt, Bildung. Macht ein Kunſtwerk aus Eurer Neigung. Seinem natürlichen Weſen überall folgen, das iſt, verzeiht mir, äußerſt leicht, das leiſtet Jedermann.

Du biſt ein Schalk, Clément!

Das auch. Ich wollte, Ihr entwickeltet die Schalkhaftigkeit, welche in Euch ruht, und welche von Eurer eintönigen Liebe niedergehalten wird.

Du magſt nicht ganz Unrecht haben, ich werde mich gleichgiltig zeigen.

Ich habe ganz Recht, und Ihr müßt viel mehr thun, als Euch gleichgiltig zeigen. Gleichgiltigkeit verletzt, Ihr müßt aber reizen. Neigung müßt Ihr zeigen nach der Seite hin, von welcher ſie Euch geboten wird.

Marot!

Nehmt's nicht ſo religiös! Iſt Brion nicht der Mühe werth? Ihr ſollt's bald am Könige ſehen, ob dem ſo iſt. Mißverſteht mich nicht! Was will ich denn? Euch glücklich an der Seite des Königs, vielleicht einſt auf dem Throne Frankreichs ſehen. Euch und den König will ich glücklich ſehen. Brion iſt ein braver Seigneur, dem ich alles Glück gönne, aber von Euch nur eine flüchtig erſcheinende und wieder verſchwindende Flagge des Glücks. Die Lebenskunſt beſteht darin, das Wichtige vom Unwichtigen zu unterſcheiden, das Dauernde vom Vorübergehenden. Ich kenne den König von früh auf, und was ich an ſeiner früheſten Jugend nicht geſehen, das hat mir mein Vater, der in den Schlöſſern herumgeſtoßen wurde, berichtet. Nun, demnach habe ich von Eurer erſten Begegnung des Königs an gewußt, daß Ihr ſeine wahre und einzige Liebe ſeid. Es iſt meine Schuldigkeit, ihm zu erhalten, was ihm gebührt. Dergleichen Spielereien, wie das Zitherſpiel und der ſchöne Augenaufſchlag der kleinen ſpaniſchen Prinzeß beacht' ich ſo wenig wie ſchwarze Wolken am Morgenhimmel, dieſe Wolken machen aus Tag nicht Nacht, dergleichen romantiſche Liebhabereien, deren unſer Herr Zeit ſeines Lebens bedurft hat und bedürfen wird, vernichten die eigentliche Sonne in ihm nicht, und gehen vorüber wie Wolken. Das ſind Kleinigkeiten, nach denen man nicht hinſehen darf, obwol ich eben höre, daß die Frau Regentin Jean Couſin herſchickt, um die kleine ſpaniſche Prinzeß, welche den König tröſte, zu malen. Wir wollen ſie in Eurem Zimmer im Louvre aufhängen, wenn wir nach unſerer Rückkunft das Louvre gebaut haben werden, und wollen einſt, wenn der vaterländiſche Regen — und unſer kothiges Paris wird nie daran Mangel leiden — an die Louvreſenſter ſchlägt, wie heut der ſpaniſche an dieſe ſchlecht verwahrten Fenſter, wir wollen dann, mit Zufriedenheit das Bild betrachtend, ausrufen: Es war doch recht hübſch, daß der König im Alcazar ein ſo allerliebſtes Geſchöpf mit der Davidsharfe fand. Das wollen wir, aber jetzt wollen wir von dieſer Nebenſache zu unſerer Hauptſache übergehen.

Zudringlicher Rath der Freunde für Veränderung unſerer Lebensweiſe iſt eine Lebensgefahr für Leute, die eine Eigenthümlichkeit haben, und deren Werth und Macht in dieſer Eigenthümlichkeit beruht. Françoiſe empfand das, aber ſie empfand es nur, ſie wußte es nicht, deshalb widerſetzte ſie ſich ſchwach und ſchwächer, und gab leider am Ende nach. War ſie doch über die größere Weltklugheit Marot's und über wohlmeinende Geſinnung für ſie außer Zweifel, und hatte ſie doch zu eigenem Nachtheile bisher immer ſehen müſſen, daß die bloß herzliche und aller Berechnung entzogene Hingebung ihrer Macht keine Dauer zu Wege brächte.

Ach, es war ihr Geſchick, daß die traurigſte Wendung desſelben von ihren Freunden ausgehen ſollte! Brion nämlich, von einer ſtets unerwiderten Neigung verzehrt, hatte ebenfalls den Moment ergreifen zu müſſen geglaubt, in welchem ſie zum erſten Male dem Könige charaktervoll entgegen zu treten ſchien, und war ihr ebenfalls nach einiger Zeit gefolgt. Es war ihm gelungen, unbemerkt von der Geſellſchaft die Thür und den Ausgang zu gewinnen, das Blut drängte ihm nach Kopf und Herzen, er wußte ſelbſt nicht was er wollte, aber er fühlte die unwiderſtehliche Nothwendigkeit, der Geliebten die hilfreiche und die in ſchwärmeriſcher wie ſinnlicher Liebe zitternde Hand zu bieten. So eilte er, betäubt und faſt taumelnd über den Flur und die Treppe hinauf. Unterdrückte Leidenſchaft bricht ſich oft plötzlich Bahn, es koſte was es wolle, jahrelange Rückſicht verſchwindet oft vor einer einzigen dargebotenen Gelegenheit, vor einer einzigen Ueberwallung des Blutes, welche in Schwindel und Ungeſtüm zum Verwegenſten treibt. — Als er ins Vorzimmer trat, vernahm er durch die nur angelehnte Thür Marot's Stimme und hörte ſeinen Namen, hörte die Worte: „Iſt Brion nicht der Mühe werth?“ Er wußte ſich Marot geneigt, er war verwirrt, es flog ihm durch den Sinn, daß dieſer entſcheidende Augenblick ergriffen werden müſſe. Das durfte nicht geſchehen unter offenbarem Mitwiſſen Marot's, dieſer durfte ihm alſo hier nicht begegnen! Er

eilte auf den Vorſaal zurück, er kannte dieſe Gemächer ganz genau, er war zu wiederholten Malen, wenn Françoiſe und Chimene drüben bei der Herzogin neben dem Könige ſaßen, hierher geeilt mit gequältem, übervollem Herzen, um wie ein echter ſchwärmeriſcher Liebhaber ſich an den Orten zu laben, welche ſonſt der Geliebten zum Aufenthalte dienten, ſein Haupt in die Kiſſen zu drücken, auf welchen ſie zu ruhen pflegte. Wer weiß, ob nicht der kühne Wagegeiſt des franzöſiſchen Seigneur in dieſen Stunden gepflegten Liebesſchmerzes einſtige Abenteuer und die Hilfsmittel zu denſelben ins Auge gefaßt hatte! Wer weiß, ob der bloße Zufall, die bloße Neugier des Liebhabers ihm zu Entdeckungen in der Räumlichkeit verholfen hatte. Daß ſolche zu machen waren, hat die geheimnißvolle Erſcheinung des Herzogs von Infantado gezeigt, welche am Abende der Flucht neben dem Bildniſſe Chimenens an der Wand des Balcouzimmers geſpenſterhaft hervorgetreten war. Kurz, Brion hatte den Ort entdeckt, an welchem der Herzog damals geweſen war, um wahrſcheinlich die unglückliche Tochter, von welcher er Schmach und Unglück für ſein Haupt fürchtete, zu belauſchen. Leider waren er und Brion nicht die Einzigen, welche dieſen Ort kannten. Seit der Ankunft des Kaiſers in Madrid war unter anderer Benennung ein Aufſeher im Palaſte erſchienen, wie es hieß um dem ſtolzen Herzog den mißlichen Wachtdienſt zu erleichtern, das heißt im Grunde, abzunehmen. Dieſer Brabanter hatte mit voller Goldeshand den Haushofmeiſter hinter des Herzogs Rücken bewogen, alle Schlupfwinkel des alten Palaſtes aufzudecken, und ſo war dieſer ſchlimmſte Feind ebenfalls zur Kenntniß eines Verſteckes gekommen, den Brion nur zum kleinſten Theile kannte. Im Schlafzimmer Françoiſens nämlich an der Wand nach einem Kleidungsſtücke derſelben in verliebten Spiele langend war er ausgleitend mit der nach Anhalt greifenden Hand auf eine verborgene Feder gerathen, und hatte dadurch zu ſeiner großen Ueberraſchung eine Tapetenthür geöffnet. Es war nicht gleich zu erkennen, was ſie zu bedeuten habe, denn ſie zeigte keinen Durch-

gang nach einem andern Raum, ſondern in ganz ſchmalen Stufen ſtieg dahinter die Mauer aufwärts zu halber Zimmerhöhe, dann erſt kam links und rechts hohler dunkler Raum. Neugierig klomm er hinauf und fand, daß gegenüber eben ſolche Stufen abwärts führten, und daß auf der andern Seite eine eben ſo verſchloſſene Tapetenthür in die Zimmer führte, welche Chimene jetzt bewohnte. Ihm lagen zunächſt nur Françoiſens Zimmer am Herzen, er ſtieg alſo wieder hinauf und tappte in dem dunklen Gange in der Richtung vorwärts, welche nach der Seite des Alcazar zu führte, und in welcher das Balconzimmer, hart an das Schlafzimmer ſtoßend, kommen mußte. Eine ſchmale Lichtſpalte verrieth ihm die Oeffnung neben dem Bildniſſe im Balconzimmer, er entdeckte, daß man ſie handbreit oder ganz öffnen und ſchließen konnte, und jubelte über dies entdeckte Mittel, Françoiſe gelegentlich von da belauſchen zu können.

Dorthin nun eilte er jetzt durch Chimenens Zimmer, um das Geſpräch der Geliebten mit Marot, welches ihn ſelbſt zu betreffen ſchien, anzuhören, und ſobald Marot ſie verlaſſen und ihm der Muth bliebe wie jetzt, die Zimmer der Geliebten durch die Tapetenthür zu betreten. Chimene war noch drüben neben dem Könige, der Eintritt hatte alſo keine Schwierigkeit. Dem gewöhnlichen Hergange nach blieb ſie noch lange, ſänke ihm alſo der Muth, oder hinderte ihn Marot's längere Anweſenheit, ſo konnte er desſelben Weges ſeinen Rückzug bewerkſtelligen. — Raſch kam er in ſeinen Verſteck, und hörte, daß ſie lachend Marot verſprach, von ſeiner Lebenskunſt ſich aneignen zu wollen, ſo viel ihr erreichbar ſei —

Still, unterbrach ſie dieſer, und trat an die nur angelehnte Thür des Balconzimmers, — ich höre männliche Schritte die Treppe heraufkommen, ich höre eine männliche Stimme — es iſt der König, welcher Chimene herüberführt! Da iſt unerwartet ſchnell die Wirkung Eures erſten Widerſtandes! Zum erſten Male habt Ihr Euch unwillig gezeigt über ſeine Tyrannei und da iſt er auch zum erſten Male ſeit langer Zeit auf dem Wege,

Euch aufzusuchen — still! Er wird sein Püppchen auf dem Vorsaale beim Eintritte in ihr Zimmer verabschieden! Benützt die Gelegenheit, seid karg! Aber laßt mich auf der andern Seite hinaus, er darf mich hier nicht finden, sonst würde er hinter Eurem neuen Benehmen sogleich meine Einmischung erkennen, und dadurch verlöre es seine Wirkung.

Es gibt keinen zweiten Ausgang als den durch Chimenens Zimmer, und der ist im jetzigen Augenblick nicht einzuschlagen, Ihr müßt also bleiben!

Unmöglich. Wer weiß ob nicht gar die thörichte Verläumdung von Fontainebleau wieder aufgeregt würde. Wie wenig wahrscheinlich mein Anstrich auch ist, daß ich ein Liebhaber der schönen Gräfin Chateaubriant sein könne, die Verläumdung Eures Geschmacks fand doch einigen Glauben, weil sie zugleich eine Verläumdung Eures Rufes war, und —

Ihr übertreibt in der Bescheidenheit, Meister Clément!

Nicht mehr als Ihr in der Artigkeit — und wenn der König auch das erste Mal gelacht hat, das zweite Mal könnte es ihm nicht lächerlich sein.

Nun, dann spielt Ihr die Rolle, welche Ihr Brion zugedacht habt, ist sie Euch so mißfällig?

Scherzt nicht! Mir, einem Emporkömmlinge, könnte sie übel bekommen. Je weniger man an Euren Geschmack für meine Liebhaberrolle glaubte, desto mehr würde man an meine Zudringlichkeit glauben, und mir eine Züchtigung für nöthig erachten — er tritt ins vordere Zimmer! Um Himmels willen wo soll ich hin?

Bleibt Marot!

Um keinen Preis; ich kenne das Stirnrunzeln meines Herrn!

Bei diesen Worten hatte er die Balconthür geöffnet, und weil er vielleicht hoffte, von da hinab zu kommen, schlüpfte er hinaus und zog rasch die mit seidenen Vorhängen bedeckte Glasthüre hinter sich zu.

Kaum war das geſchehen, ſo ſtand auch der König im Zimmer und richtete herzliche Worte an Françoiſe zur Entſchuldigung für ſein jetzt ſo oft mürriſches und heftiges Weſen, das von der quäleriſchen Lebensweiſe im Gefängniſſe herrühre. Ich entfremde mir, ſetzte er hinzu, indem er ſich zu Marot's Schrecken auf einen Seſſel niederließ, ich entfremde mir durch dieſen widerwärtigen Kaiſer, der meine Laune ſo verdrießlich macht, am Ende auch noch meine beſten Freunde. Auch Brion hatte ſich entfernt, Budé war unwohl weggegangen und das Geſpräch war nicht loszubringen von der unglücklichen politiſchen Lage. Margaretha erwartet heute Abend noch einen Courier von der Mutter, in deſſen Begleitung vielleicht die neuen Gäſte, die ſie uns zuſenden will, eintreffen, Couſin und Florentin — Du liebſt dieſen Prieſter nicht?

Er liebt mich nicht mehr —

Nicht mehr? Und Du biſt erſchrocken bei ſeinem Nauen, als ob er eine Gefahr für Dich ſei?

Er iſt ein intriguanter Menſch.

Was thut Dir's, wenn er keine Veranlaſſung hat zu Intriguen gegen Dich! Die Mutter rühmt ihn als ſehr klug und geſchickt, und ſolche Leute brauch ich, um aus des Kaiſers Schlingen zu kommen, gegen welche unſere Tapferkeit ſo wenig ausrichtet als ein ſtarkes Roß auf ſumpfigem Boden: ein leichter, vielgeſpaltener Krallenfuß ſchlüpft hoffentlich beſſer darüber hin. — Aber wer kommt ſo ſpät noch zu Dir?

Man hörte nämlich Geräuſch herannahender Schritte im Vorzimmer, und gleich darauf die Stimme der Herzogin Margaretha, welche fragte, ob ſie mit Montmorency eintreten könne. Nachdem der König bejaht, trat ſie haſtig ein und ſprach, indem ſie ihm Briefe überreichte: Der Courier iſt da, und der Prieſter und Maler mit ihm. Sie bringen bedenkliche Warnungen der Mutter, Brion ſoll davon wiſſen, aber er iſt nirgends aufzufinden, Marot muß alſo ſogleich zu Bourbon eilen, wo iſt Marot? ich meinte er ſei hier; Budé iſt ſchon zu Bett, ich kann

ihn nicht in dem Wetter hinaustreiben — hier, hier ſind die wunderlichen Warnungen!

Dabei zeigte ſie dem Könige eine Stelle des Briefes und ging dann unruhig im Zimmer auf und ab, jedesmal, wenn ſie an die Balconthür kam, die Gardinen derſelben ein wenig lüftend, als wollte ſie nach dem Wetter ſehen, jedesmal aber davon ablaſſend und fragenden, unruhigen Blickes nach dem Sitze des leſenden Königs zurückkehrend.

Unglaublich! rief endlich der König.

Was wäre noch unglaublich an dieſem Handelsmanne, den ſie Kaiſer nennen!

Iſt Dir denn wirklich ein Termin anberaumt in Deinem Geleitsbriefe? Du haſt ja nie davon geſprochen.

Allerdings. Ich habe Dir nicht davon geſprochen, weil ich Dich nicht beunruhigen wollte mit der Idee dieſer krämerhaften Strenge. Denn was hat ein gefangener König für Ausſicht, wenn er ſieht, daß man ſeiner leiblichen Schweſter vorſchreibt: So und ſo viel Tage darfſt Du den Bruder ſehen, und keinen Tag länger, und der Tag, welchen Du länger verweilſt, bedroht Dich, Mitgefangene zu werden?! Sollte ich Dir dergleichen erzählen, als ich kam, um Dich mit Hoffnungen aufzurichten?! Und ich hielt es ſelbſt für bloße Förmlichkeit —

Das iſt es auch nur!

Verblenden wir uns doch nicht länger! Gattinara hat ſchon warnend davon zu Brion geredet, ich habe Brions Mittheilung in den Wind geſchlagen! Bourbon hat mich aufmerkſam gemacht, ich habe nicht darauf geachtet! Sind wir etwa ſo klug und vorſichtig wie unſere Mutter, welche alle Nachrichten der Prieſterſchaft auszuſpähen verſteht, welche über jeden Schritt und Gedanken des Kaiſers beſſer unterrichtet iſt, als wir es ſind hier in Madrid ſelber? Und die Mutter ruft: Mache Dich auf! Der Prieſter, den ſie ſendet, und der eingeweiht iſt in alle Geheimniſſe Europas, ſpricht: Die Gefahr iſt vor der Thür! Sie iſt's, wenn dieſer Kaiſer ſeinen Geleitsbrief wörtlich anwenden läßt.

Darnach habe ich nicht mehr volle drei Tage Frist, und wenn ich jetzt zu Pferde steige, so muß ich Tag und Nacht reiten, um vor Ablauf dieser Frist den Grenzboden Navarras zu erreichen!

Wo ist der Priester?

Kann er nicht hinter uns, Montmorency? fragte Margaretha, und ging, ohne Antwort zu erwarten, selbst nach der Thür, welche zum Vorzimmer führte, öffnete sie und rief nach Florentin. Der Prälat fehlte nirgends, wo er einwirken konnte, er hatte im Vorzimmer geharrt, und trat ein.

Der König, welchem mit diesem Manne die Scene in Fontainebleau lebendig wurde, und welcher diesem Prälaten nicht eben zugethan war, zog die Brauen zusammen als er ihn erblickte, und betrachtete ihn schweigend. Dann fragte er langsam, worauf sich die Besorgniß gründe, daß der Kaiser den Termin des Geleitsbriefes buchstäblich behandelt sehen wolle zu persönlicher Gefährde der Herzogin.

Mein erster Gang, Sire, als ich in Madrid eintraf, war zum Beichtvater des Kaisers gerichtet, und dieser hat mir versichert, unsere Besorgniß sei in diesem Punkte nicht ungegründet.

Der Kaiser ist nicht rücksichtslos gläubig.

Sein Beichtvater aber, Sire, hört leise.

O Königthum, Königthum, rief König Franz schmerzlich aus, wie sollst Du gedeihen in solchen Händen! Nein, nein, setzte er hinzu, es ist nicht möglich!

Bedenkt, Sire, sprach Florentin bescheidenen Tones, daß es dem Kaiser von großem Interesse ist, eine für Euch so wichtige und lebhafte Unterhändlerin wie die Frau Herzogin zu bestürzen und zu entkräften. Wenn sie erfährt, daß sie bedroht ist, so verliert sie entweder in den letzten entscheidenden Stunden die überlegene, den Unterhandlungen nöthige Ruhe, und eilt, nur auf eigene Sicherheit bedacht, aus dem Lande, oder sie setzt sich der eigenen Gefangenschaft aus, und ist dann als Mitgefangene des freien Verkehrs wie des freien Ueberblicks verlustig —

Darnach, unterbrach ihn der König, könnte der Kaiſer ſelbſt die Beſorgniß lebendig gemacht und zu unſern Ohren gedrängt haben, als wolle er den Geleitsbrief wörtlich behandeln laſſen, um uns mit dieſer Nachricht in Beſtürzung zu ſetzen, ohne daß er die wirkliche Abſicht zu ſo kleinlicher Handlungsweiſe hätte! Das ſieht ihm ähnlich. Wir müſſen deutlichere Auskunft haben —

Und zwar ſogleich! rief Margaretha. Sogleich! beſtätigte der König. Wo iſt Marot? Er iſt ja wol am Vertrauteſten mit Bourbon und Gattinara? Und er iſt behende. Auch wäre er ja mit Budé und Françoiſe in gleicher Gefahr? Ruft ihn! er ſoll hinüber, und für ſeine Haut Gattinara's Rath einholen.

Ja, mein Gott, ſagte Margaretha, er iſt nicht da! Es iſt unbegreiflich, wo er am ſpäten Abende und bei ſolchem Wetter ſein kann!

Ich will nachfragen, ſprach Montmorency und entfernte ſich.

Françoiſe war im Begriff, ſich zu erheben und zu ſagen, wo Marot ſei. Sie war über deſſen Verſteck in größte Verlegenheit gerathen, ohne doch eigentlich ſich ſelbſt ſagen zu können, warum ſie verlegen ſei. Uebelſtände bilden ſich eben wie Lawinen: die abgelöſte Flocke, von der ſie anheben, ſcheint nicht der Beachtung werth, und die Vergrößerung bildet ſich dann ſo blitzſchnell, wie unſere allen Widerſtand ausſchließende Beſtürzung. Als zum erſten Male nach Marot gefragt wurde, ſchwieg ſie, weil er ſie einmal darum gebeten, und weil er doch einmal ſich verborgen hatte; ſie ahnte nicht, daß auf ſeine Abweſenheit ſo viel Nachdruck gelegt, daß ſein Verſteck unter ſo feierlich artenden Umſtänden ungewöhnlich auffallend, ja ihrem Rufe gefährlich werden könne. Weil ſie bei der erſten Nachfrage geſchwiegen hatte, war ſie mitſchuldig geworden, und es ward ihr nun ſchon ſchwerer, einen Verſteck aufzudecken, den ſie ſelbſt durch Verſchweigung gebilligt hatte. Das Blut ſtieg ihr in die Wangen, denn ſie wußte, daß der körperlich nicht eben verwegene Poet

nicht füglich vom Balcon hinab käme, und daß jeden Augenblick eine Entdeckung möglich sei, weil die Herzogin wegen einer Sendung in die Stadt hinüber nach dem Wetter sehen und deshalb auf den Balcon hinaustreten dürfte. Ihre Verwirrung ward dadurch erhöht, daß ihr der letzte Abend, den sie in Fontainebleau zugebracht, grell ins Gedächtniß trat. Dort war es ebenfalls Marot gewesen, dessen unschuldigen Besuch man zu ihrem Nachtheil gedeutet hatte, und zu alle dem erschien wie damals Florentin, der Unglücks-Prophet für sie. Sein spöttisch forschender Blick war es auch, der auf sie fiel, als sie sich ein Herz fassen, sich erheben und einfach sagen wollte: Marot ist hier, er steht auf dem Balcone draußen. Dieser Blick erbitterte sie; vor solchem Zeugen wollte sie nicht eine zweideutige Scene veranlaßt sehen, und außerdem erhob sich in diesem Augenblick der König, in den Alcazar zurück zu kehren, weil er sich angegriffen fühle. Damit schien ja die erwünschte Erlösung einzutreten, denn mit dem Könige entfernten sich jedenfalls auch die Uebrigen aus Françoisens Zimmer.

Leider geschah es nicht so, und leider ward durch diese Aeußerung des Königs auch Brion zu einem Schritte veraulaßt, den er ohne diese Aeußerung wohl nicht gewagt haben würde. Er war nämlich schon durch die Ankunft des Königs im Balconzimmer in große Verlegenheit gerathen, denn diese Ankunft schloß ein, daß auch Chimene bereits in ihre Zimmer zurückgekehrt und ihm dadurch der Rückzug abgeschnitten sei. Wirklich entdeckte er durch den erhöhten Lichtschimmer, welchen ihr Eintritt veranlaßte, daß auch nach dieser Seite eine Oeffnung in der Mauer dem Späherauge geboten sei, und erblickte durch diese Oeffnung Chimenen selbst, die sich eines Theils ihrer Ueberkleider entledigte, und sich nachdenklich auf einen Ruhesitz lehnte. Zu jeder andern Zeit würde den jungen heitern Seigneur dieser verstohlene Anblick eines halb entkleideten schönen Mädchens, die keinen Lauscher ahnte, vortrefflich unterhalten haben, jetzt aber blickte er nur nach dieser Seite, weil er einem quälerischen Anblicke auf

der andern Seite ausweichen ſollte. Denn er mußte erwarten, dort ſeine geliebte Françoiſe in den Armen des Königs zu ſehen, da dieſer offenbar gekommen war, ſein Unrecht gut zu machen, und da eine Verſöhnung zwiſchen entzweiten Liebenden nur um ſo lebhaftere Zärtlichkeit zu bringen pflegt. Im erſten Augenblicke alſo war es ihm eine äußerſt willkommene Ueberraſchung, als er die Stimme der Herzogin Margaretha im Balconzimmer vernahm. Er wendete ſich nun raſch wieder nach dieſer Seite, und verfolgte mit großem Intereſſe, was ſich da ereignete. Daß er ſelbſt vermißt wurde war ihm wol unangenehm, aber daß Marot's Verſteck zu einer ſo bedenklichen Verlegenheit für Françoiſe ſtieg, hatte einen halb komiſchen und noch einen unausgedachten andern Reiz für ihn. Das beſte Herz entledigt ſich, wo ſeine geheimſten und lebhafteſten Wünſche einer Möglichkeit des Gelingens nahe kommen, es entledigt ſich nicht ganz des Eigennutzes. Und Brion hatte doch auch etwas von allen Eigenſchaften eines leichtſinnigen Seigneurs: er hoffte, Françoiſe tröſten zu können, wenn die Scene da unten zu ihrem Nachtheil ausginge, und ihr Verhältniß zum Könige ſtöre. Denn auch er erinnerte ſich gar wohl des Gerüchtes, welches damals ins Lager vor Pavia gekommen war, und von einem geheimnißvollen Umgange der Gräfin Chateaubriant mit Marot erzählt hatte, und er erkannte ganz wohl, daß dadurch die Scene, welche ſich da unten vorbereitete, viel ernſter werden könne, als ſie ſonſt es zu werden verdient hätte. Es war die plötzliche Abreiſe Françoiſens von Fontainebleau ihren Feinden und Freunden niemals ganz aus dem Sinne gewichen, und jede Anknüpfung daran konnte mit Begierde aufgegriffen werden.

Daß Brions Mitleid für Françoiſe nicht alle andere Regung überwog, ſollte ihm indeß auf der Stelle eine Züchtigung herbeiführen. Ehe nämlich die Wendung der Scene ſo weit gekommen war, daß Montmorency zur Aufſuchung Marot's ſich entfernte, hörte Brion in ſeinem dunklen Gange zu ſeiner erſchreckendſten Ueberraſchung Geräuſch, und zwar ein Geräuſch, welches ſich ihm näherte.

Um den Zuſammenhang genauer zu überſehen, iſt ein näheres Eingehen auf dieſen Theil des Palaſtes nöthig. Wahrſcheinlich war dieſer Flügel der älteſte Theil desſelben, und war früher in unmittelbarer Verbindung mit dem Alcazar geweſen. Wenigſtens entdeckte man am weſtlichen Abgrunde des Alcazargartens damals noch Grundgemäuer, und die Mauern in dieſem Palaſtflügel waren von einer ſo außerordentlichen Dicke, daß ſie ſich auffallend von den Mauern im andern Flügel unterſchieden. Es ſteht zu vermuthen, daß von der inneren Ecke im Stierhofe bis zum Balconzimmer und vielleicht von dieſem bis zum Alcazar der Harem der mauriſchen Fürſten, welche einſt hier reſidirt, geweſen war, und daß zur heimlichen Beobachtung der Frauen die obere Aushöhlung der Wand bewerkſtelligt worden ſei. Die alten Romanzen erzählen uns hinreichend von der Neigung dieſer Frauen, Abenteuer mit chriſtlichen Rittern anzuknüpfen, und was der Moslem im Morgenlande ſelbſt nicht nöthig hatte für Bewachung des Harems, das mochte ihm hier bei gemiſchter Bevölkerung nöthig ſcheinen. Kurz, in der jetzt halb abgerundeten Ecke des Stierhofes, links, wenn man aus dem Palaſte trat, und da wo ſich der eine halbkreisförmige Flügel an das Hauptgebäude anſchloß, zeigte ſich, unſymmetriſch gegen die andere Seite, ein niedriger Thurm mauriſcher Form zwiſchen Hauptgebäude und Flügel. Er war von ſehr geringem Umfange und glich einem Minaret. Dieſer Thurm war der eigentliche Schlüſſel zu dem geheimen Wandgange, und mit dieſem Schlüſſel war für gutes Gold der Brabanter Agent des Kaiſers durch den Haushofmeiſter bekannt gemacht worden. Der Thurm hatte oben am Dache eine eiſerne Thür, die ein blos Neugieriger, wenn er ſie offen geſehen, nicht leicht überſchritten hätte, denn ſie ſchien in einen dunklen Rauchfang hinabzuführen. Der damit Vertraute ließ ſich aber getroſt hinab, ſein Fuß berührte in der Tiefe einer Mannshöhe feſten Grund. Dort begann nämlich eine Wendeltreppe, welche hinableitete bis zum Beginn des Mauerganges, der früher alſo wol alle Zimmer bis zum Alcazar berührt hatte,

jetzt aber nur noch die vier Zimmer Chimenens und Françoiſens Preis gab, nämlich das Zimmer Chimenens, in welchem ſie eben war, und das Schlaf-, Balcon- und große Vorzimmer Françoiſens.

Der Brabanter mochte von der Ankunft neuer Franzoſen und davon unterrichtet ſein durch ſeine Späher, daß ſich der König mit einer der Ankömmlinge in dieſen Theil des Palaſtes begeben habe, er mochte alſo den Augenblick als einen beſonders günſtigen zum Horchen ergriffen haben, denn er war es, den Brion die Wendeltreppe im Thürmchen herabſteigen hörte. Der ſchwere Niederländer trat nicht allzu leiſe auf, und der Schall, welcher nirgends anders hinaus konnte, drängte ſich Brion ſtark entgegen. Dieſer, obwol mit dem geheimen Zugange durch den Thurm nicht bekannt, wurde doch unzweifelhaft inne, daß Jemand von dieſer Seite ſich nahe, und da er um keinen Preis hier als Lauſcher überraſcht ſein mochte, der Nahende ſei wer er wolle, ſo dachte er ſogleich an Flucht. Denn ein Verbergen ſchien nicht möglich, oder doch äußerſt mißlich. Brion wußte nicht, wie weit ſich der Gang, welcher oberhalb der niedrigen Zimmerthüren hinlief, nach der Gartenſeite zu erſtreckte, und ob nach dorthin auch noch eine Oeffnung zum Lauſchen vorhanden ſei. Wenn er ſich alſo nach dieſer Richtung zurückzog, ſo konnte ihm der neue Ankömmling leicht dorthin folgen, um eine andere Oeffnung zu benutzen, und konnte ſolcherweiſe auf ihn ſtoßen. Geſchah dies aber auch nicht, ſo war eine vollkommene geräuſchloſe Ruhe, die ihm beim Verbergen auferlegt geweſen wäre, faſt unmöglich neben einem ſtill Lauſchenden, denn man hörte in dieſem engen Raume den Athemzug eines Andern auf große Entfernung. Dies Alles überdachte er haſtig, während die Schritte des Brabanters unerbittlich näher kamen, und er entſchloß ſich denn zur Flucht. Aber ſie mußte augenblicklich geſchehen, denn ſie führte eine Strecke dem heran ſchreitenden Feinde entgegen, da die Tapetenthüren rechts zu Chimene, links zu Françoiſens Schlafgemach von Brion aus nach der Richtung zu lagen, von welcher die Schritte

ſich näherten. Und wohin dann? Rechts oder links? Chimene in das Geheimniß ziehen? Nur im äußerſten Nothfalle! Sie konnte auch dergeſtalt erſchrecken, daß ſie um Hilfe rief, und Alles aufſtörte. Auf der andern Seite aber war Françoiſens Schlafgemach, ſo lange der König bei ihr blieb, der bedenklichſte Zufluchtsort. Secunde auf Secunde verſtrich über dieſer Wahl, der Angſtſchweiß trat ihm auf die Stirn, er ſtand noch immer an der Oeffnung neben dem Bildniſſe, der Brabanter mochte an den letzten Stufen der Wendeltreppe ſein — da hörte Brion, daß der König nach dem Alcazar hinüber wolle! Dies entſchied ſeine Wahl, er eilte an die Tapetenthür links, kroch haſtig hinab, öffnete, und trat in Françoiſens Schlafgemach. Raſch drückte er die Tapetenthür wieder zu auf die Gefahr, von dem nahenden Feinde gehört zu werden; und nun, nachdem er Athem geſchöpft, wendete er ſich gegen das Balconzimmer. Seines Erachtens mußten dort nur Françoiſe und Marot noch zugegen ſein; er wollte horchen, ob Marot nicht auch ſchon ſeinen Abſchied vorbereite. Aber, o Himmel, mannigfaches Geräuſch von Stimmen verrieth ihm, daß der König nicht hinweggegangen, daß die ganze Geſellſchaft noch zugegen ſei.

Margaretha nämlich hatte ihres Bruders Ankündigung, daß er ſich ermattet fühle, und nach dem Alcazar ſich zurückziehen wolle, mit Unwillen aufgenommen und ihm entgegnet, es ſei jetzt wahrlich nicht der Augenblick, körperlicher Schwäche nachzugeben und eine Angelegenheit zu verſchieben, welche für ihn wie für ſie von den gefährlichſten Folgen werden könne. Es müſſe in der nächſten Stunde entſchieden werden, ob ſie unbekümmert um den Termin des Geleitsbriefes noch länger hier bleiben, oder ob ſie noch in dieſer Nacht aufbrechen müſſe —

Nun ſo ſchafft den Marot, und endigt! hatte der König ungeduldig ausgerufen, und ſich wieder niedergelaſſen.

Erbittert über den Bruder, der ſo wenig Theilnahme bewies, rief Margaretha aus, indem ſie ſich nach der Balconthür

wendete: Nun, ſo wird denn nichts übrig bleiben, als daß ich ſelbſt Bourbon aufſuche!

Warum nicht gar! murmelte der König.

Es fällt ein dichter und eiskalter Regen, bemerkte Florentin.

Wenn ich fliehen muß, ſo werd' ich nicht nach Regen oder Kälte fragen dürfen, rief Margaretha und riß die Balconthür auf, um dennoch nach dem Wetter zu ſehen.

Der Balcon war überdacht, ſie mußte alſo, um ihre Hand prüfend in die freie Luft hinausſtrecken zu können, hinaustreten bis an das Geländer. — Man hörte ſie einen Schrei des Schreckens ausſtoßen, man ſah ſie ins Zimmer hereinſtürzen und mit der Hand auf die offene Balconthür deuten. Françoiſe ſchrie auf; was iſt? rief der König. — Marot erſchien an der Balconthür!

Ein peinliches Stillſchweigen trat ein, und weder Marot, noch Françoiſe hatten die Geiſtesgegenwart, es zu benutzen und die einfache Wahrheit vorzutragen. Jenen verließ die gute Laune, die hier am Ort geweſen wäre, vor dem furchtbar fragenden Blicke des Königs, der ſich auf ſeinem Seſſel nach ihm herumgewendet hatte, und Françoiſe ſtand blutroth da vor dem höhniſchen Blicke Florentins, vor den Augen Margarethens, welche halb ungläubig, halb entſetzt mit bohrender Frage auf ſie eindrangen.

Was der Verleumdung Florentins früher nicht gelungen war, das ſchien jetzt dem Zufalle zu gelingen, und der abergläubiſche Prieſter nahm dies für eine Rechtfertigung ſeines damaligen Verdachtes, ſeiner damaligen Verleumdung, und er allein benutzte die lange Pauſe, um die abſcheulich wirkſamen, weil erklärenden Worte zu ſprechen: „Gerade ſo wie im vorigen Herbſte zu Fontainebleau!“

Der König wendete ſeine Augen auf ihn und dann auf Françoiſe, welche durch Florentins Worte vom Zorne mit noch höherer Röthe übergoſſen wurde, und nun im Zorne ſprechen wollte. Aber um den Grund anzugeben, aus welchem ſich Marot

verſteckt, mußte ſie — wenigſtens ſtand ihr in ſolcher Verlegenheit nichts als die nackte Wahrheit vor Augen — erzählen, daß Marot ihr Coquetterie angerathen, oder doch — ſie fand ſich nicht zurecht, ſie ſtotterte und ſtammelte, und eben weil ſie unſchuldig und für ſolche Lage unerfahren war, erſchien ſie im höchſten Grade verdächtig. Dadurch wurde auch Marot in qualvoller Befangenheit erhalten, und als er endlich ſo weit geſammelt war, um einen geordneten Vortrag zu verſuchen, ging die Thür des Vorzimmers auf, und Montmorency trat haſtig ein mit der Nachricht, Bourbon ſelbſt ſei im Vorzimmer, und begehre, unverzüglich bei der Frau Herzogin eingeführt zu werden, die Freiheit derſelben ſtände wirklich auf dem Spiele —

Er trete ein! rief Margaretha.

Halt da! ſprach der König und erhob ſich. Ich habe nichts mit ihm zu thun! Hindern will ich Euch nicht, aber Angeſicht gegen Angeſicht ſollen der König von Frankreich und Carl von Bourbon nicht geſehen werden.

Mit dieſen Worten ging er nach der Thür, welche zum Schlafgemache Françoiſens führte, da er nicht an Bourbon vorüber durch das Vorzimmer ſchreiten wollte. Als er die Thür öffnete, ſah er Brion ſtehen — foi de gentilhomme, ſchrie er auf und griff ans Schwert, — das iſt zu Viel!

Alle eilten herbei. Françoiſe erſtarrte zur Bildſäule — der Mann, deſſen glühende Neigung zu ihr allgemein bekannt war, wurde bei einbrechender Nacht in ihrem Schlafzimmer gefunden!

„Der arme Poet hat alſo wohl nur vor Ueberfall warnen wollen, und hat ſelbſt nicht mehr zurück gekonnt!“ ſprach mit halber Stimme Florentin zur Herzogin Margaretha, ſolcherweiſe wiederum die jetzt viel ſchrecklichere Pauſe ausfüllend.

Brion war muthiger als Marot, und redete haſtig zum Könige: Uebereilt Euch nicht, Sire, es iſt hier nur ein böſer Zufall im Spiele, der eine unſchuldige Dame in falſches Licht ſtellt — die Gräfin weiß nichts von meiner Anweſenheit —

Schweig! rief grimmig ausbrechend der König, und indem er ſich zu faſſen ſuchte und ſich zu der Geſellſchaft wendete, ſetzte er ſtockend hinzu: Bourbon wartet Eurer, und ihn kümmern dieſe Vorfälle, deren Zuſammenhang von mir ausgeht, hört Ihr? nicht im Mindeſten — geht an Euer Geſchäft!

Damit trat er ins Schlafgemach und winkte Brion, es zu verlaſſen. Dieſer hatte vernommen, daß es ſich um einen wichtigen politiſchen Beſchluß handelte, und hatte die Faſſung, daran zu denken, daß der Horchverſteck von einem Fremden, wahrſcheinlich dem Kaiſer Angehörigen eingenommen ſein könne. Er wollte alſo anempfehlen, daß man die Berathung im andern Flügel des Palaſtes vornähme, konnte aber vor der heftigen Geberde des Königs nicht zu Worte kommen. Ja er bewirkte durch ſeinen wiederholten Verſuch der Einrede noch obenein den zwar leiſe, aber mit gefährlichſtem Zornesanzeichen ausgeſprochenen Befehl des Königs: ſich flugs nach dem Alcazar hinüber zu begeben, und dort des Königs Rückkehr zu erwarten. Brion kannte den König genau und wußte, daß jetzt auf eine noch ſo beſcheidene und vernünftige Einrede der ſchrecklichſte Ausbruch, vielleicht blitzſchnelles Niederſtoßen des Widerſprechenden durch das Schwert des Königs bevorſtünde. Er ſchwieg und entfernte ſich. Der König warf die Thür des Schlafgemachs hinter ihm zu, und ſank wie zerbrochen in einen Seſſel.

Franz war nicht mehr der zuverſichtliche mächtige Herr, den Eiferſucht gelockt hätte, der gleichgiltig geweſen wäre gegen eine Geliebte, die ſeine ungeſtüme Neigung überlebt hatte. Er ſah ſich ſeit langer Zeit vom Glück verlaſſen, getäuſcht in aller Zuverſicht, gedemüthigt! Nichts gelang, nirgends bewährte ſich der perſönliche Zauber, der ihn ſonſt ſo ſicher und übermüthig gemacht, ſogar Chimene entwich ihm. Françoiſe allein war ihm ein immerwährender Troſt geweſen: ſie hatte ſich ſeiner Macht unverbrüchlich unterthan gezeigt, und jetzt, jetzt erſchien ein ſo grelles Zeugniß, daß auch ſie, auch ſie ihm untreu ſein könne. Auch ſie! Was fragte er, ein verwöhnter Herrſcher, ob er

hundertfach Veranlaſſung dazu gegeben, ob er ſelbſt ihr längſt nicht mehr angehörte! Handelte ſich's um ihn? Es handelte ſich um ſie! Alſo auch über ſie hatte er ſeine Macht verloren!

So früh gehſt Du zu Grabe! ſeufzte er in tiefem Weh, und die Melancholie, mit der ihn das Gefängnißleben ſo lange und ſo eng umſponnen, bemächtigte ſich ſeiner bis zu Thränen, und er, der nie im Kleinen entſagen konnte, er ſteigerte ſich in eine Entſagung hinein, die wenigſtens in ihrer Größe ſeinem Naturell angemeſſen war, und die wenigſtens in ihrer Größe ihm eine Genugthuung gewährte. Glücksnaturen ſind im Unglück entweder klein oder heroiſch, das Mittelmaß nur tragen ſie nicht: bei hereindringendem Verluſte Alles, aber Alles wegzuwerfen aus eigenem Antriebe, das ſchmeichelt doch ihrem Stolze, denn ſie haben Stolz nicht blos Eitelkeit.

Nachdem er ſo eine Viertelſtunde mit ſich gerungen, erhob er ſich raſch, richtete ſich zuſammen zu heldenmäßigem Entſchluſſe, und trat in das Balconzimmer. Er war jetzt gleichgiltig gegen Bourbon's Gegenwart, er hatte Größeres vor als dasjenige war, was Raum hatte im Maße des Vaſallen und Lehnsherrn.

Alle wären beſtürzt geweſen über ſeinen Eintritt, wenn nicht die Mehrzahl der Anweſenden ſchon ohnedies mit beſtürzter Seele zu ringen gehabt hätte. Françoiſe ſaß leichenblaß zur Seite auf einem Seſſel, Marot ſtand verſtört neben ihr, Montmorency lehnte an der Wand, und ſeine zuſammengedrückten Züge deuteten auf verhaltenen Grimm, Bourbon, der in zwei Jahren unter der Laſt des Landesverraths um zehn Jahren gealtert war, und graue Haarſpitzen um die breiten Schläfe zeigte, ſtand mitten im Zimmer, und trat erſchreckt einen Schritt rückwärts als der König erſchien; Margaretha ging in höchſter Aufregung auf und nieder, und ſtürzte ihrem Bruder mit den Worten entgegen: O, Franz, welch eine Welt! Alles iſt niedrig und gemein!

Iſt Eure Frage entſchieden? fragte dieſer im ruhigſten Tone.

Entſchieden zur Schmach des Kaiſers! Er harrt nur der Stunde, da mein Geleitsbrief abgelaufen ſei, um auch mich in Gefangenſchaft zu ſchlagen.

Danke dem Herzoge und nimm Abſchied von ihm. Du haſt Eil', und ich auch, denn es bleibt uns noch Wichtiges zu erledigen.

Auf Bourbon's hartem Antlitze bewegte ſich's wie eine Schlacht unter ſchneidenden Gefühlen, der Ausdruck wurde ſchmerzlich, die weicheren Regungen ſchienen zu ſiegen, und er trat ſchwankend einige Schritte auf den König zu, als ob er Willens ſei, ſich ihm zu Füßen zu werfen; König Franz machte eine ablehnende Bewegung, die mehr Hoheit als Stolz ausdrückte und Bourbon feſſelte in dem Drange, der ihn trieb. Er ſtand ſtill, zwei dicke Thränentropfen rollten ihm über die gefurchte braune Wange in den ſchwarzen krauſen Bart, er raffte ſich zuſammen, daß ſein Schwert klirrte, trat haſtig zur Herzogin, ergriff deren Hand, küßte ſie, und ging eilig hinweg.

Gott ſei mit Euch, Bourbon, rief ihm Margaretha mit bewegter Stimme nach, und betrachtete eine Weile ſchmerzlichen Ausdrucks die Thür, hinter der er verſchwunden war, und hinter der man ſeinen ſchweren Schritt abwärts tönend hörte.

Sorge für Roſſe, Marot! In einer Stunde reiſt die Herzogin, ſprach der König. — Setzt Euch zum Schreiben, Prälat, fügte er in derſelben feierlichen Ruhe hinzu, indem er ſich zu Florentin wendete.

Was haſt Du vor, Franz?

Das Nothwendige, Schweſter.

Marot war hinweg; Florentin trug Lichter zu einem Schreibtiſch, der in einem Winkel des Zimmers ſtand.

Der König folgte ihm zu dieſem Tiſch und ſprach mehrere Minuten lang leiſe zu ihm; Margaretha und Montmorency ſahen in ſteigender Spannung hin, als Florentins Geſichtszüge das lebhafteſte Erſtaunen ausdrückten, und als der König einen Einwand mit erhobener Stimme kurz abwies. Françoiſe blickte

ſtarr vor ſich an die Erde, ſie ſchien an nichts Theil zu nehmen.

Setzt Euch und ſchreibt wie folgt ohne Widerrede! hörte man den König ſagen. Florentin gehorchte, und wer dieſes Charakters genau kundig war, mochte an den Mienen des Gleißners erkennen, daß er gar nicht ungern gehorchte. König Franz, ſich auf die hohe Stuhllehne des Prälaten ſtützend, ſprach ihm leiſe zu, was er ſchreiben ſollte. Es war bald geſchehen; Florentin ſtand auf und bot dem Könige eine eingetauchte Feder. Franz nahm ſie, trat vor den Tiſch, überlas ſtehend die Schrift, beſann ſich eine Zeitlang, und legte die Feder hin.

Er ging nach der offenen Balconthür und ſah eine Zeitlang ſchweigend in die finſter ſtürmiſche Nacht hinaus.

Was haſt Du vor? rief Margaretha noch einmal und eilte zu ihm.

Das Nothwendige! erwiderte er noch einmal, wendete ſich nach dem Zimmer und ging, einen Augenblick auf Françoiſe blickend, von Neuem zum Schreibtiſch. Er ſetzte ſich und unterſchrieb die Schrift.

Macht eine Abſchrift davon, Prälat, und leſ't ſie dann vor, ſagte er aufſtehend, und ging wieder zur Balconthüre, diesmal ſeine Schweſter am Arme mit ſich führend.

Du wirſt dieſe Schrift der Mutter mitnehmen, ſprach er zu ihr, während er ſtarr in die Nacht hinaus blickte, und wirſt ihr von mir ſagen, ſie ſolle unverzüglich darnach handeln.

Was befiehlt die Schrift?

Du erfährſt es ſogleich. Habe Dank für die Liebe, welche Du mir bewieſen, bewahre ſie mir ferner, Margaretha, ach, ich bin ihrer gar bedürftig.

Franz, mein Franz, was iſt Dir?

Seid Ihr fertig, Prälat? — So leſ't.

Florentin ſchrieb haſtig die letzten Worte, ſtand dann auf, und las, wie folgt:

„Wir haben gewollt und durch ein dauerndes und unwiderrufliches Edict hiermit bestimmt, daß unser sehr werther und geliebter Sohn Franz, Dauphin des Vienner Landes, von jetzt an erklärter sehr christlicher König von Frankreich sei, und als König gekrönt, gesalbt, geweiht und daß ihm allein als wahrem Könige gehorcht werde."

Jesu Maria! war der gemeinschaftliche Schrei der drei Zuhörer noch ehe der Prälat geendigt hatte, und alle drei, Margaretha, Françoise und Montmorency, waren zu ihm gestürzt, die Schwester an seine Brust, die andern zu seinen Füßen, ihm die Knie umklammernd, und in unbeschreiblicher Verwirrung Klagen, Bitten, Beschwörungen rufend in herzzerschneidender Inbrunst.

Der König blieb unerschütterlich; seine Thronentsagung blieb unverändert. — Margaretha wurde überwältigt vom Schmerze, und sank besinnungslos zu Boden. Françoise, deren Antlitz in Thränen gebadet war, griff krampfhaft nach seinen Händen, die er ihr entziehen wollte, und sprach mit einem Tone, der durch die Seele ging: O, so laß mich wenigstens bei Dir, daß ich Dein Leid theile bis in den Tod!

Auch Franz schien davon erschüttert zu sein, er faßte sich aber gewaltsam, streifte ihre Hände ab, und sprach: Madame, Ihr habt Euch des Königs Franz nicht würdig gezeigt; ich bitte Euch, dies Haus vor dem nächsten Morgen zu verlassen; ich will allein sterben.

Mit diesen Worten ging er hinaus, zusammenzuckend bei dem gellenden Schrei des Weh's, welchen er die fallende Gräfin ausstoßen hörte.

V.

14.

Im südwestlichen Frankreich mündet unterhalb Rochefort ein selten genannter Fluß in den Ocean. Er ist von großem Verdienst, denn er ist, obwol schmal, tief und von gleichmäßiger Strömung, und schwere Schiffe können über eine starke Tagereise in ihm aufwärts segeln. Die Ufer sind überaus lieblich: saftige Wiesen steigen links und rechts hügelan und verlieren sich in Laubwaldungen; Ritterschlösser aus der ältesten Zeit, eine gar seltene Erscheinung in Frankreich, spiegeln sich mit breiter uralter Form, ganz verschieden von unsern rund aufgethürmten Burgen, in seinem grünen, reinen Gewässer. Die alte Taillebourg, welche in den Romanzen aus Ludwigs des Heiligen Zeit zu Hause ist, neigt sich mit ihren bleichen Sandsteinmauern wie eine steinerne Romanze in die Fluth. Charente ist der Name des Flusses; Saintonge ist der Name dieser Gegend, Saintes ist die Hauptstadt, lauter Namen, die von den alten Santonen, deren Bekanntschaft uns die Römer überliefert, herstammen. Das Römerleben hat in diesem Landstriche vielerlei Zeugnisse hinterlassen, und dies alles zusammen: die Erinnerungen an verschiedenartige uralte Geschichtsepochen, die Abgelegenheit von großer Heerstraße, der bescheidene und doch mächtige Fluß, die dunklen Laubwälder weihen diesen Landstrich vorzugsweise zu einer poetischen Existenz. Mehr als anderswo scheint es hier

natürlich, daß ein romantiſcher Held aufwachſe, und daß er hierher zurückkehre aus Stürmen und Täuſchungen der Welt; oder daß ein geprüftes Liebespaar hier ſeine Wohnung aufſchlage unter den weitſchattenden Zweigen der ſchöner als anderswo gedeihenden Laubholzbäume, an den grünen Ufern dieſer tiefen Charente, in welche die Fluth des Oceans täglich heraufſteigt wie ein Gruß gnädiger Gottheit.

Drei Meilen aufwärts von Saintes lag in dieſem ſchönen Flußgelände das Schloß Cognac auf einem Hügel dicht über der Charente. Man ſah nordwärts aus den ſchmalen Fenſtern dieſes Schloſſes über den Fluß auf Wieſen, die ſich langſam hinaufzogen zu rings geſchloſſenen Buchenwäldern. Südwärts lief der Hügel in weicher Raſenſenkung hinab in einen mit uralten Bäumen geſegneten weiten Park, durch welchen eine Ulmenallee in der Mitte dem Blicke unabſehbar ſich hinzog in neue Waldfernen. Das Städtchen Cognac ſelbſt lag unter Bäumen verſteckt rechts unter dem Hügel vom Schloſſe aus.

Unter einer Ulme dieſes Parks war König Franz geboren, in dieſem Schloſſe hatte er ſeine früheſte Jugend verlebt, und hierher richteten ſich ſeine Gedanken in der einſamen Gefangenſchaft, welche nach jener entſcheidenden Novembernacht noch ſo viel einſamer und trauriger geworden war. Wenn wir am Ende unſeres Lebenskreiſes zu ſtehen glauben, dann wenden ſich unſere Blicke gern auf den Anfang unſers Lebens zurück, wie das zum Tod verwundete Jagdthier mit letzter Anſtrengung das Gebüſch zu erreichen trachtet, in welchem es ſeit Jahren Ruhe und Schutz gefunden.

Wenn eine Zeit käme, dachte der König, in welcher man ihn, deſſen Herrſchaft übertragen und von keiner Gefahr mehr ſei, ruhig ziehen ließe, dann wollte er in ſeiner grünen Heimat zu Cognac ein zertrümmertes Leben beſcheiden zu Ende führen. Deshalb waren im Winter Befehle auf dieſem Schloſſe eingetroffen, daß Alles in wohnlichem Stande erhalten, die Forſten gepflegt, das Wild geſchont werden ſolle. Die alten Diener

wußten nicht recht, was davon zu halten ſei, denn König Franz galt für einen verlorenen Mann, und der alte Haushofmeiſter auf Cognac, der ſeit einiger Zeit öfters Briefſchaften erhielt, war von mürriſcher Verſchwiegenheit; von ihm war nichts zu erfahren. Aber man ſah mit Erſtaunen, daß er jetzt — es war gegen die Mitte des März 1526 — die Arbeiten zum Empfang von Herrſchaften verdoppeln ließ, und man ſah mit noch größerem Erſtaunen, daß ein ergrauter Diener in unbekannte Farben gekleidet ankam, daß er höflich vom Haushofmeiſter aufgenommen wurde, und daß dieſer Fremde die Befugniß erhielt, die Zimmer am weſtlichen Thurme nach ſeinem Gutdünken einzurichten. Wer da weiß, wie peinigend ſolche Neugier für alte Diener iſt, und wie jede Kleinigkeit als Beweis für irgend eine Vermuthung ausgebeutet wird, der wird gern glauben, daß die alten Diener auch ohne weitere Hilfsmittel bald inſoweit auf dem Reinen waren, es gälten dieſe Vorbereitungen der Aufnahme von Damen. Nun kam außerdem aus dem fünf Meilen entfernten Angoulême die Kunde, es ſei die Regentin Louiſe mit großem Gefolge nach Bordeaux hinab gereiſt; die Diener ſchloſſen alſo ihre Vermuthungen dahin ab, ſie werde bei ihrer Rückreiſe nach Paris in Cognac einen Frühlingsaufenthalt nehmen. Nur der fremde Diener, deſſen Farben keineswegs die der Angoulême's waren, ſtörte dieſe Berechnung noch immer einigermaßen.

Auch für einen Wohlunterrichteten mochte es damals ſchwer ſein, über die nächſte Zukunft irgend etwas mit Wahrſcheinlichkeit zu beſtimmen: die Novembernacht in Madrid hatte nicht nur plötzliche und tiefe Veränderungen herbeigeführt, ſondern dieſe Veränderungen waren bereits am nächſten Morgen wieder innerlich ganz und gar umgeſtaltet. Der König nämlich, nach der Thronentſagung in den Alcazar zurückkommend, ließ Brion, welcher dort ſeiner harrte, nicht ſogleich vor ſich, ſondern blieb noch mehrere Stunden allein. Er hatte die ungeheuere Aufgabe vor ſich, eine Gedankenwelt der Entſagung, welche ſeinem natürlichen Weſen durch und durch zuwider war, ſeinem Weſen einzu-

verleiben. In allen Theilen ſeiner Seele zuckten die ſchmerzhaften Flämmchen auf, welche ihm ſein wahres Innere beleuchteten, und ihn darüber belehrten, es ſei nur ein erkünſtelter Zuſtand der Reſignation, in welchem er ſich befinde. Hätte er ſich im Schmerz über dieſe Zuckungen ſogleich entſchloſſen, Brion anzuhören, es hätte noch Alles anders werden können. In dieſen Stunden aber erfüllte ſich das, was er gegen die echte Wahrheit ſeines Charakters eingeleitet hatte. Françoiſe nämlich erhob ſich vom Boden und hatte nicht nur Weh und Verzweiflung, ſondern Erbitterung im Herzen, Erbitterung, daß der Mann ihrer grenzenloſen Liebe und Verehrung auf ein Paar nichtige Zufälle hin ſie ungehört verdammen könne. Das Foix'ſche Blut ſiedete in ihrem Herzen, wie es damals am Todestage der Königin Claude in Paris aufgewallt war, und es ſiedete jetzt in noch viel heftigerem Maße, denn auch unſere ſeltenſten Gefühle bewegen ſich in Steigerungen nach aufwärts oder nach abwärts, ſie wiederholen ſich niemals in gleichem Maße. Margaretha's Nähe war auch nur geeignet, dieſe Steigerung im Zorne zu begünſtigen. Margaretha, die ihr ſtets wohlgeſinnte Freundin, war durch Alles was vorgegangen in fieberhafte, für jede beſonnene Prüfung unfähige Heftigkeit verſetzt; Margaretha zog den unſeligen Entſchluß der Thronentſagung auf die ſchreienden Zeugniſſe untreuen Lebenswandels der Gräfin, welche den König in Verzweiflung getrieben; Margaretha zeigte Françoiſe ſchweigende Verachtung. Dieſe aber war viel zu ſtolz, nur den geringſten Verſuch der Rechtfertigung zu machen. Sie verließ ihr eigenes Zimmer vor der Herzogin und ging zu Chimene. Obwol ſie auch zu dieſer, welche offenbar die ungetheilte Neigung des Königs zu ihr beeinträchtigt, kein günſtiges Zutrauen hatte, ſo war ſie doch bei dieſem lauteren Mädchen eines unbefangenen Sinnes gewiß. Sie bat Chimene, welche erſchreckt aus dem Schlummer auffuhr, ihr durch den Haushofmeiſter ſogleich Pferde und zwei männliche Diener zu verſchaffen, damit ſie binnen einer Stunde ſich auf die Reiſe begeben könne. Chimene ſchrie auf und fragte

entſetzt, was vorgefallen ſei; Françoiſe aber hätte in dieſer Stimmung nicht einem Gott erzählen mögen, was ſie ſo eben erfahren und erlitten habe; ſie wies dieſe Theilnahme Chimenens hart zurück, und wiederholte nur kalt ihre Frage, ob Chimene ihr zu Reiſemitteln und Reiſebegleitung auf der Stelle verhelfen könne, ſonſt verließe ſie zu Fuße Madrid.

Chimene, den Mangel an Vertrauen mit liebender Seele überſehend, war bereit, und ſetzte im Hinausgehen hinzu: Ich hoffe, Du wirſt mich nicht verſtoßen, weil Dir Andere weh gethan, und wirſt mich an Deiner Seite behalten!

O nein, Chimene, Du biſt dem Könige ein Troſt, Du wirſt hier bleiben. Ich bedarf keines Troſtes.

Aber ich bedarf Deiner, und verwehrſt Du mir, neben Dir zu ziehen, ſo ziehe ich hinter Dir! entgegnete ſie und ging zu ihrem Vater. Dieſer war entſetzt über die Idee, daß ſeine Tochter ſich wieder öffentlich der übel berufenen Gräfin anſchließen wolle: er möge wählen — ſprach ſie feierlich — zwiſchen großem und kleinem Uebel. Bleibe ſie hier, ſo widerfahre dem Namen Infantado ein großes Unheil; gehe ſie, ſo bliebe das Haus Infantado unbetroffen. — Der Herzog wußte nicht, was ſie meinte, aber er wich ſeiner geſpenſtiſchen Furcht, und ließ ſie gewähren.

Um die zweite Stunde der Nacht ritten Françoiſe und Chimene mit zwei Dienern über die Höfe des Palaſtes, und das Fallgatter des Thorthurmes erhob ſich vor ihnen diesmal ohne Weiteres. Ein ſchneidender Wind von der Guadarrama herabfegend über die Madrider Hochebene trieb ihnen den Regen ins Antlitz; erſt eine halbe Stunde nach ihnen kam die Herzogin Margaretha mit ihrem Gefolge, zu welchem Marot und Budé gehörten. Nicht bei dieſem, nicht bei jenem Zuge wurde ein Wort gewechſelt.

Der König hatte für Jedermann ſeine Thür unterſagt, er ſah auch ſeine Schweſter nicht mehr; erſt gegen Morgen, als ihm die Oede unerträglich wurde, ließ er Brion zu ſich. Er

hatte ſich vorgeſetzt, dieſer ſolle das eigentliche Thema mit keinem Worte berühren, und ihm anzukündigen, daß er ſelbigen Tages auf ſeine Auswechſelung beim Kaiſer antragen wolle, daß Brion alſo nach Frankreich heimkehren könne. Den undankbaren Freund mit Wohlthaten zu überhäufen, dies war die Art der Genugthuung, welche das erſchütterte Naturell des Königs damals brauchte. Wenn alle Reize verſagen, der Reiz, welchen Großmuth und Stolz auf uns ausüben, bleibt dem gefeſſelten Löwen.

So wurde es aber nicht: Brion überfiel ihn, der im geheimſten Grunde des Herzens einer befriedigenden Erklärung bedurfte, er überraſchte ihn, den ſchwach Verbietenden, mit einer einfachen, den Stempel der Wahrheit tragenden Erzählung. Darin verſchwieg er nicht, daß ihn Liebesdrang zum Abenteuer getrieben, betheuerte aber einfach und ohne Prunk, daß Françoiſe keine Ahnung davon gehabt habe.

Der König lebte auf bei dieſer Erzählung; ſie trug in ihrem romantiſchen Detail, welches der augenblicklichen Prüfung ſich darbot, für den Sinn des Königs eine überzeugende Kraft der Wahrheit. Er kannte Brion auf und nieder, und ſetzte alſo nur hinzu, ob dieſer ſein ritterliches Wort zur Bekräftigung ſolcher Ausſage einſetzen könne — laß mich ausreden, unterbrach er den raſch auf die Forderung eingehenden, ich verzeihe Dir jedenfalls für die romantiſche Erfindung, ich behalte Dich an meiner Seite, auch wenn Du Dein Wort nicht darauf legen kannſt, auch wenn Du nur obenhin verſicherſt, ich könnte mich auf Deinen guten Willen verlaſſen!

Ich ſchwöre Euch, Sire, bei meinem ritterlichen Ehrenworte, daß ich Euch reine Wahrheit berichtet habe.

Mein Gott, was haben wir für thörichte Dinge gemacht! rief der König aufſpringend, und eilte aus dem Zimmer, aus dem Alcazar. Er war ſich ſelbſt wiedergegeben, er wollte zu Françoiſe eilen und abbitten, um Auflegung ſchwerer Buße bitten, um Verzeihung flehen.

Es war zu ſpät; ſie war hinweg, Chimene mit ihr! Auch Chimene!

Sich ſchreienden Unrechtes bewußt zu ſein gegen die Geliebte, das iſt für jeden edlen Menſchen ein Sporn, der zu ſtärkerem Ausdrucke, zu lebhafteren Beweiſen der Neigung treibt, als unſern natürlichen Wünſchen entſprechend iſt. Solch ein künſtlich erzeugter Gegenſatz täuſcht gar oft ein Liebespaar über die wirkliche Stärke der Empfindungen. Hier wurde des Königs Leid über den Verluſt Chimenens zurückgedrängt durch den Schmerz, welchen er über die Kränkung Françoiſens empfand, und vielleicht genügte er ſeinem Weh über Chimenens Verluſt gleichzeitig, indem er Courier auf Courier, Brief auf Brief der beleidigten Gräfin nachſandte, um deren Verzeihung und Rückkehr zu erbitten. Chimene war ja mit ihr, es konnte ja auch ihrem Herzen gelten, daß er ſein ſchreiendes Unrecht gegen Françoiſe zu entſchuldigen trachtete.

Zu dieſer Auslegung indeſſen iſt keine äußere Veranlaſſung vorhanden, die Briefe und das Benehmen des Königs zeigen im Gegentheile von einer innigen poetiſchen Zärtlichkeit für Françoiſe, wie ſie im ganzen Verlaufe der Liebesgeſchichte noch niemals von ſeiner Seite bekundet worden war.

Und gerade jetzt, da ihre innere Vereinigung mit dem Könige den Punkt poetiſcher Innigkeit erreichte, den ſie ſtets ſo ſehnſüchtig herbei gewünſcht hatte, gerade jetzt war ſie den Worten des Königs unzugänglich. Die Briefe des Königs erreichten ſie noch in Urgel auf der Reiſe, fanden ſie in Foix, wo ſie ihren Aufenthalt wieder genommen hatte, aber es wurde kein einziger von ihr geleſen. Die erſten ſandte ſie unberührt zurück, und um die folgenden hüllte ſie einen Umſchlag, auf welchen ſie durch Chimenens Hand ſchreiben ließ: „Die Gräfin Françoiſe an König Franz". So gab ſie ihm all die verſiegelten Worte und Schwüre zurück.

Er ſelbſt war in den erſten Wochen nach dieſer Trennungskataſtrophe zu beſſeren politiſchen Ausſichten gelangt, denn der

Brabanter hatte dem Kaiſer die Nachricht von der Thronentſagung hinterbracht, und dies war für den Kaiſer eine Schreckenskunde geweſen. Den gefangenen König von Frankreich, der ſeine Gefangenſchaft mit großen politiſchen Opfern löſen mußte, in einen gefangenen Privatmann verwandelt zu ſehen, der für ſeine Befreiung nichts mehr bieten konnte, das war natürlich nicht des gewinnluſtigen Kaiſers Rechnung. Er zeigte ſich alſo flugs nachgiebiger als bisher, um eine Verzögerung oder einen Widerruf dieſes Actes herbeizuführen, und ſo wurde dem Könige Franz die Hoffnung genährt, das Ende ſeiner Gefangenſchaft ſei nahe, und er werde bald perſönlich auf Schloß Foix ſagen können, was die Geliebte ſich brieflich nicht ſagen laſſen wolle. Dieſe Stimmung erhielt ſich bis gegen das neue Jahr, 1526. Kaiſer Carl hatte trotz der Abdankungsacte gezögert, in allen Hauptſachen nachzugeben und ſolchergeſtalt den Freiheitsvertrag abzuſchließen, weil er bei ſchärferem Hinblick auf Perſonen und Verhältniſſe folgende Zweifel und Bedenken nicht abweiſen konnte: Die Regentin Louiſe — ſagte er ſich — liebt ihren Sohn ſehr, ſie wird ihn nicht leicht einer ewigen Gefangenſchaft ausſetzen, ſie wird ihn, den Herrſchbegierigen, den zum Herrſchen ſo wohl Ausgerüſteten, welcher in der Blüthe der Jahre ſteht, ſie wird ihren Cäſar François nicht ſo ohne Weiteres vom Throne ſteigen laſſen, ſie wird zuwarten, ob ich mich nachgiebiger zeige, wenn ich etwas verlauten höre von dieſer verzweifelten Abſicht; ſie wird mich am Ende ſelbſt unterrichten vom Vorhandenſein einer Abdankungsacte, und dann iſt es eben auch noch Zeit für mich, nachzugeben. Oder die Abſicht iſt noch ſchlauer, und da ich bis jetzt, fünf Wochen nach Abfaſſung der Acte, noch keine andere Kunde als die durch meinen ſicheren Späher erhalten habe, ſo iſt dieſe ſchlauere Abſicht die wahrſcheinlichere: ſie laſſen zu derſelben Zeit, in welcher ich hier den Befreiungstractat mit dem Könige abſchließe, unter dem Siegel vorläufiger Geheimhaltung dem Parlamente die Abdankungsacte mittheilen, und veröffentlichen ſie erſt, ſobald mein Gefangener in Freiheit iſt, und den

französischen Boden betritt. Dann heißt es, ich habe mit einem Könige Tractate abgeschlossen, der im Augenblicke des Abschlusses nicht mehr König gewesen, also auch für Vollziehung des Tractats nicht verantwortlich sei. Die Abdankungsacte alsdann nach erlangter Freiheit zu vernichten, ist einem Kinde, dem kleinen Dauphin gegenüber, formelle Kleinigkeit, und der Betrogene bin ich!

In dieser Zeit und in Folge dieser Umstände faßte der Kaiser wahrscheinlich zum ersten Male den Gedanken, den Friedenstractat jedenfalls nur unter der Bedingung abzuschließen, daß König Franz mit seiner Person für gänzliche Vollziehung desselben einstünde, und das Versprechen ablege, im entgegengesetzten Falle zurück zu kehren in seine Gefangenschaft.

Die Franzosen wurden dieses Mißtrauens während der fortgesetzten Unterhandlungen natürlich inne, und so erklärt es sich, daß unter einem Könige, welcher ritterliches Wesen aufzufrischen trachtete, Winkelzüge, Zweideutigkeiten und beschönigter Wortbruch, kurz Unritterliches aller Gattung bei dieser wichtigen Angelegenheit zum Vorschein kam, und daß doch König Franz nicht allein dafür verantwortlich zu machen ist. Sein ritterlicher Schwung, der eben nichts Organisches der Zeitverhältnisse war, hatte sich dem nüchtern politischen Kaiser gegenüber fortwährend getäuscht und benachtheiligt gesehen, und es entschloß sich der König am Ende, den gebieterischen Forderungen seines Landes und seiner Umgebungen nachzugeben.

Dahin war König Franz nach Eintritt des Jahres 1526 gebracht, und hierdurch wurde auch in all seinen inneren Lebensverhältnissen eine neue Wendung herbeigeführt. Abgesehen vom Verhältnisse zur Gräfin, welches er auf des Königs Geheiß mit keiner Silbe berühren durfte, mochte wol Florentin, der in Madrid geblieben war, einen wichtigen Einfluß auf den König ausgeübt haben. Obwol Franz den Priester nicht liebte, so konnte er sich doch dem gewandten Verstande desselben nicht

entziehen, und der poetiſche Aberglaube desſelben, dem jeder Gefangene Thüren und Thore bereitwillig öffnet, ward dem Könige bald eine anziehende Beſchäftigung. Was gibt es denn auch Verlockenderes für einen Unglücklichen als das weite Reich abergläubiſcher Träume, welche aus dem Munde eines ſonſt überlegenen Verſtandesmenſchen entgegen treten! Außerdem hatte Florentin die nie ruhende Mönchspoſt für ſich, welche den König genauer als je vorher ein anderes Mittel über alle geheimen Abſichten und Gedanken Europas unterrichtete. So kam es, daß im Könige Franz eine ſtrenge Stimmung gegen alle Kirchenform ſich vorbereitete, und daß die Unterhandlungen mit dem Kaiſer von jetzt an den oben bezeichneten unlauteren aber praktiſchen Charakter annahmen. Die Idee einer ſo weit ausſehenden Regentſchaft der Herzogin Louiſe, wie ſie die Abdankungsacte zuſicherte, war dem Prieſter allerdings noch viel reizender geweſen, als die ſchwierigere, jetzt dargebotene Möglichkeit, ſich des Königs ſelbſt zu bemächtigen, aber jene Idee ward durch die Mutterliebe der Regentin gar zu ſehr beeinträchtigt, als daß der ſchlaue Prieſter auf ihr hätte beharren mögen. Die Regentin hatte ihm angezeigt, daß ſie, wenn noch irgend ein anderes Mittel übrig ſei, durchaus nicht auf Koſten ihres Sohnes Regentin bleiben wolle: er ſetzte alſo, auf dieſer Abdankung ſteif verharrend, ſowol die Gunſt der Regentin als die Duldung des Königs aufs Spiel, und deshalb arbeitete er für die Befreiung des Königs um jeden Preis.

Mochte es der König empfinden, daß er in ſolchen Kreiſen der Rathſchläge, daß er innerhalb der ihn umſtellenden Netze eines Florentin ſeine Einheit des Charakters verlöre? Iſt es zu verkennen, daß König Franz gegen das Ende ſeiner Gefangenſchaft Schritte und Züge entwickelte, die nicht mit ſeinem früheren Weſen in Einklang zu bringen ſind, und ſeinem ſpäteren Charakter und Lebensſtile etwas Unruhiges und Jaches mittheilen? Nein, es iſt offenbar, daß die widrigen Lebenshemmniſſe ihn außer ſich trieben, und daß er, die Politik Carls überbietend, in

Verzerrung gerieth. Gewiß empfand er damals eine um ſo größere Sehnſucht, denjenigen Lebenstheil früherer Zeit, mit welchem er noch zuſammenhing, ſorgſam zu pflegen und für die unſichere Zukunft zu retten. Er vertiefte ſich inniger als er jemals gethan in ſein Liebesverhältniß mit Françoiſe. War er doch hier ſicher, daß nie ein unendler Mißton wie in andern Verhältniſſen ihn erröthen machen würde! Er ſchrieb ihr von Neuem, er ſchilderte ihr, daß er ſeine Zukunft mit ihr dort wieder aufnehmen möchte, wo ihm Welt und Liebe einſt idealiſch vorgeſchwebt habe, unter den Bäumen zu Cognac, wo er ſeine Jugend verlebt. Sie möge noch einmal Vertrauen zu ihm faſſen, dort unter den alten Ulmen werde er gewiß beſſer und liebenswürdiger ſein als jemals anderswo. „Ich empfinde es ſchmerzlich," ſetzte er hinzu, „daß ich niemals Deine ſchöne Liebe würdig erwidert habe. Ich war ſtets zu eigennützig, zu zerſtreut, zu äußerlich, zu undankbar! Im Parke meiner Jugend denke ich mein beſſeres Selbſt, das mir die wirre Welt ſo lange entwendet, wieder zu finden. Du kennſt es noch gar nicht, Françoiſe, ach, ich kenne es ſelbſt kaum noch, aber ich weiß: dies beſſere Selbſt iſt es allein, was Dich zu mir gezogen hat. In unſerer glücklichen Zeit wehte es noch zuweilen um mich wie eine eigenthümliche Atmosſphäre. Laß mir den Glauben, daß ich ſie in Cognac wieder gewinnen werde. Begieb Dich, ich bitte herzlich, begieb Dich nach Cognac! Ich laſſe die nöthigen Anſtalten für Deine dortige Wohnung treffen. Unterſtütze mich in dem ſüßen Glauben, das Haus meiner Jugend werde mich wiedergebären. Ich habe herbe, ach für mein Gewiſſen herbe Opfer zu bringen, daß ich dieſem Spanien entrinne — ich werde ſie bringen und hoffe mit dem Frühlinge an Deinem Herzen mich zu tröſten. Erzähle mir von meinem Schloß an der Charente! ich ſehne mich ſo ſehr darnach, Dich dort zu wiſſen, Deine Worte, Deine Gedanken von dort zu vernehmen!"

Auch dieſer Brief kam uneröffnet in den Alcazar zurück mit der neuen Aufſchrift: „Gräfin Françoiſe an König Franz".

War es Françoiſens Unſtern, der ſie veranlaßte, den Geliebten hartnäckig von ſich zu weiſen, da er hingebender und liebender geſinnt war als je vorher?

Es ſchmerzte den König, aber er zürnte nicht. Darin war er edel bis in die geheimſten Falten des Herzens: beleidigter Stolz, wie er Françoiſe nach jener Scene zukam, hatte ihm eine ſo volle Berechtigung, daß ſich ein gewiſſes Etwas in ihm ſogar freute über ihren ſtandhaften Zorn. So muß das Weib Königs Franz empfinden! flüſterte dies Etwas, und er ſetzte ſich von Neuem an den Schreibtiſch, legte all die zurückgeſandten Briefe auf einander, ſchrieb einen neuen an Chimene, legte ihn hinzu und richtete Alles an dieſe. Er theilte ihr in kurzen Worten mit, was er der Freundin geſagt, wie und warum er ſie gebeten habe, nach Cognac zu gehen. Chimene möchte ihr die Briefe einhändigen, und möchte ſie, wenn auch dieſer Verſuch fehlſchlüge, zur Ueberſiedelung nach Cognac bewegen. Vielleicht ſchon in einigen Wochen komme er ſelbſt dahin, und vielleicht gelänge es dann ſeiner perſönlichen Bitte, die beleidigte Freundin zu verſöhnen.

Chimene glaubte nicht mehr an eine glückliche Vereinigung zwiſchen dem Könige und ihrer Freundin; ſie wußte zu gut, wie ſich der König ihr gegenüber benommen hatte, und wie ein Mann ſolchen Weſens Françoiſe über kurz oder lang grenzenlos unglücklich machen müſſe. Sie wollte auch keine Gemeinſchaft mit ihm hinter dem Rücken Françoiſens, ſie hatte erfahren, wie empfindlich dieſe dafür war. Aus dieſen Gründen öffnete ſie das Paket nicht, ſondern übergab es der Freundin mit dem Bemerken, es enthalte jedenfalls die zurück geſandten Briefe, und ſie möge beſtimmen, ob es zu öffnen ſei.

Wie kann ich? entgegnete Françoiſe, die Aufſchrift lautet an Dich!

Ich habe nichts mit dem Könige zu ſchaffen, und es iſt unzweifelhaft, daß er nur meine Vermittelung für Dich nachſucht. Beſtimme.

Es bedarf keiner Vermittelung zwiſchen mir und ihm! ſagte Françoiſe, deren Empfindlichkeit ſtets gereizt wurde durch eine Erinnerung an des Königs Theilnahme für Chimene — und es gibt keine Vereinigung mehr zwiſchen mir und ihm! ſetzte ſie hinzu, indem ſie ſich abwendete und ans Fenſter trat, als wolle ſie zu ihrer Zerſtreuung das ſchneebedeckte Thale der Arriège betrachten. Die Winterſonne glänzte auf den Schieferdächern des Städtchens Foix und zwei große Bergadler ſchwebten langſam darüber hin. Jacques, der Rabe, welcher am Fenſter ſaß, ſchrie ſein „François! François!“ den Raubvögeln nach.

Chimene mochte das Stillſchweigen nicht unterbrechen; ihr Auge ruhte zerſtreut bald auf dem Briefpaket, bald auf der von ihr abgewendeten Freundin. Plötzlich kehrte ſich dieſe zu ihr und fiel ihr ſchluchzend um den Hals. Zum erſten Male ſeit der Kataſtrophe in Madrid fand Françoiſe wieder Thränen, ſtromweis floſſen ſie, als ſollte ſie nun mit einem Male von dem Monate lang krampfhaft zuſammen gehaltenen Schmerze befreit werden. O Chimene! ſprach ſie endlich unter immerwährendem Schluchzen, es zerreißt mir das Herz, ihm zürnen und entſagen zu müſſen; aber ich muß es! Hinter jeder neuen Verſöhnung mit ihm liegt neue, noch tiefere Schmach, liegt völlige Verzweiflung und Tod! — Entferne dieſe Briefe, ich könnte unterliegen und ſie öffnen; und wenn ich ſeine Worte leſe, ſo wäre meine Kraft des Widerſtandes dahin!

Mit dieſen Worten eilte ſie hinweg, in Chimenen die traurige Ueberzeugung zurücklaſſend, daß für ſolche Liebe Trennung wie Vereinigung gleich großes Elend bringe.

Der König aber wurde um dieſe Zeit ſo lebhaft von den zum Abſchluß eilenden Unterhandlungen in Anſpruch genommen, daß er weniger ſchmerzlich die erwartete Antwort vermißte. Je näher ihm die Freiheit kam, deſto lebendiger wurde ihm auch wieder das Vertrauen auf ſeine perſönliche Macht, und die ſanguiniſche Vorſtellung geſtaltete ſich ihm täglich feſter: Françoiſe und Chimene harrten ſeiner bereits in Cognac. Florentins

Horoſkop-Stellung hatte ihm verkündet, daß ihn die Heimat mit einer Schönheit und Liebe begrüßen werde, deren Freudenquelle bis an das Ende ſeines Lebens nicht mehr verſiege. Der König lächelte über den Propheten, der den Sieg ſeiner Gegnerin voraus verkünde, und der Prophet lächelte über den kurzſichtigen König, der nicht ahnte, daß man aufmerkſam den geheimſten Regungen ſeines Herzens gefolgt, und mit Aufwand aller coquetten Kräfte dafür beſorgt geweſen war.

Florentin hatte an demſelben Tage, es war der 13. Januar, in einem Briefe der Regentin die Nachricht erhalten, das Geſuchte ſei über alle Erwartung glücklich gefunden, er möge nun, es koſte was es wolle, die Unterhandlungen abſchließen. Es ſei Alles bereit für ihre Abreiſe nach Bayonne, und ſobald er das Signal gebe, breche ſie auf. — Er eilte alſo ſogleich zu Gattinara und brachte noch an demſelben Abende die Abſchrift des endlichen Tractats dem Könige in den Alcazar mit der officiellen Nachricht, daß der Kaiſer bereit ſei, ihn morgen zu unterſchreiben, wenn der König mit ſeiner Unterſchrift das feierliche Verſprechen gewiſſenhafter Erfüllung des Tractates geben wolle.

Endlich! rief der König. Nun ſo übernimm denn Dein Amt! Du biſt verantwortlich als Diener der Kirche für Alles was Du bindeſt und löſeſt.

Das bin ich! erwiderte der Prieſter mit frecher Zuverſicht, und geleitete den König in den Sternenſaal, wohin er ſchon Montmorency, Brion und zwei neue Abgeſandte der Regentin beſchieden hatte. Einer dieſer Abgeſandten war ein Adept Duprats, ein Parlaments-Präſident de Selve, der um ſeiner ſcharfen Augen und Ohren willen dazu erwählt war; der zweite war ein eisgrauer Biſchof, der um ſeiner ſtumpfen Sinne halber die Sendung erhalten hatte. Dieſer alte Mann verließ ſich in alle dem, was ihm zu thun auferlegt werden mochte, auf den berühmten Prälaten Florentin, welcher bei aller hohen Geiſtlichkeit in hohem Anſehen ſtand.

Der König erſchien raſchen Schrittes in dem kleinen Saale, der diesmal ſchwächer erleuchtet war als bei der Zuſammenkunft mit dem Kaiſer, und befahl Florentin, ſogleich ans Werk zu gehen. Eure Schreiber, ſetzte er hinzu, indem er ſich zu Selve wendete, ſind bereit? — Zu Befehl, Sire! erwiderte dieſer und deutete auf zwei in ſchwarze Roben gehüllte Menſchen, welche ſich abſeits an der Wand mit Schreibzeug bereit hielten. — Daß ſie genau Regiſter halten, ſprach der König halblaut zu Selve, vom Allem, was der Kaiſer verſpricht!

Es ſind die feinſten Notare von Paris, Majeſtät! Sie hören und ſehen, was kein Menſch hört und ſieht.

Ans Werk, Prälat! rief der König und ließ ſich nieder, und bat leiſe, während Florentin ſchon begann, den alten Biſchof, ſich ebenfalls niederzulaſſen, da für ein ſo hohes Alter die aufrechte Stellung beſchwerlich ſei. Der alte Mann wollte proteſtiren, der König beharrte auf ſeinem Vorſchlage und ſo wäre dem Biſchofe, auch wenn er nicht ſchwerhörig geweſen wäre, der Eingang des Florentin'ſchen Vortrages, welcher mit ſchwächerer Stimme als die weitere Folge desſelben geſprochen wurde, ohnedies entgangen. Dieſer Vortrag lautete aber dahin: daß im Namen des gegenwärtigen höchſt würdigen Herrn Biſchofs von Tarbes die folgende Verhandlung volle Sanction der heiligen Kirche habe, daß die heilige Kirche den folgenden Vertrag, als einen durch Gefangenhaltung und Marter dem allerchriſtlichen König von Frankreich abgepreßten, vor Gott und Gewiſſen für unverbindlich und nichtig erkläre, und dem gemißhandelten Könige von Frankreich frei ſtelle, in wie weit er ihm Folge geben wolle.

Nachdem Florentin dieſe Worte von einer Pergamentrolle verleſen, und nachdem ſich während dieſer Leſung nichts weiter ereignet hatte als ein Geräuſch, welches Montmorency mit ſeinem Schwerte verurſachte, nahm Florentin von der kleinen Tafel, die vor ihm ſtand, eine eingetauchte Feder und legte die Pergamentrolle dem Biſchofe von Tarbes auf die Kniee, indem er ihm mit der einen Hand die Feder reichte, mit der andern aber, dergeſtalt,

daß der Schatten dieſer Hand die eigentliche Schrift verdeckte, ihm die Stelle anzeigte, wohin er ſeinen Namen ſchreiben ſolle. Mit zitternder Hand that dies der Biſchof, es unterſchrieb alsdann Florentin ſelbſt, und es unterſchrieben der Reihe nach alle Anweſende außer dem Könige.

Nachdem dies erledigt war, verlas der Prälat den Friedenstractat. Er enthielt im Weſentlichen dieſelben Bedingungen, welche Margaretha bei ihrer Ankunft dem Könige mitgetheilt, und an welchen der Kaiſer unerbittlich feſtgehalten hatte. Die beiden älteſten Söhne des Königs ſollten für Erfüllung des Tractates als Geiſeln ausgeliefert werden, und König Franz mußte ſich verbindlich machen, in die Gefangenſchaft zurückzukehren, falls nach vier Monaten nicht alle Bedingungen des Vertrags erfüllt ſeien. Auch die Heirat Eleonorens war darin ausbedungen.

Nach beendigter Vorleſung herrſchte Todtenſtille. Der König unterbrach ſie endlich und ſtand auf. Florentin trat zu ihm, und ſagte leiſe: Das beſte Zeichen winkt Eurer Majeſtät, der Jupiter ſteht ſenkrecht über Eurem Haupte!

Franz blickte aufwärts nach der offenen Kuppel des Saales und betrachtete den tief glänzenden Stern. Darauf ſprach er: Die Kirche hat uns in Schutz genommen, es ſteht uns nicht mehr an, zu zaudern!

Und damit trat er an den Tiſch und unterzeichnete den Tractat.

Am andern Morgen erſchien Florentin damit bei Gattinara, damit ihn dieſer in des Kaiſers Cabinet trage. Gattinara betrachtete den Prieſter mit forſchenden Augen und ſagte: Der Kaiſer müßte Burgund beſetzen und dieſen Tractat zerreißen. Ein Vertrag, der zu viel fordert ſchadet beiden Theilen — ſeid Ihr nicht der Meinung, Prälat?

Warum beiden Theilen? fragte dieſer ausweichend zurück.

Weil ihn der allzu bedrückte Theil nicht hält! entgegnete Gattinara, ein ſcharfſichtiger Italiener und betrachtete unverwandt den Prälaten.

Wenn König Franz ihn nicht halten wollte, warum hätte er ihn nicht vor einem halben Jahre unterſchrieben? Er enthält dieſelben Bedingungen, die Ihr damals machtet. Glaubt Ihr, unſer König habe die Gefangenſchaft ſo vergnüglich gefunden, um ſie um ihrer ſelbſt willen ſo lange zu genießen?

Ich war nicht für die Gefangenſchaft, ich bin nicht für den Tractat! ſprach Gattinara, und ging in des Kaiſers Cabinet.

Aber der Kaiſer war nicht hier, nicht dort Gattinara's Meinung, und an demſelben Tage, dem 14. Januar, ward der Form nach dieſe Angelegenheit erledigt. Auch hierin ließ indeß der Kaiſer zu ſtiller Freude der auflauernden franzöſiſchen Juriſten ſeine zähe Vorſicht nicht aus den Augen, und beſtimmte zum Tage der Befreiung erſt den 10. März. Die Juriſten und Florentin beruhigten den hierüber ergrimmten Franz mit dem Bemerken: Der Kaiſer ſei ja hiermit der erſte, welcher den Vertrag breche.

Der Winter erſchöpfte ſich in jenem Jahre ungewöhnlich zeitig. Schon Ausgangs Februar wehten öſtlich und weſtlich von der Pyrenäenkette warme Lüfte, und der ſtrenge Lautrec ließ ſich vielleicht dadurch mit beſtimmen — denn die weichen Frühlingslüfte mildern jedes Herz — Chimenens wiederholten Bitten nachzugeben, und endlich einmal die einſame Schweſter auf dem väterlichen Schloſſe aufzuſuchen. Chimene hatte ihm immer wieder nach Toulouſe geſchrieben, Françoiſe zehre ſich auf in unglücklichſter Seelenſtimmung, und es müſſe durchaus etwas für ihre Zerſtreuung und Erheiterung geſchehen.

Als er eben durch das Städtchen Pamiers geritten war, und ſein Pferd in vollem Scheine der wohlthätigen Mittags-

wärme den Berg über dem Orte langſam erklimmen ließ, hörte und ſah er einen Reiter geſtreckten Laufs hinter ſich her kommen. Es war ein ihm nachgeſendeter Courier, welcher als eilig bezeichnete Depeſchen der Regentin brachte. Sie enthielten den Befehl, Lautrec ſolle ſich in den nächſten Tagen zu Bordeaux einfinden, die Regentin werde ſelbſt dort ſein, und ihm die weiteren Aufträge ertheilen. Sie beträfen den Empfang des Königs, welcher gegen Mitte des nächſten Monats auf franzöſiſchem Boden anlangen werde.

Lautrec, ein ſehr ſtolzer Mann, gehorchte in allen Dingen der ihm verhaßten Regentin ungern: er hatte ihr nie vergeben, daß ſie ihm ſeinen italieniſchen Feldzug durch Unterſchlagung der Hilfsgelder vernichtet, und ſeine weit ausſehende Kriegslaufbahn beeinträchtigt hatte. Es verdroß ihn jetzt, in ſo anmaßendem Tone mehrere Wochen früher als nöthig ſchien nach Bordeaux beſchieden zu werden. Ihre letzten Tage der Alleinherrſchaft verherrlichen zu helfen war keineswegs nach ſeinem Geſchmacke.

In ſolcher Stimmung kam er auf ſein Schloß Foix und ward von Chimene in der Halle empfangen. Die leidende Françoiſe verlaſſe ſelten ihr Zimmer, wiſſe noch nichts von ſeiner Ankunft und bleibe auch beſſer ſo lange darüber in Unkenntniß, bis er über alle Einzelnheiten ihrer Lage unterrichtet und zu irgend einem Vorſchlage der Aenderung ausgerüſtet ſei. Eine ſolche Aenderung ſei unerläßlich: Françoiſe verzehre ſich; ſie liebe den König jetzt wie ſonſt, verſchließe dies gewaltſam vor ſich ſelbſt, und habe hartnäckig bisher alle Verbindung mit dem Könige, deren ſie wie der Lebensluft bedürftig ſei, zurückgewieſen. Auch ich war der Meinung, ſetzte Chimene hinzu, daß ſie mit dem Könige, der ihre Liebe mißhandelt, für immer brechen müſſe, aber jetzt bin ich rathlos, ſeit ich ſehe, daß dieſer Bruch ſie unzweifelhaft tödtet.

Beſſer ſterben, als unwürdig um Leben betteln!

So ſteht es nun wol ſeit unſerer Abreiſe von Madrid nicht, ſondern der König hat fortwährend die Stellung des Bittenden eingenommen: er hat zu drei Malen geſchrieben und Françoiſe hat keinen Brief geöffnet, ſie hat alle an den König zurückgeſchickt.

Ihr könnt alſo nur vermuthen, daß der König darin um Gunſt bitte. Um die Lage vollſtändig zu beurtheilen müßte man die Briefe kennen.

Sie ſind wahrſcheinlich in dieſem Paket enthalten, welches der König ſpäter an mich geſendet hat.

Warum habt Ihr es nicht geöffnet?

Chimene erröthete: ſie hätte ſich ſelbſt und Lautrec geſtehen müſſen, daß es nicht geſchehen ſei, um Françoiſens Eiferſucht zu verhüten. Sie berief ſich alſo nur darauf, daß ſie nicht habe Vermittlerin ſein mögen, wo die Freundin keine Vermittelung gewünſcht habe.

Ihr wißt ja aber nicht zuverläſſig, daß die Briefe des Königs an Françoiſe darin enthalten ſind! Es kann ſonſt ein wichtiger Auftrag des Königs, vielleicht eine politiſche Mittheilung an mich, der ich hier an der Grenze befehlige, darin eingeſchloſſen ſein. Ich bitte Euch, öffnet raſch.

Das wäre ein Verrath an meiner Freundin!

So erlaubt mir, daß ich öffne!

Und ohne ihre Erlaubniß abzuwarten hatte er bereits das Paket entſiegelt, ihr den obenauf liegenden offenen Brief gereicht und die Briefe des Königs an Françoiſe herausgenommen. Als Regent eines kleinen Königreichs, wie Guyenne und Languedoc eins bilden konnten, war er vor dem ſtolzeſten Siegel nicht ſchüchtern, er öffnete alſo auch ohne weiters des Königs Briefe, während Chimene den ihrigen las, und vertiefte ſich in dieſelben.

Er hatte nie geliebt, nicht einmal galant war er jemals geweſen; er hatte mit dem Könige nie anders als geſchäftlich verkehrt, was Wunder! wenn ihm dieſe Sprache der Briefe

höchſt überraſchend und erſtaunlich vorkam. An eine andere Perſon als an ſeine Schweſter gerichtet hätte er ſie vielleicht thöricht gefunden. Unter dieſen Umſtänden fand er ſie rührend; ſie ſchmeichelte ſeinem Foix'ſchen Stolze; denn ſie war der innigſte Ausdruck liebevoller Theilnahme und Achtung, welche König Franz jemals einer Dame gewidmet hatte, und er hatte auch niemals im Einfluſſe einer Situation geſchrieben, welche für den Eindruck auf einen ſtrengen Mann gleich Lautrec ſo günſtig geweſen wäre als die damalige in Madrid.

Lautrec ſtand lange wortlos, nachdem er die Briefe beendigt: ſie wirkten nicht nur auf ſeinen Rath für die Schweſter, ſie wirkten auf ſeine eigene Welt. Ein leiſes Weh flocht ſich um ſein Herz, und er ſprach unwillkürlich und mit ungewöhnlich milder Stimme: Warum habe ich nie etwas davon erfahren?

Nie? fragte Chimene. Was iſt's Beſonderes? Mir ſpricht er nur davon, ſie nach Cognac zu führen —

Lautrec lächelte und betrachtete mit aufmerkſamem Auge, wie er nie vorher gethan, die blaſſe Spanierin. Führt mich zu Françoiſe! ſprach er nach kurzer Pauſe. — Wir wollen mit ihr berathſchlagen!

Das iſt nicht möglich, Graf! Sie iſt feſt entſchloſſen, ihn nicht wiederzuſehen. Haltet Ihr's für rathſam, ſie nach Cognac zu geleiten, ſo darf ſie nicht ahnen, daß es des Königs Schloß ſei, und daß der König ſelbſt es betreten könne. Bedenkt auch, daß ſie künftig mehr als früher Eures vollen Schutzes gegen die ihr übelwollende Regentin bedürfen würde —

Gott helfe mir! daran ſoll's ihr nicht fehlen! Solch eine Liebe iſt ja wie ich ſehe das Rührendſte auf der Welt, und mit ſolchen Geſinnungen Königs Franz und an meinem Arme ſoll die Ränkeſucht der Angoulême wol niederzuhalten ſein.

Der gute Lautrec kannte den Zuſammenhang der Dinge nicht, und war geblendet wie ein Jüngling von der Sprache des Königs. Ueber den Friedenstractat wußte er nichts Genaues,

alſo auch nicht über die darin einbegriffene Heirat Eleonorens, von der es allgemein hieß, ſie ſei vom Kaiſer dem Connetable verſprochen. Er hatte alſo dem Ausdrucke der Briefe nach nichts weniger als das vor Augen, was alle Welt längſt aus dem Reiche der Möglichkeit geſtrichen hatte: eine Erhebung ſeiner Schweſter auf den Thron von Frankreich.

Und nun ſah er in dieſer ihm neuen poetiſchen Stimmung die von Schmerz gepeinigte abgehärmte Schweſter, welche im Kampfe zwiſchen Stolz und Liebe um viele Jahre gealtert war, die um nichts in Thränen ausbrach, was fehlte zu ſeinem Entſchluſſe, hier die Zügel in die Hand zu nehmen, welche ſeines Erachtens nur durch Ungeſchick verworren ſeien?

Sanft wie er nie gethan, ſchalt er Françoiſe, daß ſie die rauhe Jahreszeit in ſo rauhem Gebirgslande verbringe bei ihrer offenbar angegriffenen Geſundheit, er ordnete alles zur Reiſe an, er ſchickte insgeheim Guernard nach Cognac voraus, er verſprach der Schweſter, die ach ſo glücklich war über die ſo warme Theilnahme des Bruders! ſie in milde Luft zu führen, er ließ eine Sänfte rüſten, er führte ſie nach Toulouſe, er geleitete ſie, nachdem er ihr dort Ruhe und Erholung gegönnt, nach der Charente hinab. Mit keiner Silbe verrieth er ſeine Kenntniß der Briefe: ſie ſollte vom Glück überraſcht werden. Es war ihr Schickſal, daß der gute Wille ihrer Freunde ſie überall ins Unglück führte. Oder iſt dies immer das Schickſal guter Menſchen, wenn das Glück ihnen abhold iſt?

Am 5. März um die Mittagsſtunde ſahen die neugierigen Diener des Schloſſes Cognac einen Reiſezug die Ulmenallee heraufkommen. Es war voller Sonnenſchein, und vom hohen Schloſſe aus entdeckte man am Gipfelſaume des Parkwaldes ſchon jenen gelbgrünen Schimmer, welcher die erſten Blätterknospen des Jahres verräth, und den wirklichen Eintritt des Frühlings verkündet. — Neugierig folgten ſie alle dem fremden Diener — es war Guernard — auf die Rampe, und betrachteten forſchend die Ankömmlinge. Neben einer Sänfte ritt ein

bärtiger Seigneur, und neben ihm saß auf kleinem navarrischen Pferde ein schöner Knabe mit afrikanisch brauner Gesichtsfarbe.

Auf der andern Seite der Sänfte ritt eine bäuerlich gekleidete, wohlgenährte Frau, die ganz nach der Landessitte im Saintonger und Rocheller Lande wie ein Mann zu Pferde saß, und sich mit besonderem Wohlgefallen das hoch liegende stattliche Schloß zu betrachten schien. Ein Rabe saß vor ihr auf dem Sattelknopfe. Hinter der Sänfte folgte ein stattlicher Trupp Reiter, dem Anscheine nach theils aus Seigneurs, theils aus Kriegsleuten bestehend.

Eine hoch gewachsene, ganz schwarz gekleidete Dame stieg aus der Sänfte, als der Zug auf der Rampe angelangt war. Der schwarze Hut, das schwarze Lockenhaar mochten ihr blasses Gesicht noch blasser erscheinen lassen, ihr großes Auge aber, welches auf den Diener fiel, als dieser hinzutrat, um ihr behilflich zu sein und ihr Gewand zu küssen, dies Auge hatte einen engelguten Blick, und ihre Stimme, die sie zu dem bärtigen Seigneur erhob, klang wie melancholische Musik. — „Wo sind wir, Lautrec?“ fragte sie.

An der Charente!

„O hier ist's schön und traulich! Hier möcht' ich bleiben! Es ist mir, als kennt' ich dies Alles, und doch kann ich es nur aus Schilderungen oder Träumen kennen; denn ich bin nie hier gewesen. Diese riesenhohe Ulme da an weichem Abhange zum Beispiele —“

Dies ist die Königsulme — sprach ein vorlauter Diener des Schlosses.

Schweig! unterbrach ihn Lautrec. Der Diener hatte erzählen wollen, daß diese Ulme von der Geburt des Königs den Namen habe, und so wäre das Geheimniß voreilig verrathen worden. Lautrec wollte aber, daß dies erst geschehen sollte, wenn er an Chimenen — sie war der maurisch gefärbte Knabe — einen Boten sendete mit der Nachricht, es sei der König nahe bei Cognac. Dann sollten ihr des Königs offene Briefe gereicht,

und ſie ſollte unterrichtet werden, dies Schloß ſei nicht eine neue Beſitzung Lautrec's, ſondern ſei das Geburtshaus des Königs, welches er für ſie geſchmückt habe.

Lautrec konnte nun auch füglich nicht länger ſäumen, die Regentin in Bordeaux einzuholen. Er verließ alſo noch an demſelben Abende Schloß Cognac, nachdem er Françoiſe baldige Rückkehr gelobt, Chimene herzlich gegrüßt und Margot — dieſe Mutter Florentins und Amme Françoiſens war die männlich reitende Bäuerin geweſen — genau aufgegeben hatte, Françoiſe vor aller Zudringlichkeit der Schloßdiener aufmerkſam zu bewahren. Sie war zu dem Ende ſammt Guernard ſo weit ins Geheimniß gezogen worden, daß Gräfin Françoiſe einer Ueberraſchung wegen den Namen dieſes Schloſſes nicht kennen ſolle. Leider war Françoiſens ſchweigſame Theilnahmsloſigkeit von der Art, daß Niemand genöthigt wurde, ihr einen falſchen Namen zu nennen: ſie ſprach wenig, ſie fragte gar nicht. —

Lautrec fand die Regentin in Bordeaux ſehr ungehalten darüber, daß er ſich ſo wenig beeilt habe. Der König hat befohlen, ſagte ſie unwillig, daß Ihr mit ſeinen Söhnen an der Bidaſſoa ſeid, wenn er aukomme; Ihr ſollt ihn empfangen und den Dauphin und Herzog von Orleans, die armen Geiſeln, den Spaniern überantworten. Die Kinder ſind ſchon in Bayonne. So machte ſich denn Lautrec ebenfalls unverweilt eben dahin auf den Weg. Der Hofſtaat dieſer Regentin, den ſie zu Lautrec's Verwunderung mit ſich im Lande herum zog, war ihm ohnedies zuwider. Dieſe geputzten Damen und Herren machten ihm, da er eben die Söhne des Königs dem Erbfeinde ausliefern ſollte, einen unangenehmen Eindruck. Die Regentin wollte auch nach Bayonne aufbrechen, und er nahm ſich alſo vor die Prinzen ſogleich mit ſich über Bayonne hinaus nach St. Jean de Luz, der letzten franzöſiſchen Stadt, zu nehmen, um dieſer Hofgeſellſchaft zu entgehen. Hatte ſich doch auch die Herzogin Margaretha, welche ſonſt immer würdig und freundlich gegen ihn geweſen, diesmal kalt gezeigt! Vielleicht Françoiſens halber? War auch

die edle Margaretha neidiſch geworden über die dauernde Herrſchaft Françoiſens im Herzen des Königs? Er wußte es nicht, aber es war ihm dies ein Grund mehr, dieſen Weiberhof in Bayonne nicht abzuwarten. Nur ein junges Mädchen, ein neues Hoffräulein neben der Regentin hatte ſeine beſondere Aufmerkſamkeit erregt, ſie hatte ihn auffallend an Chimene erinnert. Die abenteuerliche Spanierin konnte doch nicht Françoiſe plötzlich verlaſſen, die Knabenkleider, die mauriſche Hautfarbe abgeſtreift haben, um eine neue unbegreifliche Maskerade als Hoffräulein aufzuführen?! Dies Hoffräulein hatte ſich ihm nicht genähert, er hatte ſie nicht ſprechen hören, er hatte nicht nach ihrem Namen gefragt.

Unterdeß war König Franz wirklich auf dem Wege nach der ſpaniſch-franzöſiſchen Grenze, begleitet von Lannoy und Alarcon, einem Kriegsführer des Kaiſers, und einer ſtarken Truppenabtheilung Reiter und Fußgänger. Der letzteren halber machte man kurze Tagereiſen, und erſt am 17. März brachte ein ſpaniſcher Bote Lautrec die Nachricht, der König ſei bereits diesſeits Toloſa und nähere ſich Fontarabia, ſeiner letzten Station auf ſpaniſchem Gebiet; fünfzig Reiter würden ihn bis ans linke Ufer der Bidaſſoa geleiten, eine gleiche Anzahl nur möge franzöſiſcher Seits am rechten Ufer erſcheinen.

Auf dieſe Nachricht hin hielt Lautrec am Morgen des 18. März vor dem letzten franzöſiſchen Flecken Audaïe im Bidaſſoathale, und erwartete den endlich entſcheidenden Moment. Die fünfzig gewaffneten Reiter ſchimmerten in der Morgenſonne, welche in ihrem Rücken über die franzöſiſchen Berghöhen heraufſtieg und die blauen Nebel der Stromſchlucht zertheilte. Nur links von ihnen, ſüdlich aufwärts ins Pyrenäengebirg bot die Gegend dieſes Gebirgsſchauſpiel eines dampfenden Stromes, der tief unten zwiſchen hohen Bergen hervorbricht. Rechts von ihnen erweiterte ſich das Land zu einer kleinen Hügelebene, in deren Mitte das unſcheinbare Städtchen Irun liegt. Die Bidaſſoa wird hier ruhig und durch die herauf ſteigende Meeresfluth mächtig,

denn der Ocean iſt nördlich nur noch eine Viertelmeile entfernt, und man ſieht ihn an der Mündung des Fluſſes hereinglänzen in zwei ſchmalen Streifen; inmitten der Bidaſſoamündung nämlich ſteht ein hoher Fels und zertheilt die Ausſicht. Lautrec hatte ſich ein Zelt am Ufer aufſchlagen laſſen, und ſaß am Eingange desſelben mit den kleinen Söhnen des Königs, Franz und Heinrich, Knaben von acht und ſechs Jahren, die ſich freuten, den Vater wieder zu ſehen, und arglos von ihrer Luſtreiſe nach Madrid ſprachen. Neben dem Zelte ſchaarten und wieherten die Roſſe der königlichen Dienerſchaft, und vor allen ein feuriger türkiſcher Hengſt, welcher prächtig aufgeſchirrt und für den König beſtimmt war. Man erzählte heimlich, und nicht ohne ſich zu bekreuzigen, es habe die Regentin, Alles zur Befreiung ihres Sohnes in Bewegung ſetzend, auch mit dem Großtürken, dem Sultan, Unterhandlungen angeknüpft, und der habe unter Anderem auch dies wilde Pferd geſendet mit dem Bemerken, es werde den König befreien.

Damals gab's noch keine Brücke über die Bidaſſoa, der geringe Verkehr von einem Lande zum andern wurde durch Kähne bewerkſtelligt. Jetzt lag in der Mitte des Fluſſes eine Barke vor Anker, die von der heraufſteigenden Meeresfluth immer höher gehoben wurde. Neutrales Gebiet vorſtellend war ſie ganz leer und hatte ein geſpenſtiſches Anſehen. Ihr gegenüber war auf ſpaniſcher Seite ein Boot mit der rothen caſtiliſchen, auf franzöſiſcher Seite ein gleiches mit der weißen franzöſiſchen Flagge angelegt. Die Schiffer lagen auf dem Boden ihrer Fahrzeuge und keinerlei Volksmenge, keinerlei ſonſtige Anſtalt verrieth auf ſpaniſcher Seite, daß ein ſo wichtiges Ereigniß von dort bevorſtehe. Lautrec's Blick ſah von Zeit zu Zeit forſchend hinauf über die Irun'ſche Ebene, welche nach der Meeresfeſte Fontarabia aufſteigt, und von dort aus links im Halbkreiſe, ein Wall gegen den Ocean und das tiefere Spanien, von Berghöhen eingeſchloſſen iſt. Wie klar die Frühlingsſonne ſchien und die Mauern des eine Viertelmeile entfernten Fontarabia,

die Berge hinter Irun beſtrahlte, er konnte nichts entdecken. Gegen die Mittagsſtunde endlich ſchimmerten Waffen von der Feſte herab und kamen näher. Es trat eine dunkle Wolke vor die Sonne, man ſah die Reiter Lannoy's — denn ſie waren es — im Thale nicht mehr, aber über Irun blitzte ein feuriger Schein und ein weißer Pulverdampf auf, ein Kanonenſchuß dröhnte, der König Franz war im Anzuge. Lautrec erhob ſich und näherte ſich mit den Prinzen dem Boote, des Signals zum Einſteigen gewärtig.

Das ſpaniſche Reitergeſchwader, Irun zur rechten Seite unberührt laſſend, kam im Trabe daher, hinter ihm der König, Brion, Florentin, Lannoy und Alarcon — Montmorency war ſchon früher mit dem unterzeichneten Tractate nach Frankreich entlaſſen worden. Der König ſprang raſch vom Pferde und trat in den ſpaniſchen Kahn, nach dem franzöſiſchen Ufer mit der Hand herüberwinkend. Lannoy und Alarcon folgten ihm, und acht Reiter ſtiegen von den Pferden und traten ebenfalls ins Boot. Auf Lautrec's Wink geſchah dasſelbe von acht franzöſiſchen Reitern, welche zu ihm und den Prinzen in das Fahrzeug hinabſtiegen. Lannoy winkte mit der Hand, gleichzeitig ſtießen die Boote von beiden Ufern und nach Verlauf einer Minute hatten beide die Barke inmitten des Fluſſes von beiden Seiten erreicht, und die Schiffer befeſtigten ſie mit eiſernen Haken an dieſen neutralen Punkt, der jetzt belebt wurde: Der König, Lannoy und die acht ſpaniſchen Soldaten ſtiegen zuerſt hinein, ihnen folgten die acht franzöſiſchen. Alarcon blieb im ſpaniſchen, Lautrec mit den Prinzen im franzöſiſchen Fahrzeuge.

Eine ſecundenlange Pauſe trat ein, während der König ſeine Söhne aufmerkſam und ſchmerzlich betrachtete. Dann machte er eine leichte Bewegung mit dem Haupte, als wollte er die Sorge verſcheuchen, und Lannoy nahm aus Lautrec's Händen den Dauphin und reichte ihn Alarcon in das ſpaniſche Boot. Alsdann nahm er den Herzog von Orleans und that desgleichen. Der König blickte hinweg. Als Lannoy mit halber Stimme

ſprach: Es iſt geſchehen! trat der König raſch, die Hand auf Lautrec's Schulter ſtützend, in das Boot ſeines Landes, ſagte ohne umzublicken den Spaniern ein kurzes Lebewohl und rief den Schiffern, die auf Lautrec's Wink den Kahn von der Barke löſten, mit lauter Stimme zu: Vorwärts.

Er ſah nicht mehr zurück nach ſeinen Söhnen, ſein Blick ſchweifte die Höhen von Andaïe aufwärts, er bebte vor Begierde, den Fuß auf ſeines Reiches Boden zu ſetzen, und ehe der Kahn angelegt war, ſprang er ans Ufer. „Nun bin ich wieder König!“*) rief er aus, ſprang ohne Hilfe des Steigbügels auf das vorgeführte türkiſche Pferd, und jagte in vollem Roſſeslaufe den Berg über Andaïe hinauf, ohne die Ueberfahrt ſeiner Begleiter, ohne Lautrec und deſſen Geleit abzuwarten.

Lannoy ſah ihm vom andern Ufer nach und ſchüttelte das Haupt, er mochte in dieſem Augenblicke wenig Vertrauen haben zum Tractate von Madrid, und hielt es für rathſam, ihm ſogleich einen Abgeſandten nach Bayonne nachzuſchicken, um an die Vollziehung des Tractates mahnen zu laſſen.

König Franz ritt in einem Roſſeslaufe den maleriſchen Weg, der bergauf, bergab mehrere Stunden weit nach St. Jean de Luz führt, und dort erſt griff er dem ſchweißtriefenden Thiere in den Zügel. Dort an der Brücke, wo die Meeresfluth heraufstritt bis an einen hohen Berg hinter der Stadt, wartete er Lautrec's und der Uebrigen, und ließ ſich anreden und beglückwünſchen von ſeinen Franzoſen, indem er lächelnd und ſchweigend ſie betrachtete und von den Erfriſchungen genoß, welche ſie herbeitrugen, als ob ein Heer zu ſpeiſen und zu tränken ſei. Die Sonne ſtand im Mittage und ſchien heiß herab auf dieſe erſte Stadt Frankreichs, die ſich an den Fuß des Gebirgs und Meeres zugleich lieblich gebettet hat.

Als Lautrec kam, ritt der König weiter, um noch zum Abende in Bayonne zu ſein; er gönnte dem Pferde wenig Ruhe, und

*) „Me voici roi derechef!“

fragte den Marſchall in dieſen ſeltenen Pauſen nur nach politiſchen Dingen. — Endlich ſahen ſie die Kathedrale von Bayonne, die allein über die Graswälle dieſer einfach gelegenen Stadt emporragte. Die Nachmittagsſonne ſpiegelte ſich noch auf den Fenſterſcheiben der Kirche. Unter zwei großen Platanen-Bäumen, denen freilich das Laub noch fehlte, war ein Zelt aufgeſchlagen, und der König erkannte von Weitem Mutter und Schweſter, die auf die Straße hervortraten. Er ſprang vom Pferde, umarmte ſie lange und ſah ſich dann im Kreiſe der Herren und Damen um, Bekannte zu begrüßen. — „Foi de gentilhomme, Chimene!“ rief er plötzlich vor einer jungen Dame aus, welche lächelnd zurücktrat und ſchelmiſch erwiderte, ſie hoffe nicht, eine Chimäre zu ſein!

Chimene von Infantado! Nein? — Nein —

Nein, mein Sohn, ſprach die Regentin, welche mit dem Ausdrucke lächelnder Genugthuung zugeſehen, dieſe Dame iſt eine gute Franzöſin meines Hofes, Anna von Piſſeleu, Fräulein von Heilly genannt.

Nicht möglich?!

Ich bin ganz erſchrocken, daß Eure Majeſtät mir durchaus keine Exiſtenz zugeſtehen wollen! ſagte die Dame luſtigen Tones.

Sie hatte in der That eine überraſchende Aehnlichkeit mit Chimene und es waltete hierbei kein Zufall. Von des Königs Vorliebe für dieſe Spanierin unterrichtet, hatte die Regentin den Maler Jean Couſin blos darum mit Florentin nach Madrid geſendet, daß er dort das Bildniß Chimenens copire und ihr bringe. Mit dieſer Abbildung forſchte ſie in ganz Frankreich umher und ließ Florio überall umherſpähen, ob nicht eine nähere oder entferntere Aehnlichkeit in Antlitz und Figur eines jungen Fräuleins aufzufinden ſei. Die Uebelwollenden haben immer gutes Glück: das Fräulein von Heilly, jung, geiſtreich, lebensluſtig und ſchön, eine Franzöſin in verführeriſcher Bedeutung des Wortes, im Beſitz aller Anlagen zur Gefallskunſt dieſer

Nation ward entdeckt, ward ſogleich an den Hof und in der Regentin Schule gezogen. Sie ſollte die nächſte Frauenzukunft ihres Sohnes, deſſen Geſchmack die Mutter vortrefflich kannte, bilden, ſie ſollte dem erſchütterten Regimente der verhaßten Chateaubriant ein völliges Ende machen. Die Aehnlichkeit mit dem Bildniſſe Chimenens war auf den erſten Hinblick wunderbar, und bei näherem Zuſehen hatte die Franzöſin friſchere Farben, vollere Formen, raſcheres Auge, belebteren Mund und ein keckes Naturell zum Entzücken für den König.

Gegen Ende März kam der Dienertroß der Regentin nach Cognac und Chimene erfuhr dadurch die unmittelbar bevorſtehende Ankunft des Königs. Es überfiel ſie eine große Angſt, Lautrec's Anweiſungen Folge zu leiſten, Françoiſen die Briefe zu überreichen, und ſie, die über den Aufenthaltsort unbekümmerte aufzuklären. Hatte ſie doch ſchon in Foix ihre eigene Verkleidung blos darum vorgenommen, um vom Könige nicht erkannt und nicht beachtet zu werden. Ob ſie ſelbſt bei dieſer Entſagung litte, das ließ ſie nicht zur Betrachtung in ſich aufkommen; ſie faßte nur ins Auge, daß die eigentliche Chimene der Freundin Françoiſe beeinträchtigend im Wege ſei neben König Franz. Dieſe Chimene ſollte verſchwinden; aber Chimene, die Freundin Françoiſens, Chimene, die als ſolche Freundin an keine Kleidung, keine Geſichtsfarbe gebunden ſei, ſie ſollte neben Françoiſe bleiben, denn ſie fühlte und ahnte nur zu deutlich, daß Françoiſe gar ſehr einer männlich erſcheinenden Freundin bedürfe und bedürfen werde.

Uebergab ſie aber jetzt nicht die Briefe, unterrichtete ſie nicht Françoiſe, ſo wurde die Freundin von der Ankunft des Königs übereilt. Oder ſollte ſie unter irgend einem Vorwande das Schloß mit ihr verlaſſen? Ach, es war und blieb nur zu deutlich, daß Françoiſe trotz alles Ortswechſels und aller Zerſtreuung zu Grunde ging in ihrem entſagenden inneren Kampfe.

Françoiſe verbarg wol die Thränen, aber nur um ſich zur Nachtzeit dem Strome derſelben widerſtandslos hinzugeben.

Chimene entſchloß ſich denn ihrem Charakter gemäß eines Morgens zur entſcheidenden Handlung, und übergab der Freundin die offenen Briefe mit den Worten: Lautrec hat ſie geöffnet und hat verlangt, Du ſolleſt ſie leſen.

Die Aufregung Françoiſens war außerordentlich, und doch hielt Chimene es für rathſam, ſie allein zu laſſen. Die Kämpfe des Herzens wollen Einſamkeit! dachte ſie und ging hinaus auf den Söller des Schloſſes, von welchem man ſüdlich hinab über den Park blickte, wohl eine Wegſtunde weit nach der Gironde-Abdachung hinunter. Sie achtete nicht auf die Ausſicht, ſie vertiefte ſich in die Zukunft der Freundin, denn die Zukunft der Freundin war die ihrige. So mochte wohl eine halbe Stunde verſtrichen ſein, da wurde ihr Blick plötzlich gefeſſelt: am äußerſten Ende der Ulmen-Allee ſtieg eine Staubwolke auf! Es iſt ein Zug von Reitern, es wird der König ſein!

Raſch eilte ſie zu Françoiſe. Dieſe ſtand mitten im Zimmer, einzelne Zähren rollten ihr über die blaſſen Wangen, aber ein ſanft heiterer Ausdruck der Züge verkündigte Chimenen, die Wirkung der Briefe ſei eine günſtige geweſen. Wie hätte es auch anders ſein können! Eine ſolche Liebe, auch wenn ſie ſich auf dem ſtolzeſten Standpunkte der Entſagung glaubt, bedarf der Hoffnung, greift nach der Hoffnung, wie das Herz, welches ein im Herzen verzweifelnder Menſch erſticken will, nach Lebensluft ringt.

Wir ſind in Cognac, Chimene? fragte ſie mit halblauter Stimme, und die Stimme bebte, als ob ſie ſchwankte zwiſchen Furcht und Glück.

In Cognac. Haſt Du es nicht geahnt?

Ach, ich habe es gewußt, daß er ſo ſchreiben würde, und ich habe mich vor dieſer Freude gefürchtet, und fürchte mich noch davor, denn ſie hat keine Dauer zwiſchen ſo verſchiedenen Charakteren, wie wir verſchieden ſind, Franz und ich!

Die Größe des Glücks wird ja nicht nach der Dauer des Glücks geſchätzt!

Nein, nein! Aber der neue Schmerz, der hinter der Verſöhnung harrt, wird mich tödten! Mag er's! Nein, Chimene, nein! So ſoll es endigen das Verhältniß wie es jetzt ſteht, ſo iſt es ſchön und edel, und ich kann ruhigen Herzens den Tod erwarten. Dies will ich ihm ſchreiben und dann wollen wir fliehen, und uns unnahbar verbergen. Jetzt iſt Alles gut, auch Lautrec, der gute Lautrec iſt für mich, ich werde mein Leben im ſtillen Glück der Seele beſchließen. Nur Eins will ich mir noch gönnen, ich will dieſen Park genießen, der ſeine Jugend geſehen, der ihm ſo theuer iſt, den Ulmenbaum will ich ſehen und umarmen, unter welchem er geboren wurde, und mit dieſen Eindrücken will ich ſcheiden!

Bei dieſen Worten war ſie hinaus geeilt auf den Söller, um jetzt mit Bewußtſein dieſe Gegend, die ihrem Geliebten ſo werth, zu überblicken. Ehe Chimene aber ſie einholen konnte, hörte ſie einen befremdlichen Ausruf Françoiſens und ſah dieſe in größter Aufregung zurückkommen. Gerade als ſie auf den Söller hinaus getreten, war die Regentin mit Florentin und großem Gefolge auf der Rampe angelangt, und hatte zu ihr heraufgeblickt.

Es iſt zu ſpät zur Flucht, Chimene!

Sie wird nicht nöthig ſein.

Der König! Der König, Françoiſe! rief Margot, die ins Zimmer ſtürzte. Nun raſch an die ſchönen Kleider! Er ſteigt ſchon vom Pferde! Mein ſchlechter Florentin iſt auch da! Stille Jacques!

Der König war in unſteter Stimmung, das ſpaniſche Gewiſſen peinigte ihn: er hatte Lannoy's Geſandten in Bayonne erwidert, die Burgunder müßten doch erſt befragt werden, ehe ſie einem neuen Herrſcher übergeben würden! Er hatte gleich nach ſeiner Ankunft in Bayonne an Heinrich von England geſchrieben, und eine lebhafte Verbindung mit dieſem gegen den

Kaiſer, welche Louiſe vorbereitet, feurig angenommen. Er hatte die ebenfalls vorbereiteten Intriguen in Italien gegen den Kaiſer ſogleich ſeiner Theilnahme verſichert, kurz er hatte Alles gethan gegen den Kaiſer, und nicht das Geringſte für Erfüllung des Tractats von Madrid. Des Kaiſers Geſchäftsträger folgten ihm von Station zu Station, und bedrängten ihn wie ſein Gewiſſen. Als er auf der Rampe in Cognac vom Pferde ſtieg, holte ihn ein Bote von Bordeaux ein mit der Nachricht, Lannoy ſelbſt ſei auf dem Wege nach Cognac. Was Wunder, daß er unſtet war, daß er ſich zu betäuben ſuchte, daß ihn das fröhliche Weſen des Fräulein von Heilly, die er eben vom Pferde hob, die erwünſchteſte Zerſtreuung war, daß er endlich in dieſem Tumult ſeiner Briefe nicht gedachte, die er vor einem Vierteljahre an Françoiſe geſchrieben, die Françoiſe nicht beantwortet und an deren Folge ihn Lautrec, der ſtolze Lautrec nicht erinnert hatte. Dieſer Kriegsmann war in ſeiner Herzenseinfalt der Meinung, dergleichen habe der König ſo deutlich vor Augen, wie er ſelbſt noch zehn Jahre ſpäter die Geſtalt Chimenens und die Worte derſelben in der Halle von Schloß Foix vor Augen haben würde.

Der König rief, man ſolle die Tafel rüſten, und die Damen, welche am raſcheſten ihre Kleider gewechſelt hätten, ſollten belohnt werden.

Womit? rief Fräulein Heilly.

Mit Erfüllung der Wünſche, die ſie ausſprechen werden.

Weh uns! Wir wünſchen immer das Thörichte.

Was Thörichtes! Wenn's uns nur Freude macht! Die Freude iſt theuer!

Weil unſere Schwerfälligkeit wohlfeil iſt.

Ich hoffe, Ihr ſollt anderer Meinung werden auf Cognac, mein Fräulein! Aber das Schloß iſt klein; Montpezas! Die Jäger ſollen Stunde für Stunde den Wald abſpüren, der Wald iſt groß, ſein Moos iſt weich, und ſollen Stunde für Stunde die Jagd bereit halten!

Für morgen früh?

Ach was! Ein ſchlechter Jäger, der ſein Wild nur einkreiſt, wenn es ruht! Für jeden Augenblick! für den Abend, für die Nacht, was weiß ich, wann die Stunde des Verlangens ſchlagen wird!

Lautrec mußte dem Könige folgen zu politiſcher Berathſchlagung, und die Regentin, welche Françoiſe geſehen hatte, und deren Bruder nicht aus dem Auge laſſen wollte, folgte ihnen und trieb den König vom Rathe zur Tafel. Sie überſah den Zuſammenhang und die wahrſcheinliche Folge noch nicht, ſie wollte zunächſt die unvermeidliche Begegnung Françoiſens mit dem Könige verzögern.

Das ſchien nicht ſchwer zu ſein; der König hatte das heitere Fräulein Anna neben ſich bei Tafel ſitzen, war guter Dinge, und trank in vollen Zügen den Wein von Burgund, den er ſo lange entbehrt hatte. Er vergaß darüber, daß der habſüchtige Kaiſer den Boden dieſes Weines in Anſpruch nehme, daß Lannoy vor der Thür ſein, daß die eigentliche Liebe ſeines Herzens, die arme Françoiſe, in ſchmerzlicher Verlaſſenheit ſein könne.

Ach, das war ſie! Sie wußte den König im Schloſſe, wußte ihn umgeben von ihren Feinden, erfuhr, daß er zur Tafel gegangen ſei mit all dem gleichgiltigen Troß des Hofes, und erhielt kein Lebenszeichen, nicht das geringſte Zeichen des Andenkens von ihm! Hatte er ihrer geſpottet, indem er ſie hierher beſchieden? Die Diener, offenbar von der Regentin herab veranlaßt, deckten und verſahen ihren Tiſch nicht und bemerkten gröblich auf Guernard's Nachfrage: heute ſei keine Zeit, und wenn ſeine Dame nicht zur Tafel des Königs gezogen werde, ſo müſſe ihr Einzug ins Schloß Cognac wol auf einem Irrthum beruhen.

Muth, Françoiſe, Lautrec wird den König verfehlt, und ihn nicht unterrichtet haben von Deiner Anweſenheit auf Cognac; bedenke, daß Du nicht geantwortet haſt.

Graf Lautrec von Foix iſt drüben bei der Tafel, bemerkte ſchüchtern Guernard und ging hinaus. — Der alte Diener war ſo tief gekränkt, wie es nur ein Graf von Foix ſein konnte, und er ging in ſeinem Zorn über die Vorſäle hinüber gerade hinein in den Speiſeſaal des Königs, um ſeinen Grafen zu ſprechen über dieſe ſeiner Herrin unwürdige Lage. Anfangs wurde er nicht bemerkt unter den vielen Dienern, welche Speiſen ab- und zutrugen, und welche es dann nicht ſogleich wagten, den fremden, an der großen Tafel umherſuchenden Diener wegzuweiſen. Bald trat indeſſen der Tafelmarſchall, von einem Diener der Regentin aufmerkſam gemacht, in dieſer Abſicht auf ihn zu; jetzt aber hatte Guernard des Grafen Lautrec finſter blickendes Antlitz dem Könige gegenüber bemerkt! Er hörte alſo nicht auf den Tafelmarſchall und ging geraden Weges nach dem Sitze Lautrec's. Der Tafelmarſchall wollte ſeine Anrede vor der aufmerkſam gewordenen Dienerſchaft nicht ſo achtungslos behandelt ſehen, ſchritt ihm eilig nach, faßte ihn am Arme und ſprach lauter als vorher in ihn hinein. Guernard, dem es ganz recht war, in der Nähe des Königs Aufmerkſamkeit zu erregen, antwortete dem Tafelmarſchall eben ſo laut, und zog wirklich den Blick des Königs auf ſich, da er bereits in der Nähe von Lautrec's Stuhle war. Lautrec, die Stimme Guernard's vernehmend, wendete ſich um, ſein braunes Antlitz wurde dunkelroth, der Säbelhieb, der ihm bei Ravenna das Geſicht geſpalten hatte, blieb erſchreckend blaß, und Guernard erkannte mit Entſetzen, daß er nicht im Foix'ſchen Sinne gehandelt habe.

Was iſt Euch, Lautrec?

Nichts, Sire!

Dadurch wurde Briou, der an der andern Seite Fräulein Heilly's ſaß, aufmerkſam: er erkannte Guernard auf der Stelle und rief unbedacht und ſo laut, daß es der König hören konnte: Guernard, Gräfin Françoiſens Diener!

Gräfin Françoiſens? Wie kommt der hierher? rief der König.

Mit meiner Gebieterin, Eurer Majeſtät zu dienen! ſprach Guernard dreiſt, ſich ehrfurchtsvoll verneigend vor dem Könige.

Gräfin Françoiſe iſt auf Cognac? fragte erſtaunt und haſtig Franz, indem er ſeinen Pokal unſanft auf die Tafel ſetzte.

Schon ſeit einiger Zeit! entgegnete Guernard.

Mein Gott! rief der König und ſprang von ſeinem Stuhle auf. Meine Briefe! ſetzte er leiſer hinzu. — Aber Lautrec —?!

Sire!

Habt Ihr davon gewußt?

Allerdings, Sire!

Und habt mir kein Wort davon geſagt?!

Ihr habt nicht gefragt, Sire.

Führe mich! rief der König Guernard zu und ging hinweg. Jedermann war aufgeſtanden, die Tafel war unterbrochen, die erſtaunten Hofleute traten in Gruppen zuſammen.

Die Erſcheinung der Gräfin Chateaubriant und dieſer bewieſene Antheil des Königs waren aber auch etwas Außerordentliches. Man muß bedenken, daß die Ungnade derſelben und die gemeine Veranlaſſung dieſer Ungnade in Frankreich allgemein bekannt geworden war, daß aber die Rechtfertigung derſelben, ein Ergebniß der Privatunterhaltung zwiſchen Brion und dem Könige, keine Gelegenheit gehabt hatte, ſich zu verbreiten. Brion hatte zuerſt nicht davon geſprochen, weil er die ihm zufällig dadurch näher geſtellte Geliebte nicht gefliſſentlich wieder den gemeinſchaftlichen Freunden des Königs und Françoiſens empfehlen wollte zu Aufnehmung der alten Pläne einer Heirat zwiſchen Françoiſe und dem Könige. Und als er endlich erfuhr, wie tief und gefährlich Françoiſens Ruf durch dies Mißverſtändniß beſchädigt worden ſei, als er endlich in Briefen nach Frankreich die Unſchuld Françoiſens in Schutz nahm, da glaubte man ihm nicht, da nannte man ſeine Rechtfertigung der Gräfin eine zartſinnige Verleugnung ſeines Liebeserfolges, und nicht die Gräfin, ſondern er gewann in der guten Meinung der Zuſchauer.

Der König aber hatte kein Wort darüber geäußert. Die Rechtfertigung der Gräfin wirkte einerſeits auf ſein perſönliches Verhältniß zu ihr, und erzeugte jene liebevollen Briefe, und wirkte andererſeits nur auf den Act ſeiner Thronentſagung. Dieſer hatte den letzten entſcheidenden Anſtoß dadurch erhalten, daß er ſich auch in ſeiner perſönlichſten Welt machtlos geglaubt hatte. Als er erfuhr, daß dies ein Irrthum geweſen ſei, verſank auch die Idee der Abdankung mehr und mehr vor ſeinem wieder auflebenden Selbſtvertrauen. Er erinnerte die Regentin nicht daran, die Acte dem Parlamente vorzulegen und fand es doch auch natürlich nicht für nöthig, dieſer Regentin, welche er Françoiſen abgeneigt wußte, auseinander zu ſetzen, aus welchen inneren Gründen er zur Abdankung getrieben worden, aus welchen inneren Gründen er jetzt davon zurückgekommen ſei. So erfuhr Louiſe nur durch Florentin, daß wieder Boten nach Foix geſchickt würden, und daß das Verhältniß wol noch nicht ganz beendigt ſei. Sie hütete ſich wohl, davon etwas verlauten zu laſſen, ſie beharrte unwandelbar dabei, Gräfin Françoiſe habe ſich unwürdig betragen und ſei eine verlorene Frau. Kein Menſch zweifelte daran, ſelbſt Margaretha nicht, ja ſelbſt Budé gewann durch Marot's Verſicherung nicht eine beſtimmte Ueberzeugung von der Unſchuld Françoiſens. Marot war auch ihm ein verdächtiger Zeuge, theils weil das Gerücht, welches ihn damals in Fontainebleau in die zweideutige Aufführung und Abreiſe verwickelt hatte, jetzt wieder Bedeutung gewann, theils weil er als heiterer Poet das Vertrauen auf gewiſſenhafte Wahrhaftigkeit nicht für ſich hatte. Und außer gegen Budé durfte Marot gar nicht wagen, eine Rechtfertigung der Gräfin zu verſuchen: die Regentin war allmächtig und hätte ihn zermalmt.

Aus alle dem erklärt ſich, mit welchen Augen die Tafelgeſellſchaft in Cognac die Erſcheinung der Gräfin Françoiſe anſah. Außer Brion und Lautrec nahm Niemand im Saale freundlichen Antheil an ihr.

Dieſe Beiden blieben denn auch ganz vereinzelt, und Brion, der in Verlegenheit war, trat zu jenem. Es bedurfte ganz des kriegeriſchen Stolzes eines Lautrec, um dieſem Geflüſter, dieſen Blicken Trotz zu bieten, um einen lauten Ausbruch beſonders in der Gruppe zu verhindern, welche ſich um die Regentin gebildet hatte. Lautrec war der Mann dazu: ſeine ſtrengen, feurigen Augen hielten Alle im Zügel, ja, die Verſtärkung durch Brions Zutritt ſchien ihm faſt unerwünſcht zu ſein. Die zahlreiche Geſellſchaft erſchrak ſogar trotz ihrer Uebermacht, als Lautrec plötzlich die Stimme erhob und der Regentin zugewendet ſprach: Wünſcht die Frau Herzogin von Angoulême etwas von mir, daß ſie mich ſammt ihrer Umgebung ſo aufmerkſam betrachtet?

Selbſt die dreiſte Herzogin ward durch dieſe Herausforderung beſtürzt. Lautrec war vielleicht der einzige Mann, vor dem ſie Scheu hegte und bei deſſen Anblick ſich etwas von Gewiſſen in ihr erhob. Sie geſtand ſich's kaum, daß ſie ihn haßte wie ihren ſchlimmſten Feind, die Scham über die Semblançay'ſche Erinnerung hielt dies Geſtändniß in ihr zurück. Dennoch erwiderte ſie nach einer Pauſe:

Man fragte ſich allgemein, ob auch Ihr überraſcht geweſen ſeid von der Nachricht, daß die Gräfin Chateaubriant auf Cognac ſei.

Nein.

Ihr wußtet alſo davon?

Ja. Ich ſelbſt habe ſie herbegleitet.

So? — Deshalb alſo kamt Ihr ſo ſpät nach Bordeaux?

Zum Theil deshalb, Frau Herzogin.

Des Königs Dienſt war Euch weniger wichtig!

Ich war in des Königs Dienſte, als ich die Gräfin Françoiſe nach Cognac begleitete.

Wie das? riefen die Herzogin Louiſe und Margaretha gleichzeitig.

Der König hatte die Gräfin zu wiederholten Malen dringend gebeten, Schloß Cognac zu beſuchen.

Unbegreiflich! rief Margaretha, während die gehaltenere Louiſe ſich die Lippen zuſammenpreßte.

Was findet Ihr unbegreiflich, Frau Herzogin von Alençon? ſprach Lautrec barſch und trat einige Schritte näher.

Es muß uns verwundern, nahm die Herzogin Louiſe raſch das Wort, daß der König dieſes Beſuchs mit keiner Silbe erwähnt und daß er ihn bei ſeiner Ankunft vergeſſen hat.

Woher wißt Ihr, daß er ihn vergeſſen hatte, daß überhaupt dabei etwas zu vergeſſen war? Gräfin Françoiſe hat ihm nicht ſchriftlich geantwortet und ſagt ihm jetzt erſt mündlich ihre Antwort.

Graf Lautrec, Ihr nehmt einen Ton an, den —

Den Semblançay hätte annehmen ſollen, ehe es zu ſpät dafür wurde.

Dieſe überdreiſte Anſpielung fiel wie ein Donnerſchlag in die Geſellſchaft und die Herzogin Louiſe ward purpurroth. Ehe ſie indeſſen etwas erwidern konnte, trat der König in den Saal. Er führte die Gräfin Françoiſe am Arme, und indem er raſchen Wortes ſein Bedauern ausdrückte, daß durch ſeine Schuld die Tafel unterbrochen worden, geleitete er Françoiſe zu ſeinem Sitze und winkte mit der Hand, daß man ſich wieder niederlaſſen möge. Während dies von allen Seiten geſchah, flüſterte die Herzogin Louiſe dem Fräulein von Heilly einige Worte zu und verließ den Saal. Die Herzogin Margaretha und Fräulein von Heilly folgten ihr.

Der König that, als ob er es nicht bemerkte, und ſprach angelegentlich zu Françoiſe. Er hatte es aber ſehr wohl bemerkt und er ſprach nur um ſo eifriger, je ſchwerer es ihm von Minute zu Minute wurde, der peinlichſten Empfindungen Herr zu werden. Er hatte Françoiſe zum Erſchrecken verändert gefunden; der tiefe Gram, die ſchmerzlich errungene Entſagung waren wie ein zerſtörender Winterreif über ihre Schönheit dahin gegangen, und von der früheren Heiterkeit ihres Weſens war jede Spur ausgelöſcht. König Franz bedurfte in ſeiner jetzigen Lage vor allen

Dingen munterer Anregung, denn er hatte ein ſchlechtes Gewiſſen. Die erhöhte Innigkeit, dieſe tragiſche Innigkeit Françoiſens war ihm jetzt wie ein unmittelbares Unglück: er wollte nicht an die tiefer liegenden Kreiſe des Herzens erinnert ſein, innerhalb dieſer Kreiſe gab es nur ſchmerzliche Vorwürfe für ihn. Deshalb verkürzte er die erſte Begegnung mit Françoiſe ſo ſehr und führte die Widerſtrebende ſo eilig unter die Tafelgeſellſchaft. Er hatte nicht nach Chimenen gefragt, er hatte auch nicht überlegt, daß für Françoiſe und für ſein eigenes Verhältniß zu ihr dieſe unvorbereitete Einführung derſelben in einen feindlichen Geſellſchaftskreis die allermißlichſte von der Welt ſei. Und jetzt erſt erkannte er am Weggange der ihm wertheſten Perſonen, an der verlegenen ſtummen Haltung aller übrigen, daß er allein noch einen Werth lege auf dieſe Gräfin Françoiſe, auf dieſe obenein ſo traurige Françoiſe. Er allein! In Sachen des Geſchmacks allein zu bleiben, das kann den feſteſten Mann beirren. Und dabei noch vom Gegenſtande ſeiner Wahl ſo unangenehme Eindrücke zu empfinden, wie Franz ſie ſoeben empfand, das iſt Qual, nichts als Qual. Er war wie auf der Folter, und trank haſtig einen Becher Burgunderweins nach dem andern, theils aus Zerſtreutheit, theils um ſich aufzuheitern. „Aus Pietät eine Geliebte neben ſich erhalten!“ dieſer Gedanke, dieſer ihm widerwärtige Gedanke tanzte wie ein Irrlicht vor ſeinen Augen umher.

Da wurde angekündigt, Lannoy, der Vicekönig von Neapel ſei auf Cognac eingetroffen. Faſt hätte der König ausgerufen „Gott ſei Dank!“ ſo bedürftig war er eines äußeren Anſtoßes nach anderer Richtung, mochte auch das Thema Lannoy's ein noch ſchwierigeres ſein. Er hob die Tafel auf und entſchuldigte ſich bei der Gräfin, ſie der neuen Geſchäfte halber nicht zurück begleiten zu können. Brion übernahm dieſes Amt der Galanterie, und der König bemerkte mit immer ſteigendem Mißbehagen, daß ſämmtliche Anweſende flüſternd auf Brion und Françoiſe blickten und daß offenbar Jedermann in dieſem Augenblicke an das

Madrider Gerücht einer Liebſchaft zwiſchen dieſen beiden Leuten dachte. Foi de gentilhomme, murmelte er vor ſich hin, das geht nicht länger! Ich nehme mich aus wie ein gutmüthiger Narr, der nur darum von ſeiner Geliebten nicht verlaſſen ſei, weil er König iſt. Das ſtünde mir an! Keine Freude zu haben, und wie ein Betrogener mich verlacht oder bedauert zu wiſſen! Das muß ein Ende nehmen! Heda Prälat!

Dieſer Ruf galt Florentin, welcher ſich eben mit den Uebrigen aus dem Speiſeſaale entfernen wollte.

Der König trat in ein anſtoßendes kleines Zimmer, und ſtellte ſich unter das Bogenfenſter, welches eine ſchöne Ausſicht bot nach der tief unten fließenden Charente und nach den jenſeits aufſteigenden Wieſen und Wäldern, welche mit dem erſten Grün des Frühlings überflogen waren. Die Welt wird wieder ſchön, dachte er, nur mir ſoll kein neuer Frühling vergönnt ſein.

Ihr müßt Lannoy empfangen, Florentin! ſagte endlich der König, indem er ſich umwendete und mit haſtigen Schritten im kleinen Zimmer auf- und niederging. Müßt ihn hinhalten, ſetzte er hinzu, ich will ihm Feſte geben, um ihn zu zerſtreuen. Sagt ihm, er ſollte mit mir nicht vom Tractate ſprechen, ich wäre ſehr ärgerlich, bei den Burgundern und allen übrigen Franzoſen ſo große Schwierigkeit in Betreff des Tractates zu finden, aber er ſollte mich nur nicht überdrängen, ich würde es ſchon dahin bringen, daß die weſentlichen Punkte gehalten würden, obwol ich eigentlich durch die Kirche vom ganzen Tractate dispenſirt ſei.

Gäb's keine andern Schwierigkeiten, Sire, dann wäre unſere Sorge nicht groß.

So? — Was gibt's denn ſonſt?

Eure Majeſtät peinigen ſich unbegreiflicherweiſe mit todter Neigung und eingebildeter Verpflichtung.

Prälat!

Die Wahrheit iſt immer nackt, aber ſie allein hilft! — So ſtört Ihr, Sire, Euer Wohlſein, ſtört Euch dadurch den freien Blick, welcher jetzt ſo überaus noth thut, ſtört die Eintracht

und den einigen Eifer Eurer Umgebungen, ſtört die Unterhandlung mit Spanien am empfindlichſten Punkte. Ich weiß genau, daß der Kaiſer, ein bürgerlicher Familienvater, vor allen Dingen einen Beweis zarter Rückſicht für Eleonore ſeine Schweſter, Eure tractatmäßige Braut, erwartet. Darin beſonders, hat er zu ſeinem Beichtvater geäußert, werde er Euren guten Willen erkennen, und wenn der vorhanden ſei, hat er hinzugeſetzt, ſo finde ſich alles Uebrige leichter. Dann könne er Euch Zeit laſſen, Euch mit dem Lande zu einigen über die Opfer, welche der Tractat heiſche, und mit einem rückſichtsvollen Schwager gebe es in allen Dingen eine leichtere Einigung. Der Kaiſer nun, Ihr müßt Euch deſſen erinnern, wurde auch von dem Augenblicke an zugänglicher, als die Gräfin Chateaubriant Madrid verlaſſen hatte und als die Kunde laut wurde, Euer Verhältniß mit dieſer Dame ſei aufgelöſt. Trotzdem wurde mir damals ſchon durch dritte und vierte Hand, vom Kaiſer und der Königin Eleonore ausgehend, mitgetheilt, daß letztere nicht an Eure aufrichtige Abſicht eines ehrenvollen Ehebündniſſes glauben könne, bevor Ihr nicht ein gewiſſermaßen officielles Zeugniß Eures Bruches mit der Gräfin an den Tag gelegt hättet. Es ſei mit dieſer Dame ein ganz anderes Verhältniß, als mit irgend ſonſt einer, welcher ſich Euer lebhaftes Temperament in leichter Neigung zuwende. Dieſe Gräfin habe man eine Zeitlang als wahrſcheinliche Königin betrachtet, dieſe Gräfin ſei vermählt, ihre Stellung zu Euch ſei alſo der ſtrengeren ſpaniſchen Sitte gegenüber ein Scandal, dieſe Gräfin habe einen gefürchteten und mächtigen Bruder, dieſe Gräfin endlich ſei bereits öffentlich der Hinneigung zur Ketzerei beſchuldigt worden.

Nun, wo ſoll das hinaus?

Dahinaus, daß wir Lannoy, der ſie zu ſeinem größten Erſtaunen jetzt wieder an Eurer Seite findet, einen Beweis geben müſſen, Ihr ſeiet keineswegs Willens, das Verhältniß mit der Gräfin wieder aufzunehmen. Mit dieſem Beweiſe werden wir leichtes Spiel mit ihm haben, ohne dieſen Beweis freilich

möchte ich nicht dafür ſtehen, daß wir nicht zu einer unumwundenen Erklärung über den Tractat genöthigt würden, wie ſie doch wahrlich vor einem feſteren Abſchluſſe mit England und Italien nicht an der Zeit iſt. Auch Eures Rufes wegen brauchen wir Zögerung. Jetzt richtet ganz Europa die Blicke auf Euch und auf den Tractat, nach einem halben Jahre aber iſt tauſenderlei Anderes geſchehen und man hat die Anſicht über den Tractat verwirrt.

Aber was ſollte das für ein Zeichen ſein? Ich kann die unſchuldige Gräfin doch nicht aus Cognac und aus meiner Nähe verbannen?!

O nein! Jede Gewaltſamkeit brächte uns auch Lautrec auf den Hals, der ohnedies ſehr ſtark auftritt und jetzt eben erſt, während ihr die Gräfin holtet, Eurer Frau Mutter eine beleidigende Scene über die vergeſſene Semblançay'ſche Angelegenheit aufſpielte. Und dieſer Lautrec iſt gefürchtet und mächtig, Ihr werdet nicht ohne Noth ſeinen Stolz herausfordern wollen!

Zur Sache, Prälat, und rede nicht, als ob ich mich vor einem Seigneur fürchtete.

Die Sache, Sire, wäre etwa folgende: Im Begriff, die Schweſter des Kaiſers zu ehelichen — wenigſtens ſagt doch der Tractat ſo — ſeid Ihr durch den politiſchen Anſtand genöthigt, von der Gräfin Françoiſe dasjenige zurück zu verlangen, was ſie als unzweideutige Zeugniſſe Eures Liebesverhältniſſes beſitzt, und was ſie zu ärgerlicher Verhöhnung der ſpaniſchen Braut gelegentlich aufzeigen könnte.

Aber ſie hat ja nie eine größere Schenkung von mir angenommen!

O, die größeren Schenkungen hätten nichts zu ſagen. Schlöſſer und Wälder ſprechen nicht von Liebe; aber die kleineren Dinge, Ringe und Spangen, Deviſen und Briefe, ſie ſind die gefährlichen Zeugen zärtlicher Neigung, ſie ſprechen zu deutlich und ſprechen unumwunden —

Hier wurde das Geſpräch unterbrochen durch den Eintritt der Herzogin Louiſe. Sie war in großer Bewegung, daß Margaretha noch heute Abend Cognac verlaſſen und daß Fräulein von Heilly ſie begleiten werde.

Thörichte Weiber!

Vor allen Dingen aber, ſetzte die Herzogin hinzu, gieb Befehl, wer Lannoy empfangen und was mit ihm geſchehen ſoll; er geht unten in der Halle auf und nieder und Niemand empfängt ihn, alle Welt iſt verſtört von dem geſpenſtiſchen Wiedererſcheinen der Chateaubriant.

Foi de gentilhomme, das wird eine Laſt, König zu ſein! rief der König und ging nach der Thür.

Warum biſt Du auch ſo bürgerlich, alle alten Liebhabereien mit heiligem Reſpect zu behandeln! rief ihm die Herzogin nach.

Florentin unterrichtete ſie nun auf der Stelle, in welche Bahn er die wieder nöthig gewordene Intrigue geleitet, und ſie billigte den Weg vollkommen. Denn — bemerkte ſie haſtig — entweder widerſetzt ſie ſich mit Hilfe Lautrec's, und dann wird durch deſſen rohen Seigneur-Ton der König zu durchgreifender Härte getrieben, oder ſie nimmt es ſentimental, und weicht unter Thränenwolken großer Gefühle; jedenfalls werden wir ſie los! Dein Bisthum, Florentin, erwartet Dich in Paris, wenn Du dieſen Streich bis zum Gelingen durchführſt. Sage dem Könige, ich ſei zur Herzogin Margaretha und der kleinen Heilly, um Abſchied zu nehmen, das thut auch ſeine Wirkung, Annas Lebensluſt iſt ihm bereits unentbehrlich.

Sie war kaum hinweg, ſo kam der König zurück und zwar aufgeregt in hohem Grade. Er hatte Lannoy zudringlich und Lautrec bei ihm gefunden.

Lautrec iſt die Urſache der Zudringlichkeit geweſen; denn Lannoy weiß, daß die Foix' Eurer Majeſtät ein Haupthinderniß des Tractates ſind.

Ach was Foix'; was bedeuten mir die Foix'!?

Zeigt das dem Vicekönige, Sire, und Ihr werdet sogleich sehen, wie er den Ton ändert.

Der König fragte nach seiner Mutter und eilte ihr auf der Stelle nach, als Florentin mittheilte, was sie hinterlassen. „Das fehlt noch," rief er beim Hinausgehen, „daß ich mit der Langweiligkeit allein in Cognac bliebe!"

Kaum war er hinaus, so setzte sich Florentin an den Schreibtisch, welcher in der Fensterbrüstung stand, und entwarf den Brief, welchen der König an die Gräfin Françoise schreiben sollte. Er wußte gar wohl, daß es leichter sei, ihn zur Unterschrift für solch einen Brief als zur Abfassung desselben zu bewegen. Ein Federzug kann ohne Ueberlegung geschehen, aber der kleinste Brief kann auf hundert Gedanken führen, und am Ende wäre die Liebenswürdigkeit des Königs im Stande, ein solches Opfer dergestalt von Françoise zu verlangen, daß diese nichts weiter darin erblickte, als ein durch die Politik abgenöthigtes äußerliches Opfer.

Als der König zurückkam, dunkelte es bereits. Die Herzogin Louise hatte ihm rund heraus erklärt, daß er die schöne Anna in seinem Leben nicht wiedersehen würde, wenn er nicht ein Ende mache mit diesem überlebten Chateaubriant'schen Verhältnisse, und wenn er dieser so harmlosen Anna, die ihm vom ersten Tage ihrer Bekanntschaft an so anmuthig offen zugethan gewesen sei, nicht ein Pfand wirklicher Zuneigung einhändige, sei es auch nur der einzige Ring, welchen Gräfin Françoise noch heute bei Tafel zur Schau getragen habe. Des Königs Salamander, umschlossen von einer Devise, könne doch auch in der That nur von einer Dame am Finger getragen werden, wenn diese Dame des Königs volle Liebe und die volle Achtung der Welt genieße. Nur unter solcher Bedingung, hatte die Kupplerin hinzugesetzt, könne sie dies ihr anvertraute Mädchen der Neigung des Königs überlassen. Sie ist mein Schützling — hatte sie geschlossen — und ich habe sie deshalb auch vor Dir bisher wie einen Augapfel behütet; ich werde nun mehr thun, als sie behüten, ich werde sie

Deinem Blicke für immer entziehen, wie ſehr es auch weinen mag das ſonſt ſo luſtige Geſchöpf! — Und in der That hatte der gewaltſam ins nächſte Zimmer eindringende König das heitere Mädchen in Thränen beim Einpacken ihrer Putzſachen gefunden. — „Wartet bis zum nächſten Morgen!“ hatte der König geſagt, „ich werde einen Ausweg ſuchen. Wo iſt Margaretha?“ — Man hatte es nicht gewußt. Wahrſcheinlich ſei ſie ſchon nach Angoulême voraus.

Mit dieſen Eindrücken kam der König zurück nach dem Zimmer, in welchem Florentin mit dem fertigen Briefe ſeiner harrte.

Was haſt Du da geſchrieben? Das iſt an die Gräfin? Prieſter, das iſt ja meine Handſchrift! Bin ich blödſichtig, oder biſt Du ein Verbrecher?

Ich bin ein Verbrecher, Sire. Oder vielmehr meine Hand iſt's, denn ich habe es abſichtslos gethan. Ich hatte mich in Euer Verhältniß zur Gräfin vertieft, und in Gedanken auf das Papier geworfen, was bei einer ſo mißlichen Situation, dem Herzen nicht zu allergrößtem Leide und der Politik doch zum Vortheile, geſagt werden müſſe; und dabei war mir ſelbſt die Täuſchung ſo groß geworden, daß die Handſchrift der Eurigen ähnlich gerathen iſt.

„Mehr als ähnlich — und das wird nicht Dein Vortheil ſein.“ — Dies vor ſich hinſprechend ſchrieb der König, gleichſam um die Handſchriften zu vergleichen, ſein „François“ unter den Brief, betrachtete die Schrift und ſchüttelte das Haupt. Er ſchien den Sinn der Worte gar nicht zu beachten, es war auch ſchon zu dunkel, um mit Leichtigkeit leſen zu können, er ſchien nur die Aehnlichkeit der Schriftzüge zu prüfen. Dann legte er den Brief auf den Tiſch und ging an das entgegengeſetzte Fenſter, durch welches man auf den Hof und die Rampe des Schloſſes blickte.

Der dreiſte Florentin benutzte den Augenblick, um den Brief zu falten und ihm die Aufſchrift zu geben.

Wo iſt Brion?

Wahrſcheinlich noch bei der Gräfin Françoiſe! Er muß ihr doch treu ergeben ſein. Solche Treue tröſtet jede Frau.

Sag ihm, wie die Umſtände mit Lannoy liegen, und was mich zu dem Schritte genöthigt. Er ſoll der Gräfin den Brief übergeben, und ſie in liebevoller Weiſe auf die Nothwendigkeit der Maßregel aufmerkſam machen. Setze in einer Nachſchrift hinzu, daß ich ihr für die Bagatellen, welche ich zurückerbäte, Schloß Chenonceaux ſchenkte am Cher in der Touraine, baſta!

Ehe er dieſe entſcheidenden Worte geendigt hatte, riß er das Fenſter auf und rief in den Hof hinab nach ſeinem Montpezas, der vorüberſchritt: Montpezas, beſtelle Roſſe, Fackeln und Jäger, in einer halben Stunde brechen wir auf zur Jagd.

Florentin hatte die dreiſte Abſicht, der Gräfin Françoiſe den Brief mit der entſetzlichen Forderung ſelbſt zu überreichen. Man kann nicht wiſſen, dachte er, wie ſolch ein Liebhaber auch das Giftigſte unſchädlich zu machen wiſſe. Noch eins! fuhr es ihm durch den Sinn: damals in Fontainebleau hatte ihm durch Vermittelung der Herzogin Louiſe Florio ein Fläſchchen italieniſchen Giftes eingehändigt für den Fall, daß Françoiſe in der Verzweiflung ſelbſt nach einem ſolchen Endmittel verlange. Er führte es ſeit der Zeit immer wohlverwahrt bei ſich und eilte jetzt nach ſeinem Zimmer, um es einzuſtecken. Vielleicht verlangte ſie's heut! Und ihr ſei wohler, dachte er aufrichtig, ſie ſei hinweg aus dieſer Welt, die nach ſo völligem Bruche mit dem Könige ihr nur Entſetzen und Trauer biete. Er dachte noch weiter: dieſe Neigung zwiſchen König Franz und Françoiſe hatte ihm das Anſehen, als ſei ſie für beide Theile nur durch den Tod zu endigen. Wie ungleich in der Laune Franz auch gegen Françoiſe ſei, ſein Herz gehöre ihr doch immer und immer wieder, und Françoiſe ſei ſeine einzige wahre Liebe. Ueber kurz oder lang könne er ſie wieder aufſuchen, und dieſer Kampf gegen

ein ungelegenes Weib müßte von Neuem Zeit und Kräfte in Anſpruch nehmen. Er wollte ſie ja auch nicht vergiften, er wollte ſie nur für den Fall rettungsloſer Verzweiflung mit einem Hilfsmittel ausrüſten! — Mit Grundſätzen bloßen Eigennutzes und ohne irgend eine religiöſe Ueberzeugung kommt man ja inmitten großer Intriguen am Ende immer unverſehens dicht an die Seite des unmittelbaren Verbrechens. Und man kleidet ſich's und ſtreichelt ſich's, je länger man's neben ſich hat, ſo artig zurecht daß man es zuletzt ſelber nicht mehr erkennt, und es für ein harmloſes, von der unkundigen Welt nur verſchrienes Weſen hält.

Margot kam ihn entgegen, als er in das Vorzimmer der Gräfin trat, und fragte ihn ziemlich unwirſch, was er wolle. Du bringſt der Francisca immer nur Trauriges, ſetzte ſie hinzu, und findeſt jetzt eben die Seigneurs Lautrec und Brion bei ihr, welche Dich ebenfalls nicht leiden können. Was treibſt Du denn eigentlich, daß Du Dich mit aller Welt verfeindeſt?

Vor Lautrec fürchtete ſich Florentin; in deſſen Gegenwart den Brief zu überreichen ſchien ihm lebensgefährlich, denn wenn dieſer eiſerne Menſch einmal in Zorn gerieth, ſo war ein Degenſtoß durch den Leib für jeden verdächtigen Nachbar zu beſorgen. Florentin entſchloß ſich alſo ſogleich, die eigene Abgabe des Briefes und den ſie begleitenden Commentar aufzugeben. Lautrec's Zorn, meinte er, wird mich wol erſetzen! — Er bevollmächtigte alſo ſeine Mutter, den Brief an Brion einzuhändigen, und dieſem im Namen des Königs die Ueberreichung desſelben an die Gräfin aufzutragen.

Das iſt wol wieder ein Unglück? fragte Margot ängſtlich.

Gott bewahre! der König will eine Jagd bei Fackelſcheine veranſtalten! erwiderte Florentin, und zog den Brief ſammt dem Fläſchchen aus ſeiner Bruſttaſche.

Was iſt in dem Fläſchchen?

Still, das iſt nicht für Euch Frauen! Aber es kann Dich belehren, wie Unrecht Du mir thuſt, indem Du mich immer üblen Willens gegen Francisca zeihſt. Mit großer Gefahr hab ich

dies Fläſchchen den Spaniern entriſſen, die um ihrer Königin von Portugal willen, welche der König heiraten ſoll, unſere Francisca aus dem Wege räumen wollten —

Gerechter Gott!

Still! Die Gefahr iſt nun vorüber, wir haben's in Händen das Gift!

Gift! Um Gotteswillen, gieb her, daß ich's vernichte!

Nein, nein! Du könnteſt Schaden damit anrichten!

Ich! laß los!

Befaſſe Dich nicht mit ſolcher Gefahr, Mutter! Auch um es zu verſchütten, bedarf es der größten Vorſicht, ein zufällig vergoſſener Tropfen kann ein Geſchöpf tödten, und es iſt ſtark genug, um die Charente zu vergiften.

Aber er hatte ſich's ganz gern entreißen laſſen, und blickte ſchadenfroh der hinwegeilenden Margot nach.

Wie ſollte man die Scene beſchreiben, welche der Ueberreichung des Briefes folgte! Françoiſe fiel aufſchreiend von ihrem Seſſel, und während Margot und die auf den Schrei herbeieilende Chimene damit beſchäftigt waren, ſie in das zerſtörte Leben zurückzurufen, laſen die Männer den Brief.

Unterdeß war es dem Könige leid geworden, daß er ſich zur Zurückforderung der Liebespfänder hatte bewegen laſſen. Florentin hatte Recht: Franz liebte Françoiſe dauernd. Gewiſſenspein, erhöht durch die ſpaniſche Angelegenheit, welche ebenfalls ſeinen Charakter unaufhörlich quälte, trieb ihn umher, und machte es Martin faſt unmöglich, ihm die Jagdkleider anzulegen. Der beſſere Menſch behielt im Könige die Oberhand, und er eilte hinüber nach Françoiſens Zimmer, um die Forderung zurück zu nehmen, ſein Unrecht zu erklären und abzubitten.

Im Vorzimmer aber trat ihm Lautrec ſchon entgegen, der ſeinerſeits auf dem Wege war, in die Gemächer des Königs zu dringen, und ſeinem Zorne furchtbaren freien Lauf zu laſſen. Dieſe Begegnung zerſtörte alle Hoffnung für Françoiſe, denn

Lautrec überfiel den König mit einer ſolchen Fluth von Vorwurf und Schmähung, daß dieſer ebenfalls erzürnt und auf ganz andere Gedanken als Gedanken der Abbitte kommen mußte. Eine kurze Weile hatte des Königs perſönliche Stimmung den Vorwürfen Lautrec's widerſtanden, als dieſer aber auf keine Beſchwichtigung hören wollte und dem Könige den Weg mit den Worten vertrat: „Franz von Valois iſt unwürdig, die Schwelle einer Gräfin von Foix wieder zu betreten!" und dabei die Hand an den Degen legte, da war des Königs verſöhnliche Geduld am Ende, und er riß das Schwert aus der Scheide. Auch ihm ſchwollen die Adern des Antlitzes auf, wie Lautrec, und mit grimmiger Stimme rief er dieſem zu: Tritt zur Seite, frecher Lautrec, oder ich trete auf Deine Leiche!

Lautrec war nicht der Mann, einer Drohung ſich zu beugen, am allerwenigſten im Zorne und in einer ſolchen Herzensangelegenheit. Denn der Stolz des Foix'ſchen Hauſes war ſeinem Herzen ein Lebensintereſſe, und die Schweſter war ihm ſeit Kurzem theurer als je. In einem Nu alſo war ſein Schwert blank, und hier war König Franz in größerer Gefahr als damals im Schwerterſtreite mit Chateaubriant: Lautrec war ein furchtbarer Fechter, furchtbar, weil er außerordentliche Geſchicklichkeit und weil er die praktiſche Kriegsübung beſaß, welche ohne Firlefanz der Hand- und Armſtöße geradeaus auf des Gegners Bruſt eindringt, endlich weil der König, der bereits zur Jagd gerüſtet, nur das kürzere Jagdſchwert gegen Lautrec's langen Degen hatte.

Françoiſe ſelbſt, ſein ſtets von ihm gemißhandelter Schutzengel mußte es wieder ſein, welche ihn rettete. Aus ihrer Betäubung erwachend hörte ſie die heftigen Worte der Streitenden. Und wenn ſie vom Todesſchlafe erwacht wäre, hätte ſie aus tauſend Stimmen die des Königs erkannt. Schwerterklirren folgte; ſie ſprang auf! Wo iſt Lautrec?

Brion, entrüſtet über den König und von widerſtreitenden Gefühlen hin und her geworfen, deutete ſchweigend nach der Thür zum Vorzimmer. Er mochte keine Partei nehmen.

Er ficht mit Franz! rief Françoiſe und eilte aus der Thür. Haltet ein! ſprach ſie mit ruhiger Stimme und trat zwiſchen die Schwerter, als ob es ihr Wunſch geweſen wäre, durchbohrt zu werden.

Die Kämpfenden fuhren beide erſchreckt mit den Schwertern zurück. Françoiſe war todtenbleich.

Dies iſt Dein König, Lautrec! ſprach ſie, ohne den König anzuſehen. Ich bitte ihn für Dich um Verzeihung; er wird ſie mir gewähren —

Mehr als das! Mehr als das, Françoiſe — er war plötzlich gefaßt und vom Anblicke der todtenbleichen Françoiſe bis zu Thränen gerührt. — Gebiete über mich!

Ich danke Euch. Mehr will ich nicht.

Gebiete, Françoiſe! und hierbei warf er ſich vor ihr auf die Kniee, und weinte wirklich, — gebiete, fordere, damit ich meine Scham vergeſſen kann, ich flehe zu Dir, fordere meine Krone!

Ich danke Euch! Es iſt zu ſpät.

Und hiermit wandte ſie ſich nach ihrem Zimmer.

O mein Gott! rief der König und ſtreckte die Arme nach ihr aus, mein Gott, Du haſſeſt mich, Françoiſe!

Nein, Franz! erwiderte ſie mit derſelben ruhigen Stimme, immer ohne ihn anzublicken und trat in ihr Gemach. Der König und Lautrec hörten, daß ſie es hinter ſich verſchloß.

Franz erhob ſich, aufgelöſt wie man ihn nie geſehen und ſtürzte Lautrec um den Hals: Oh, Ihr ſeid edel und gut und nur ich, auf deſſen Schultern ein gefährdet Königreich laſtet, nur ich werde zu Verirrungen getrieben, die meiner Seele fremd ſind, Lautrec, fremd, wildfremd. Erhalte mir meine Françoiſe, meinen guten Engel, Lautrec, ſonſt bin ich verloren, ſonſt ſind wir alle verloren.

In dieſem Augenblicke tönten die Fanfaren der Jagdhörner von der Rampe herauf und Florentin trat in das Vorzimmer. Dem Könige nachſpähend, hatte er mit Schrecken entdeckt, daß

dieſer zur Gräfin geeilt ſei; der Dämon trieb ihn, endlich einmal zu unglücklicher Stunde, dem Könige nach, und als der König von den Fanfaren aufgeſchreckt ſich von Lautrec abwandte, war der Prälat der erſte Gegenſtand, welcher ihm ins Auge fiel.

Ha Du, rief Franz, und der wunderbar jache Wechſel der Stimmungen bewerkſtelligte ſich in ihm wie ein Blitz, Du an meinen Ferſen, ſchlechtes Gewiſſen! Du, der Du des Königs Handſchrift nachahmſt! — Lautrec, dieſer Schleicher hat den abſcheulichen Brief an Françoiſe geſchrieben! — Du böſer Dämon ſollſt fertig ſein mit mir. Wenn Du in fünf Minuten noch auf Cognac biſt, wenn Du auf hundert Meilen noch einmal meinem Hofe nahe kommſt, ſo ſoll Dich Deine farbige Kutte vor empfindlicher Züchtigung nicht ſchützen. Marſch!

Aber auch noch im Sturze war dieſer Prieſter der Gräfin Françoiſe ſchädlich geweſen: er hatte die einer mißhandelten Liebe gerechte Reue des Königs unterbrochen. — Ohne dieſen Wechſel wäre es dem Könige vielleicht nicht möglich geweſen, jetzt aufs Pferd zu ſteigen und zur Jagd bei Fackelſcheine und luſtigem Hörnerklange hinaus zu reiten in die Wälder.

Ach, in Françoiſens Seele gab es keine Unterbrechung mehr für die Erkenntniß des Unglücks. So ſteht der Beſitzer eines Palaſtes vor der Feuersbrunſt, welche dies ſein Haus verzehrt, und die helle Lohe läßt ihm nicht den geringſten Zweifel mehr übrig, daß Alles, Alles verloren gehe, daß kein Schmuck, kein ſtiller Winkel von ſeinem Beſitzthum übrig bleibe, und er nichts zu thun habe, als einſam hinauszuwandern in die unwirthliche, bedrohliche Nacht.

Aber ſie war ſo gründlich vorbereitet worden für das entſcheidende Unglück, und ſie hatte eine zum großen Opfer ſo reiflich ausgebildete große Seele, daß ſie keine Ausflucht ſuchte, daß ſie den Muth, ja das Bedürfniß hatte, ihr Schickſal nicht nur ganz und ohne Zucken hinzunehmen, ſondern es auch in ganzer Schwere über ihrem Haupte zu verſammeln.

Das Glück ist unmöglich — sprach sie leise zu sich — das Glück, für welches Du heilige Pflichten hintangesetzt, so ergieb Dich nun auch ganz den Pflichten und deren drohender Rache.

Sie entfernte Brion und Lautrec, sie wehrte Chimene und Margot von sich und saß eine halbe Stunde im dunklen Zimmer allein. Sie weinte keine Thräne, die Zeit der Thränen war vorüber, ach, sie hätte sagen können: die glückliche Zeit der Thränen. Denn als sie noch weinen konnte, da konnte sie sich auch noch in Täuschungen, in Hoffnungen für die Zukunft schaukeln. Nach jener letzten Täuschung, nach jenem letzten Schritte des Königs gab es keine Hoffnung, keine Zukunft mehr für sie. Der König mochte verleitet sein, sei's durch was es sei, darüber war kein Zweifel möglich: der König ist lieblos!

Sie faßte in jener halben Stunde einen unwiderruflichen Beschluß, sie verfaßte ihr Testament wie ein Mensch, der in nächster Stunde den Tod erwartet. Darauf rief sie Guernard. Er brachte Licht, und sie reichte ihm ein prachtvolles Kästchen, welches aus Elfenbein geschnitzt und mit Golde strotzend ausgelegt war. Dies Kästchen enthielt alle Ringe, Spangen und Ketten, welche sie vom Könige besaß. Nimm all den Schmuck heraus — befahl sie in einem Tone, der keinen Widerspruch duldete — und schmilz ihn über dem Feuer zu einem Klumpen.

Dann schrieb sie an den König. Und als dies geschehen war, schlug sie ihre nothwendigsten Habseligkeiten in ein seidenes Tuch. Es fiel ihr dabei auch das Fläschchen in die Hände, welches Margot in der Angst um ihre ohnmächtige Herrin auf den Teppich geworfen hatte. Sie sah, daß mit italienischem Worte auf dem Boden des Fläschchens geschrieben stand: „Gift". Ihre Hand zuckte — —

Aber sie wollte sich ihrer Pflicht nicht entziehen. Sie hatte es um Liebe gethan, sie wollte es nicht thun um des Leids willen, das ihrer harrte. Ach, ihr Mutterherz hatte wol schweigen können, aber gelebt hatte es immer. Wie willkommen ihr

ein raſcher Tod geweſen wäre, er iſt mir nicht geſtattet, flüſterte ſie, ich gehöre meinem Kinde, ich gehöre meinem — Gatten!

Sie wollte allein nach Schloß Chateaubriant; nur Guernard ſollte ſie begleiten, und noch in dieſer Stunde wollte ſie auf den Weg.

König Franz ahnte dies nicht. Allerdings gab er ſich der Jagd nicht hin, wie er es vorgehabt hatte bei Anbefehlung derſelben: er entführte die ſchöne Anna wol in einſame Waldthäler, doch nicht um mit ihr zu koſen, ſondern weil ein zerſtreuter unruhiger Geiſt ihn trieb, und raſtlos, ſchweigend führte er das durch ſein Schweigen verſtörte Mädchen in ungehemmtem Roſſeslaufe weglos und ziellos hierhin und dahin. Sie war zum Oefteren nahe daran, zu verunglücken, denn in dieſen abgelegenen Theilen des Waldes fehlte der Fackelſchein. Am Ende rief ſie dem Könige zu, ſie könne ſich nicht mehr auf dem Pferde erhalten. —

Dies geſchah um dieſelbe Zeit, da Chimene Françoiſens Abſicht einer heimlichen Flucht entdeckte, Lautrec herbeirief und die Gräfin beſchwor, ihre Begleitung anzunehmen. Sie abzuhalten von der Reiſe nach Chateaubriant ſchien unmöglich, Lautrec und Chimene beſtanden auch nicht darauf, ſie fühlten, daß es ſich um eine dem Gewiſſen nothwendige Buße, um einen feierlichen Lebensſchluß handle, ſie baten nur dringend um Erlaubniß des Geleits bis an die Pforte von Chateaubriant, ſie beſtanden darauf, als Françoiſe erwiderte: allein bin ich geflohen, allein will ich heimkehren.

Dadurch ward ihre Abreiſe ſo weit verzögert, daß Franz noch Zeit hatte zur Rückkehr nach Schloß Cognac, bevor ſie ſelbiges verließen, wenn er einer plötzlich in ihm aufſchreienden inneren Stimme folgte. Er hielt nämlich ſein Pferd nicht an, um der erſchöpften Anna beizuſtehen, nein, er that's, ohne auf dieſe zu achten, er that's vor ſich hinſtarrend in den ſchwarzen Wald, als ob er Geiſter ſähe, die um ſein Haupt herum ſchwebten,

als ob er einem Geflüſter derſelben, das ſchwer zu verſtehen ſei, aufmerkſam horchte, mit halb geöffnetem Munde horchte. „Sie verläßt mich?!“ ſchrie er auf einmal mit entſetzlicher Stimme. Sie hallte ſchauerlich im finſtern Buchenwalde wieder, und Anna fürchtete ſich bis zum Zittern vor ihm, der ihr den Verſtand zu verlieren ſchien.

Eine Minute horchte er nach dieſem Ausrufe noch unbeweglich, dann ſtieß er einen unarticulirten ſchmerzlichen Ton aus, und flog mit ſeinem Pferde in den wegloſen hohen Wald hinein, als ob Roß und Reiter ſich das Haupt zerſchellen ſollten an den harten Buchenſtämmen.

Wenn er ſo fortreitet, findet er Françoiſe noch auf Cognac und vielleicht gelingt es ihm gut zu machen, was freilich nur durch eine ſtrenge Umwandlung ſeines Weſens gut zu machen iſt. Schon war er dicht am Ausgange des Waldes und ſah die Lichter des hochgelegenen Schloſſes Cognac ſchimmern; da war die Kraft des Roſſes erſchöpft: es ſtrauchelte, indem es einem Stamme ausbiegen wollte und flog mit dem Könige voller Wucht gegen eine andere Buche, alſo daß Roß und Reiter ſchwer verwundet zu Boden ſtürzten.

Die Verwundung des Königs war ſtark und gefährlich: er konnte nicht wieder aufſtehen, ja er konnte nicht rufen, er wurde von Zeit zu Zeit ohnmächtig vor Schmerz. — Es dauerte über eine Stunde, ehe das Geſchrei der ſich zu Tode fürchtenden, verlaſſenen Anna Jäger herbeizog, es dauerte noch viel länger, ehe man den König auffand. Der Frühlingsmorgen ſtieg ſchon über die Baumkronen empor, als er auf einer Tragbahre unter heftigen Schmerzen auf Cognac ankam. Seine erſte Frage war dennoch nach Françoiſe.

Sie hat dies elfenbeinerne Käſtchen geſendet —

Und?

Man ſagt, ſie ſei gegen Mitternacht mit Graf Lautrec fortgeritten.

O, mein Gott! mein Gott! — Oeffne das Käſtchen! Was enthält's?

Einen Klumpen Gold und dieſen Brief —

Oeffne ihn, ich kann meine Hände nicht bewegen, raſch! Halt ihn mir zum Leſen vor!

„Dies ſind die Ringe, Spangen und Ketten, welche mir der König geſchenkt; es fehlt nicht der kleinſte Reif daran. Die Briefe und Deviſen, welche er mir geſchrieben, ſind in mein Herz gegraben, wie ſoll ich ſie ihm wiedergeben, da er mein Herz verſchmäht hat, oder nicht verſteht? Möge er glücklich ſein! Auf Gottes weiter Welt wünſcht es vielleicht Niemand ſo von Herzen als

Françoiſe von Chateaubriant."

O mein Gott, mein Gott, welch eine Perle hab' ich blind und frevelhaft mit Füßen getreten! rief ſchluchzend der König und verhüllte ſein Haupt. Moraliſche und körperliche Schmerzen ſchüttelten ſeinen Leib, daß er jammervoll ſtöhnte.

Laß zwanzig reitende Boten gen Barbézieux, gen Pons, gen Angoulême jagen — ſchrie er plötzlich mitten in ſeinen Schmerzen auf — jeder Fußpfad, der nach der Garonne hinabführt, ſoll verfolgt werden, und weiter immer weiter, wenn man ſie nicht einholt bis nach Foix hinauf! Der König ließe ſie fußfällig bitten, ſie möge nach Cognac zurückkehren, ich wäre am Tode, ich könnte nicht ohne ſie ſterben!

Louiſe von Angoulême war zugegen, und ſie litt wie unter tauſend Schwertern: ihr Florentin verbannt, ihr Sohn in Lebensgefahr, und die verhaßte Chateaubriant in des Sohnes Herzen mächtiger als je. Denn auch ſie wußte nicht, daß Françoiſe, die man nach Süden hin ſuchte, nach Norden hinabritt.

15.

Graf Chateaubriant wartete in ſeinem Thurme. Es war Florentius Werk geweſen, daß er nach des Königs Abreiſe von Fontainebleau nichts mehr unternommen hatte. So willkommen der Herzogin und dem Prieſter ein ſolcher Verbündete geweſen wäre, nach den heftigen Schritten, welche er gewagt, und nach dem Antritte der Regentſchaft Seitens der Herzogin, ſchien es ihnen doch nicht mehr rathſam, die vom Könige empfohlene Gräfin ihm Preis zu geben. Die Unſchicklichkeit wäre zu groß geweſen, und jedes ſolche Attentat auf die Gräfin hätte den König zu ſehr für dieſe aufgeregt. Man erwartete ohnedies zuverläſſig, daß Françoiſe, ſchnöder Behandlung ſatt, über kurz oder lang Fontainebleau verlaſſen werde; dann erſt, wenn ihrem Rufe hierdurch ein heftiger Stoß verſetzt worden, würde es an der Zeit ſein, ſie auf eine geſchickte Weiſe dem Grafen zu überantworten. Daß dieſe Flucht aus Fontainebleau nur eine halbe Wirkung haben, durch die Schlacht bei Pavia aus den Augen gerückt werden und daß deren erwartetes Verhängniß ſich erſt in Madrid erfüllen werde, das alles konnte man nicht vorausſehen. In jener Nacht alſo, da der König nach Italien zog, war Florentin im Getümmel zu Chateaubriant getreten und hatte ihn gewarnt vor längerem Verweilen. Obwol der Regentin die Neigung des Königs zur Gräfin widerwärtig und ſie vielleicht eben ſo lebhaft wie er eine Beendigung des Verhältniſſes wünſche, ſo müſſe ſie doch jetzt des Anſtandes halber die Gräfin ſchützen. Der Graf hätte alſo ſtrenge Maßregeln gegen ſich zu erwarten, wenn er länger hier verweile. Dagegen möge er verſichert ſein, daß man raſtlos in ſeinem Intereſſe handeln werde. Allmonatlich ſolle er Nachricht erhalten, und der Prieſter wußte es ihm einleuchtend zu machen, daß man ſo ohne ſein Zuthun zu einer paſſenderen und leichteren Löſung des Verhältniſſes gelangen werde, als

wenn er, unbekannt mit den feineren Fäden, ſich hinein miſche. Chateaubriant war damals unfähig zu neuen Plänen, er litt von dem Sturze heftige Schmerzen am Kopfe, und was die Ueberredung des Prieſters nicht vermocht hätte, das hätte das ſchwindlichte Gefühl perſönlichen Unvermögens, das Bedürfniß augenblicklicher Ruhe bewirkt: er beſchied ſich und ging nach der Bretagne zurück. Die monatlichen regelmäßigen Nachrichten, welche ihm ein Mönch aus Angers brachte, überzeugten ihn, daß ſeine Angelegenheit in ſorgfältigen Händen ſei und daß er zuwarten könne. Auch fühlte er ſich während der Abweſenheit des Königs weniger getrieben, und er unternahm nichts gegen die Gräfin, als man endlich erfahren hatte, ſie ſei in Foix, weil ihm Florentin ſagen ließ: das Verhältniß ſei bereits durch der Gräfin Flucht aus Fontainebleau ſo gut wie aufgelöſt, er möge ſeine endlichen Maßregeln aber ja ſo lange verſchieben, bis der König zurückgekehrt ſei. Wäre dies erſt geſchehen, und hätte ſich dieſer ohne die Gräfin wieder in Frankreich eingerichtet, ſo hätte es keine Bedeutung, was mit der alsdann vergeſſenen Françoiſe geſchähe. Widerführe ihr aber jetzt etwas Auffallendes, ſo könnte es noch bewegend auf den König wirken, in Theilnahme für die Gräfin, in thatſächlichem Haſſe gegen den Grafen. Nach der Kataſtrophe von Pavia waren die Mönchsnachrichten lange ausgeblieben, aber von Madrid aus war im Winter die Mittheilung gekommen, es ſei jetzt Alles zwiſchen dem König und der Gräfin zu Ende und ſobald Florentin mit dem Könige aus Spanien heimgekehrt, dann werde er dem Grafen den Zeitpunkt bezeichnen, von welchem an er rückſichtslos gegen ſeine Gattin verfahren könne.

Auf Bezeichnung dieſes Zeitpunktes wartete jetzt Graf Chateaubriant mit Geduld: er hatte hinreichende Proben gehabt, daß er ſich auf Florentin verlaſſen könne. Florentin aber war durch die Ereigniſſe in Cognac überraſcht worden und ſo hielt die Gräfin Françoiſe mit Chimene, Lautrec und Margot vor dem Schloſſe Chateaubriant, ohne daß der Graf eine Ahnung von ihrer Ankunft hatte.

Es war ein lieblicher Frühlingsmorgen und der Graf war in den Wald hinaus geritten, um ſeine Falken ſteigen zu laſſen. Gillover bewachte das alte Thurmſchloß, in welchem Louiſon mit Conſtance am nördlichen Fenſter ſaßen und über die Chère nach dem Forſte hinüber blickten, in welchen der Graf geritten war. Sie ſahen alſo die Ankömmlinge nicht, denn dieſe kamen von Süden. Es war todtenſtill im neuen Schloſſe, vor welchem ſie abſtiegen, und der Gräfin, welche hier von ihren Begleitern Abſchied nehmen wollte, ſchlug das Herz lebhaft. War es das Herz der Mutter, welche ihr Kind wiederſehen ſoll, oder war es das Herz der Gattin, welche vor ihren Richter treten und ſich deſſen Gericht unterwerfen wollte?

Sie hatte eifern darauf beſtanden, geraden Weges daher zu reiten. Umſonſt hatten Lautrec und Chimene gebeten, ſie möge ſich in ein Kloſter zurückziehen. Und meine Tochter? Und meine Pflicht? hatte ſie unerſchütterlich erwidert. Das aber hatten ſich Lautrec und Chimene hinter ihrem Rücken gelobt, ſie an der Schwelle von Chateaubriant nicht zu verlaſſen, ſondern ſie einzuführen und ihr längeres oder kürzeres Bleiben von dem Benehmen des Grafen abhängig zu machen.

Das erklärten ſie ihr jetzt, als ſie von den Pferden geſtiegen waren. Sie widerſprach, aber man ſah, daß ihre Glieder zitterten und daß ihr Widerſpruch ſchwach war.

Es zeigt ſich kein Menſch? rief Lautrec.

Ah, da iſt Baptiſte, der mich verlaſſen hat! ſagte die Gräfin mit halber Stimme, auf den Diener blickend, der haſtig hinter dem alten Schloſſe hervorkam und auf ſie zueilte. Er mäßigte indeß plötzlich ſeine Eile, indem er nach dem Fenſter im Mittelſtocke des alten Schloſſes verſtohlen hinaufſah und kam nun langſam näher zur ſteinernen Brücke, auf welcher die Ankömmlinge ſtanden.

Nun, Baptiſte, Du haſt mich verlaſſen! So komm' ich nun ſelbſt, zu fragen nach Conſtance. Wie geht's meiner Tochter? ſprach die Gräfin ſanft.

Oh, oh! entgegnete ſtockend Baptiſte, und wiſchte ſich die Augen — treten Sie nicht hinein! Jetzt iſt's noch Zeit; er iſt nicht da, der Herr Graf! Das Schloß iſt leer wie eine Kirche — kehren Sie um! Nein, nein, das iſt am Ende der Augenblick, Conſtance zu nehmen! Wir ſchlagen die Thür ein zum alten Gillover und eh' er zurückkommt, ſind wir fort.

Jetzt nicht mehr, Baptiſte! Das iſt zu ſpät — Du hätteſt mich früher nicht verrathen ſollen!

Oh — gnädigſte Frau Gräfin! wenn ich Ihnen — und dies ſagte er ihr ganz leiſe — in meinem Leben noch was nützen ſollte, ſo mußt' ich's wohl ſo machen. Sonſt hätte er mir nie wieder getraut, und zu helfen war damals doch nicht. Thun Sie auch ja garſtig gegen mich, wenn Sie hier bleiben — aber 's iſt beſſer, Sie bleiben nicht hier.

Ich muß bleiben, Baptiſte — geh' und melde uns!

Gillover öffnet nicht, wenn er Sie erblickt, das iſt ein Satan!

So geſchah es denn auch: Gillover öffnete die Brückenpforte nicht und Françoiſe konnte ihr Kind nicht ſehen. Man mußte auf die Rückkehr des Grafen warten, und da dieſe erſt gegen Abend erfolgen konnte, ſo mußte man ſich in dem verödeten Schloſſe einrichten auf die Gefahr, daß der heimkehrende Wirth die ungeladenen Gäſte aus der Thür weiſe. Dieſe Unſicherheit machte den Tag zu einem überaus qualvollen für alle Theile: wie in ſchwüler Gewitterluft, die jeden Augenblick mit zerſtörendem Blitze ſich entladen könne, bewegten ſie ſich einher.

Françoiſe fand ihre Zimmer ſo, wie ſie ſelbige bei ihrer ſchnellen Abreiſe nach Blois verlaſſen: das Kleid, welches ſie damals abgelegt, um den Reifrock anzuthun, hing noch über dem Seſſel. Ach, ſeufzte die Angſt in ihr, hätteſt Du es doch nie vertauſcht! Dicker Staub lag auf allen Geräthen, keines Menſchen Fuß ſchien ſeit jener Zeit in dieſen Räumen geweſen zu ſein. Ein Vöglein, welches ſie ſich im Bauer gepflegt, war dabei zu

Grunde gegangen: kaum noch kennbar lag es als verweſte Leiche am Boden des Bauers. Uebler, ſtockiger Geruch erfüllte die Zimmer, ſo wie er aus ſchlimmen Gefängniſſen entgegen dringt.

Es hatte für ſie etwas beſonders Qualvolles, daß ſie ſich jetzt hier einrichten ſolle, um vielleicht bei der Rückkehr des Grafen ſogleich wieder ausgewieſen zu werden. Aber die Frauennatur geſtattete es doch nicht anders: Margot half lüften, abſtäuben und ordnen, und ein ununterrichteter Zuſchauer hätte glauben können, es handle ſich hier um nichts weiter, als um häusliche Behaglichkeit.

Während dem gingen Chimene und Lautrec in der prächtigen Gallerie dieſes neuen Schloſſes auf und nieder. Dieſe Gallerie ward durch vierzig Arkaden gebildet, und galt für ein Wunder des Luxus in der anſpruchsloſen Bretagne. Chimene war wieder in Frauenkleidung: im letzten Nachtquartiere hatte ſie ſich der Knabentracht entledigt, doch nicht ohne ein demüthigendes Gefühl. Des Königs wegen, der ſie nicht erkennen, der durch ſie nicht wieder gehindert werden ſollte in ſeiner Aufmerkſamkeit für Françoiſe, hatte ſie die Verkleidung gewählt, und hatte auf Cognac erfahren, daß dies eine ganz überflüſſige Sorge geweſen ſei. Franz hatte mit keiner Silbe nach Chimene gefragt. Ein Mädchen ſei noch ſo aufopfernd für ihre Freundin, ſie weiſe noch ſo tapfer den Liebhaber ihrer Freundin zurück, wenn er ſtatt der Freundin ihr ſelbſt den Hof macht, ſie wird doch einer ärgerlichen Empfindung nicht entgehen, wenn der Liebhaber ſich ihr gehorſam zeigt und die Aufmerkſamkeit für ſie vergißt. Und Chimene war ein edles Geſchöpf und war von melancholiſcher Art: was einem gewöhnlichen Mädchen ärgerliche Empfindung erregen mußte, das hatte tiefere Folgen für die Infantado, welche ſich von Jugend auf verſtoßen geſehen hatte. Du biſt nicht beſtimmt zu irgend einem Glück, ſagte ſie ſich, nicht zu ſtillem Genuſſe des ſchwächſten Freudeſchimmers, Dein Vater hat Recht. Ziehe dich zurück, Du ſtörſt nur! Françoiſe haſt Du beeinträchtigt und warſt doch nur das Intereſſe eines vorübergehenden Spielwerkes für Franz!

Dein Vater hat Recht! Ach, wenn Dein Herz ſich hätte öffnen dürfen der Neigung des Königs, oh, wie wäre die Welt ein unabſehbarer Himmel geworden! Still! Und ſei dies unerblühte und doch überall ſchädliche Leben beendigt, damit es nicht durch halbe Gefühle, durch halbe Unwahrheit befleckt werde in ſeiner Traurigkeit.

Dieſe Gedankenrichtung bezog ſich auf Lautrec, deſſen Herz ſich ihr hingab mit einer liebenswürdigen Treuherzigkeit. Sie fürchtete ſich vor einer unmittelbaren Erklärung, denn ſie war feſt entſchloſſen, Liebe und Hand des ihr übrigens werthen, tüchtigen Mannes abzulehnen. Konnte ſie nicht für immer an Françoiſens Seite bleiben — und ſie fürchtete vom Grafen Chateaubriant das Schlimmſte — dann war es ihr Vorſatz, in einem Kloſter ihr Leben zu beſchließen. Solche Naturen, unter ſolchen Umſtänden aufwachſend, ſind die Perlen des Kloſters und für ſie iſt das Kloſter eine wirkliche Zuflucht.

So drängte ſie Lautrec's Geſtändniß, welches dem natürlichen Manne fortwährend entſchlüpfen wollte, immer eifrig zurück und ſprach immer wieder nur von der Gefahr Françoiſens — da bellten Hunde und wieherten Pferde, der entſcheidende Augenblick war da, Graf Chateaubriant kehrte mit ſeinen Falken heim, er hielt auf der Brücke und hörte Baptiſte's Bericht. Françoiſe kam eilig zu Lautrec und Chimene in die Gallerie, ihre Hände, mit denen ſie die der Freunde ergriff, flogen, die Angſt war übermächtig geworden.

Chateaubriant reichte ſeinen Falken dem Jäger und nahm aus deſſen Hand die Jagdbeute, wahrſcheinlich um ſie ſeiner Tochter zu zeigen, einen Brachvogel, der mit dem Frühlinge aus dem Süden gekommen war. Dann ſtieg er vom Pferde und erwiderte nichts auf Baptiſte's Anzeige. Er verbarg ſeine Aufregung unter Schweigen und trat ins Schloß.

Françoiſe, nach Faſſung ringend, ſah mit ſtarrem Auge nach der großen Thür der Gallerie, durch welche ſie ſeinen Eintritt erwartete. Sie ſtand mit Lautrec und Chimene unweit

dieſer Thür, welche ungefähr in der Mitte des Schloſſes war, da ſich weſtlich nach dem alten Schloßthurme hin die Gallerie ſelbſt in halber Schloßlänge erſtreckte bis zum Ausgange auf die Brückenpforte, und auf der öſtlichen Seite, alſo jenſeits der Galleriethür die Zimmer lagen, welche ſie ehedem mit dem Grafen bewohnt hatte.

Die Thür öffnete ſich nicht, aber Chimene flüſterte ihr zu: da hinten iſt er! Françoiſe wendete ſich, und blickte die Gallerie entlang. Der Graf war dort am Ende des Saales durch eine Seitenthür eingetreten und ſchritt, ihnen halb den Rücken zukehrend, nach dem Ausgange der Brückenpforte. Er öffnete dieſe und verſchwand hinter der zugeworfenen Thür.

Hat er uns nicht geſehen? Will er ſich vorbereiten? — Sie harrten faſt eine Stunde lang, es regte ſich nichts in dem öden Schloſſe. Endlich rief Lautrec, das ſei unerträglich und er werde hinübergehen.

Um Gotteswillen verlaß mich nicht! ſprach Françoiſe.

Nun, ſo gehen wir alle drei! Sie gingen. Als ſie auf der Luftbrücke zwiſchen dem alten und neuen Schloſſe ſtanden, klopfte Lautrec. Niemand antwortete, Niemand öffnete. Lautrec drückte auf das Schloß: zu ſeiner Ueberraſchung gab es nach, die Thür öffnete ſich und ſie ſahen den Grafen und Conſtance inmitten des Zimmers am Speiſetiſche, Louiſon hinter dem Stuhle des Kindes, Gillover hinter dem des Grafen.

Conſtance! rief Françoiſe und eilte an Lautrec vorüber nach ihrem Kinde, es in ihre Arme ſchließend und mit Küſſen bedeckend.

Das Kind kannte ſie nicht und ſträubte ſich.

Es iſt Deine Mutter, Conſtance, ſprach der Graf. — Darauf erhob er ſich und begrüßte mit Kälte, aber leidlicher Höflichkeit Lautrec und Chimenen. — An Françoiſe richtete er keine Frage und beantwortete die ihrigen, welche ſich auf Einrichtungen des Hauſes bezogen, ohne Empfindlichkeit, ohne Härte, aber freilich eiſeskalt. Daß Conſtance zu ihr ins neue Schloß

hinüberziehe, das verweigerte er ganz einfach und ohne einen Grund dafür anzugeben. Der Grund war allerdings einleuchtend genug: Das Kind liebte den Vater und kannte die Mutter nicht.

Kurz, nach Verlauf einer Woche war Lautrec beruhigt über die Angst vor irgend einer gewaltsamen Katastrophe, welche vom Grafen über Françoise hereinbrechen könne, und er wäre abgereist, wenn ihn nicht Chimene zu längerem Bleiben aufgefordert hätte. Nicht weil er deren Hand noch zu gewinnen hoffte, blieb er länger auf Chateaubriant, nein, sie hatte ihm mit trauriger Offenheit ihr Herz enthüllt; sondern weil Chimene immer noch für Françoise fürchtete. Dieser Graf Chateaubriant, sagte sie zu Lautrec, ist wie ein unreines dunkles Gewässer, ich weiß seine Tiefe nicht, ich kenne seinen Grund nicht. Sagt immerhin, daß er sich von Tag zu Tage gebessert habe, daß er bereits auf manches Gespräch eingehe, ich kann ihm nicht trauen: sein Auge, seine Seele sind verhüllt.

Das waren sie. Chateaubriant hatte einen ausgebildeten Plan der Rache gehabt vor Ankunft seiner Gattin. Aber in diesen Plan gehörte nicht die freiwillige Rückkehr derselben, es gehörte nicht der gefürchtete Lautrec, es gehörte nicht dazu, daß ein wochenlanger friedlicher Umgang zorneslähmend einwirken würde. Denn die Gräfin betrug sich wie die Ergebung selbst in jegliche Strafe, Lautrec verkleinerte das Unrecht seiner Schwester durchaus nicht, wenn im Gespräche mit dem Grafen diesem eine herbe Wendung entfuhr, und um Chimene war ein so streng keusches Etwas ausgebreitet, daß der Graf selbst keinerlei rohe Gedanken in sich aufkommen ließ, so lange diese blasse Spanierin neben Françoise war.

In dieser Weise gingen die gefürchteten Tage ohne irgend ein bedrohliches Ereigniß vorüber: auch Chimene mußte am Ende sicher werden und Lautrec, welchen politische Pflichten riefen, ziehen lassen. Er versprach, bald wiederzukehren und tröstete damit seine Schwester, welche seit ihrer Ankunft in

Chateaubriant und trotz aller friedlichen Zeichen trauriger und schwermüthiger war als damals, da sie ohne äußere Noth den gefährlichen Entschluß der Rückkehr gefaßt und ausgeführt hatte. Rührte dies vielleicht daher, daß sie sich überflüssiger sah im Hause des Gatten, als sie geglaubt hatte? Daß sie in Haß oder Liebe auf leidenschaftlichere Aeußerung gefaßt gewesen war? Daß sie ihr Kind, ein blasses eigensinniges Geschöpfchen, sich völlig entfremdet fand? In der That, sie konnte glauben, ihre Gegenwart auf Chateaubriant sei nicht für Haß, nicht für Liebe, nicht für Strafe, nicht für Vergebung nöthig.

Als Lautrec hinweg war, veränderte sich nichts. Ein frühzeitiger heißer Sommer drückte auf die Bretagne, und das Leben auf Schloß Chateaubriant war matt und still. Da führte ein einziger Abend eine plötzliche Veränderung herbei. Chimene hatte einen Brief von Lautrec erhalten, worin ihr dieser aus Blois meldete, der König habe vor, wegen engerer Vereinigung der Provinz Bretagne mit der Krone persönlich in diese Provinz zu kommen, damit er das Parlament in Rennes zu einer ihm alle Besitzesrechte übertragenden Acte bewegen könne. Montmorency, welcher günstige Verbindungen mit dem Parlamente der Bretagne angeknüpft, werde ihn begleiten. Man möge sich also in Chateaubriant vor einem Besuche sicher stellen, welcher nur neue gefährliche Störung bringen könne, und welchen der König jedenfalls beabsichtige, denn er spreche fortwährend mit hingebender Sehnsucht von Françoise. — Chimene suchte sogleich den Grafen auf, um ihm dies mitzutheilen und ihn auch im Namen Françoisens um Vorsichtsmaßregeln zu bitten. Sie fand ihn im dritten Stockwerke des Thurmschlosses, er genoß die Abendkühle und sah zum Fenster auf den Fluß hinab, wo Gillover und Louison auf einem Kahne die kleine Constance hin- und herfuhren. Er war also ganz allein im alten Schlosse, und nachdem er die Nachrichten, wie es schien, gleichgiltig angehört und die davon erhitzte Chimene lange betrachtet hatte, schlang er plötzlich seine Arme um sie und riß sie an sich. Das schwache Mädchen schien

verloren zu ſein gegen die Gewalt plötzlich erwachter brutaler Sinnenluſt. Aber es brach zu ihrer Hilfe ein neues Unglück über dies Haus herein, als ob des Grafen Frevel auf der Stelle gezüchtigt werden ſolle. Man hörte durch die offene Fallthür aus dem zweiten Stock herauf Thüren werfen und das Klaggeſchrei Louiſons, welches zu wiederholten Malen „Conſtance! Conſtance!“ hören ließ. Nicht blos der Störung wegen alſo, ſondern weil dieſem einzigen Lieblinge, den er auf Erden hatte, ein Unheil zugeſtoßen zu ſein ſchien, gab der Graf die im Widerſtande faſt erſchöpfte Chimene frei. Was iſt? Was iſt mit Conſtance? ſchreiend ſtürzte er die Treppe hinab.

Das Kind, vielleicht durch Waſſer- und Abendluft erkältet, war im Kahne ohnmächtig geworden und war jetzt noch beſinnungslos. Offenbar hatte die eingeſperrte Lebensweiſe, welcher das Kind um der Sicherheit vor Raub ſo lange unterworfen worden, einen gefährlichen Krankheitskeim in demſelben entwickelt und es lag jetzt wie eine kleine Leiche auf dem Lager, als Chimene vorübereilte, um Françoiſe herbeizurufen.

Sie ſelbſt verließ im erſten Entſetzen über die Frechheit des Grafen augenblicklich das Schloß, und eilte mit Baptiſte, deſſen ſie habhaft geworden war, und der ihrem Vorgeben nach einen Arzt holen ſollte, nach einem Kloſter, welches nordwärts hinter den Wäldern Chateaubriant's lag. Von dort wollte ſie wirklich auf ihrem Pferde einen der Arznei kundigen Geiſtlichen mit Baptiſte ſenden, ſie ſelbſt aber wollte hinter den Kloſtermauern zurück bleiben. Sie wagte es nicht, Françoiſe den Grund ihres Wegbleibens anzugeben, als Baptiſte noch in der Nacht mit dem Arzte ſie verließ; aber ſie ſetzte voraus, die Krankheit des Kindes werde ja jetzt alle Aufmerkſamkeit derſelben in Anſpruch nehmen.

So war es auch. Françoiſe war acht Tage lang Tag und Nacht am Lager ihrer Tochter. Am neunten Tage ſtarb Conſtance, und als Françoiſe, die von körperlicher und moraliſcher Anſtrengung bewußtlos hingeſunken war, wieder zu ſich kam,

fand ſie ſich im Thurmſchloſſe, und zwar im dritten Stockwerke auf ihrem Lager, welches mit andern nothwendigen Geräthſchaften aus ihren Zimmern im neuen Schloſſe hierher gebracht worden war. Der Graf hatte beſtimmt, ſie werde künftig hier wohnen. — Er war furchtbar verändert; das Kind allein ſchien ſeine menſchliche Verbindung mit dem Leben gebildet zu haben. Alle die Jahre lang aufgehäuften Vorwürfe gegen die Gräfin brachen jetzt in roher, entſetzlicher Macht hervor. Auch für den Verluſt des Kindes machte er ſie jetzt, und ach, nicht ohne Grund verantwortlich. Verſuch es, rief er, wie lange die Gefangenſchaft in dieſem Raume einem weiblichen Geſchöpfe zuträglich iſt. Dein theurer Valois wird nächſtens vorüberreiten, und wenn Du Luſt haſt, Deiner Gefangenſchaft ein ſchleuniges Ende zu machen, ſo brauchſt Du dann nur ans Fenſter zu treten: ich werde für das Ende ſorgen.

Demüthig und ohne Widerſpruch nahm ſie Alles hin; die Marter war ihr faſt willkommen.

Nach einiger Zeit ſchien es, als ob des Grafen Zorn an dieſer Widerſtandsloſigkeit ermattete: er ſchwieg mehrere Wochen, ja er ließ ſein Bett in das Zimmer Françoiſens ſetzen. Wurde dies auch in der Ecke, welche von dem Platze des ihrigen am entfernteſten war, aufgeſtellt, und wurde es auch wie das ihrige von einer Tapetenwand eingeſchloſſen, ſo war ihr doch dieſe Einrichtung und ſolche Nähe die peinlichſte aller bisherigen Beſchränkungen.

Eine Zeitlang ergab ſich daraus keine unmittelbare Störung für ſie: nur zuweilen hörte ſie in der Nacht ein unterdrücktes Schluchzen des Grafen. Er weint um ſein Kind! und Du kannſt ihn nicht tröſten! Du haſt alles Unglück über ihn gebracht und biſt außer Stande, ihm irgend einen Erſatz zu bieten! dachte ſie in Verzweiflung.

Wer da weiß, wie überwältigend das Weinen eines Mannes auf die ſchuldbewußte Gattin wirkt, der wird es begreifen, daß Françoiſe von ihrem Lager aufſtehen, ein Nachtgewand umwerfen

und zu ſeinem Bette treten konnte, daß ſie davor niederknieen und ihn brünſtig um Verzeihung bitten konnte. Vielleicht, ſagte ſie, beruhigt es Dich, wenn Du Dich über den gerechten Zorn gegen mich erhoben haſt, wenn Du ſiehſt und glaubſt, daß ich Dein Leid mitempfinde in unſäglichem Schmerze!

Es brannte über ſeinem Haupte ein ſchwaches Nachtflämmchen, und bei deſſen Scheine blickte er, ſich aufrichtend, mit unverhehltem Erſtaunen auf Françoiſe. Die verſchiedenſten Empfindungen durchkreuzten ſeinen Sinn und flogen über ſein Antlitz; es iſt die Hauptſchwäche mittelmäßiger Menſchen: in gerührter Stimmung alle Gegenſätze für ausgleichbar zu halten. Die Rührung nimmt bei ihnen den alltäglichen Lauf der Zärtlichkeit, die Zärtlichkeit ſteigert ſich mit alltäglichem Drange der Sinne, und zwiſchen gleich mittelmäßigen Naturen bewerkſtelligt ſich ſolchergeſtalt eine Verſöhnung, welche ſo lange täuſcht, als die Anſpannung der Nerven dauert und als der tiefer liegende Zwieſpalt durch keinen äußeren Zufall berührt wird.

Alſo war es im Grafen Chateaubriant. Unmittelbar hinter Leid und Thränen ſteht bei ſolchen Naturen die Zärtlichkeit, welche in ſchwammigem Herzen raſch aufſchießt und von bereitwilliger Sinnlichkeit raſch aufgenommen wird. — Er legte eine Hand auf das herabwallende Haar der Gräfin, die andere auf die Schulter, von welcher das Nachtgewand zurückgeglitten war, er meinte, großherzig zu ſein, und es war auch vielleicht etwas davon in ſeiner Abſicht, bis die elektriſche Sinnenmacht einer ſeit Jahren entbehrten Berührung die moraliſche Regung jach überholte, bis er, dieſer Regung folgend, als ob ſie nur ſeinen moraliſchen Aufſchwung vervollſtändige, die Gattin umfaßte und zu ſich heraufzog aufs Lager.

Aber Françoiſe war anderer Natur: für ſie war der Abgrund zwiſchen ihr und dem Gatten durch nichts auf der Erde auszufüllen, am Wenigſten durch eine ſinnliche Wallung, ſie war geſchieden von ihrem Gatten, und ſolch eine täuſchende Sühne war ihrem edleren Sinne ein Graus.

Schreiend riß ſie ſich mit aller Gewalt aus den Armen des Grafen und ſtürzte hinweg —

Von da an war ein gewaltſamer Untergang kaum noch von ihr abzuwenden: vergebende Liebe, wie der Graf ſeine dargebotene Umarmung nannte, ſchnöde abgewieſen zu ſehen, das iſt ein Dolchſtoß für jegliche Eitelkeit, und dagegen ſchlägt dieſe mit geſchloſſenen Augen, bis ſie keinen Widerſtand mehr verſpürt, und bis ſie die heuchleriſche Undankbarkeit, wie ſie den Gegner bezeichnet, getödtet zu haben glaubt zum Wohle der Menſchheit. Vielleicht war es für Steigerung der Wuth gar nicht nöthig, daß der Graf am Morgen nach jener Nacht durch den Mönch aus Angers einen Brief Florentins erhielt, in welchem ihn dieſer mit Spott und Vorwürfen überhäufte. „Wie?“ hieß es darin, „Himmel und Erde ſetzt Ihr in Bewegung, um die Ehebrecherin in Eure Gewalt zu bekommen, und nun, nachdem dies endlich gelungen, nachdem wir ſie Euch mit unermeßlichen Opfern ausgeliefert — ich ſelbſt habe mir dadurch den Haß des Königs und Verbannung zugezogen — nachdem wir ſie Euch ins eigene Haus gebracht, ohne daß Ihr einen Fuß darum zu rühren gehabt, nachdem Ihr müßig den Triumph einer von ſelbſt reuig heimkehrenden, der Strafe bedürftigen Gattin genoſſen habt, nun gebt Ihr uns zum Danke das Schauſpiel eines mattherzigen Hahnreis, der zufrieden iſt, das geſtohlene Eigenthum beſudelt und entwerthet wieder zu erhalten?! Iſt das Euer Seigneurſtolz neben einem despotiſchen Könige? Iſt das die Lehre, die Ihr ihm geben wollt?! Wahrhaftig, er wird den Bretonen mit Recht ins Antlitz lachen, wenn er jetzt nach Rennes kommt, und erzählen hört, daß Alles wieder in Ordnung ſei auf Schloß Chateaubriant —“

Der Brief war ohne Ortsbezeichnung und ohne Namensunterſchrift; aber Chateaubriant kannte die Handſchrift nur zu

wohl, und die raſchen Maßregeln, welche er nun ergriff, zeigten nur zu deutlich, wie richtig dies Oel auf die Gluth ſeines Grimmes geträufelt ſei.

Margot, welche bisher auch in den Thurm zur Bedienung der Gräfin zugelaſſen worden war, mußte nun das Schloß gänzlich meiden und flüchtete weinend ins Kloſter hinüber zu Chimene. Die Gräfin ſelbſt ward durch Gillover in das unterſte Stockwerk des Thurmes geführt und dort eingeſchloſſen. Dieſer Raum war dunkel und feucht, und die Fenſter desſelben waren mit Eiſenſtäben vergittert. Nur Gillover ward vom Grafen in das Geheimniß gezogen, ſelbſt Baptiſte nicht, obwol der Graf gegen dieſen ziemlich vertrauensvoll war. Er trug ihm auf, unter den übrigen Dienern und in der Umgegend zu verbreiten, der Graf habe die Gräfin fortgejagt, weil ſie die Ehre des Chateaubriant'ſchen Namens befleckt. Sonſt kümmere Dich um nichts! hatte der Graf hinzugeſetzt, — und ſchwatze nicht mit Louiſon, Weiber ſind weinerlich!

Louiſon war ſeit Conſtance's Tode zur übrigen Dienerſchaft im Erdgeſchoſſe des neuen Schloſſes geſchickt worden. Offenbar wollte alſo Chateaubriant Baptiſte's Theilnahme ſich vorbehalten, ohne ihn doch völlig in die Sache einzuweihen. Baptiſte aber wußte gar bald, daß die Gräfin nicht fort ſei: er hatte bemerkt, daß Gillover eine reichlichere Mahlzeit aus der Küche empfinge als für den Grafen allein erfordert werde, und er hatte ſpät am Abende im unterſten Stocke des Thurmes Licht geſehen. Wer ſollte dort wohnen? Gillover ſchlief auf einer Decke, die er ſich des Abends innen im Thurme vor die Brückenpforte breitete, und wozu hätte er Licht gebraucht, wenn ihm ſeine Wohnung da unten angewieſen wäre! Zu traurigem Anzeichen ſaß auch Jacques, der Rabe, vor dem Gitter.

Er nahm ſich alſo vor, gleich in der nächſten Nacht mit dem Kahne, der unter der Brückenpforte angehängt war, bis unter das Fenſter des unterſten Thurmgeſchoßes zu fahren, man konnte zur Noth die Eiſenſtäbe erreichen vom Kahne aus und

ſich an ihnen ſo weit in die Höhe ziehen, um in das Zimmer hineinzublicken. Am gegenüberliegenden Fenſter dieſes Geſchoſſes auf der Landſeite war das Terrain abſchüſſig und das Fenſter alſo höher. Außerdem waren aber auch dort die Hundehütten, die Ausgänge der Wirthſchaftsgebäude, und deshalb größere Schwierigkeiten einer geheimen Verbindung.

Der laue Nachtwind war unruhig, und ſo glaubte Baptiſte unbemerkt bis unter das Fenſter gekommen zu ſein, er hemmte den Kahn mit dem vorſtauenden Ruder und griff mit der andern Hand nach einer Eiſenſtange. Wirklich ſah er ſeine blaſſe Herrin im ſchwarzen Kleide, bleich ausſehend, ein Bild des Jammers, — da ſchob ſich ihm aus der andern Hand das Ruder, der Kahn glitt ihm unter den Fußſpitzen, mit denen er ihn bloß berührte, in der Strömung von dannen, und im Eifer darum fiel er in den Strom. Er war indeß mit dem Waſſer vertraut, und holte den Kahn ein unterhalb des Thurmes. Er wußte genug, und nachdem er ihn raſch wieder hinauf gerudert, rannte er in den naſſen Kleidern flugs nach dem Walde, nach Chimenens Kloſter.

Ach, auch durch ſie war Hilfe ſchwer erreichbar, am wenigſten raſche. Lautrec war am andern Ende Frankreichs, vielleicht gar ſchon, wie verlautet hatte, mit einem Kriegsauftrage nach der Grenze Italiens, und über des Königs Stimmung hatte ſie die übelſten Nachrichten gehört: die beſten Freunde Françoiſens ſchienen unter ſchwerer Ungnade zu leiden. Budé ſollte wegen ketzeriſcher Anſichten zu ſtrenger Unterſuchung gezogen, Marot eben deshalb ſogar in den Kerker geworfen ſein. Obwol verbannt, ſchien Florentin und deſſen Dämon doch noch fortzuwirken. Dennoch mußte etwas geſchehen, Baptiſte meinte unverhohlen, es ſei im Thurme auf eine ſtille Ermordung der Gräfin abgeſehen. Und ſo ſandte denn Chimene die einzige Perſon, über welche ſie verfügen konnte, die weinende Margot, mit einem Kloſterknechte gen Paris, daß ſie ſich dort an Brion und im Nothfalle an den König ſelbſt wende.

Wie mißlich und langſam erſchien aber dies Mittel gegen das, was ſich in ſelbiger Nacht vorbereitete im Thurmſchloſſe Chateaubriant's. Dort ſaß der Graf im Mittelgeſchoß dem greiſen Gillover gegenüber am eichenen Tiſche, den eine kupferne Lampe matt beleuchtete. Er hatte dem alten Diener einen Sitz geſtattet, weil er ſich vertraulich zeigen, und den Alten um Rath fragen wollte. Er war nicht von ſo feſtem Kern, den Tod der Gräfin, welchen er wirklich begehrte, frank und frei auf ſeine Schultern zu nehmen, und er war überhaupt noch nicht im Klaren, wie er mit ihr endigen ſolle. Gillover, alter Ueberlieferungen kundig, ſollte beirathen.

Ich thäte, ſprach dieſer langſam, wie mir mein Großvater oft erzählt hat, daß die alten Bretonen bei ſolchem Unheil in der Ehe gethan haben.

Was haben ſie gethan, Gillover?

Wenn ein Herr ſein Weib um Ehebruch züchtigen wollte, ſo beſchied er zwölf Herren aus der Umgegend zu ſich mit der Bitte, ſie möchten um Ehegericht zu halten in ſein Haus kommen. Es wäre eine Schande geweſen für jeden Eheherren, dies abzuweiſen, denn in früherer Zeit war man darin gewiſſenhaft, und es gibt auch, Gott ſei Dank, noch zwölf Seigneurs in der Bretagne, welche den alten Brauch genau kennen und welche ſich einſtellen, wenn man ſie richtig fordert.

Weißt Du, wie die Forderung lautete?

So gut wie mein Paternoſter.

Nun, wenn nun die zwölf Herren kamen —?

Ja, wenn ſie kamen, ſo kamen ſie in braunen Mänteln, die eine Kapuze hatten über's ganze Geſicht, ſo daß nur Augen und Mund frei blieb. Am Thor ſagten ſie „ich bin bretoniſcher Eherichter", und traten ein und ſetzten ſich ſchweigend im Halbkreiſe nieder. Der Kläger führte dann ſein Weib vor ſie und erzählte, weſſen er ſie anzuklagen habe, und forderte Vollmacht zur Strafe —

Dieſe Strafe war der Tod —?

Der Tod. Des Eheherrn Leibdiener öffnete der Ehebrecherin die Adern an beiden Armen und an beiden Füßen, ſobald die zwölf Richter ihre Hände kreuzweis auf den Tiſch gelegt und geſprochen hatten: „Es geſchehe bretoniſch Eherecht!“

Es geſchehe alſo! rief Graf Chateaubriant und ſprang vom Tiſche auf. Dies, Valois — ſetzte er hinzu — der Du die Provinzen und die Macht der Seigneurs vernichten willſt, ſei Dir ein Stoß ins übermüthige Herz!

Darauf holte er Schreibmaterial und ließ ſich von Gillover die briefliche Forderung vorſagen, um ſie zwölfmal aufzuſetzen. Das Schreiben ging ihm langſam von der Hand und er brachte die halbe Nacht damit zu. Unterdeß hatte Gillover, aller alten Seigneurcharaktere der Bretagne kundig, zwölf Namen vorbereitet, an welche die Schreiben mit Sicherheit auf Erfolg gerichtet werden konnten. Darunter war der letzte der Name Matignon, welcher damals in Blois vergebens von Duprat dem Könige zur Begnadigung vorgeſchlagen worden war, als ein halb normänniſcher, halb bretoniſcher Edelmann, der mit Bourbon ſich verſchworen hatte. Man flüſterte im Lande, er ſei damals dem Henker entflohen und lebe verſteckt auf ſeinem Schloſſe. Ihm mußte ſolch' eine Gelegenheit zur Rache am Valois doppelt willkommen ſein, und wenn das Gerücht log und er nicht mehr am Leben war, ſo durfte man von ſeinem Bruder die größte Bereitwilligkeit erwarten zu ſolch' einem Racheſtreiche gegen den König. Die letzte Adreſſe ward alſo ohne Vornamen „an den regierenden Herrn von Matignon“ abgefaßt, und Gillover ging nun ſogleich, da der Tag eben graute, in die Wirthſchaftsgebäude hinab, um ein halbes Dutzend Knechte zu beſtellen, die ſogleich Pferde ſatteln und die Briefe beſorgen ſollten. Baptiſte war bereits wieder zurück, und ihm als den zuverläſſigſten ward der Brief an Matignon aufgegeben, weil der am weiteſten, an der Nordgrenze der Bretagne aufzuſuchen, und weil bei dem Zweifel, welcher Matignon jetzt regiere, mit einiger Umſicht zu verfahren ſei. So wurde der einzige Freund

Françoiſens in den entſcheidenden Tagen von ihr entfernt: auf Mitternacht nach dem Tage des heiligen Aegidius war das Gericht anberaumt. Fünf Tage waren noch bis dahin, und zum Ueberfluß trug der Graf dem traurigen Baptiſte noch auf, als ſich dieſer eben aufs Pferd ſchwingen wollte: er möge Herrn von Matignon, der vielleicht nur des Nachts reiſe, ſelber begleiten, da jener als halber Normann der Wege in der Bretagne wahrſcheinlich nicht genau kundig ſei.

Durch dieſen Zufall wurde die Gräfin der letzten Hilfe beraubt.

Die ſchrecklichen fünf Tage vergingen ihr in vollſtändiger Einförmigkeit: hatte Gillover von der Annäherung mit dem Kahne etwas bemerkt, oder wollte er nur ihre Qual häufen, kurz, er vernagelte die Fenſter ihres Gefängniſſes mit Brettern, und entzog ihr ſomit das Tageslicht. — Sie verlor kein Wort darüber, ſie ſprach überhaupt keine Silbe: ihre Seele war wund und voll ſtechenden Schmerzes in allen, ach in all ihren Organen; die Welt war ihr verleidet bis ins Innerſte, ſie wünſchte den Tod, und das Giftfläſchchen von Cognac, welches ſich unter ihren Geräthſchaften in dies ſchreckliche Thurmſchloß mit verirrt hatte, war ihr jetzt ein Troſt. Durch die ſchlecht ſchließende Fallthür hatte ſie vom mittleren Stockwerke herab ſo viel vernommen aus Chateaubriant's und Gillover's Reden, daß ihr ein ſchreckliches Gericht bevorſtehe. Das wollte ſie erdulden als letzte Sühne für ihr Vergehen, dann aber wollte ſie ſich den brutalen Händen eines Henkersknechtes durch das Gift entziehen. Sie beſchönigte ſich dies dadurch, daß ſie ſolcherweiſe dem Grafen eine Tödtung erſpare, die ihm doch vielleicht ſpäter das Gewiſſen beunruhige — er ſolle von ihr nicht das Mindeſte mehr zu leiden haben. Die Sophiſterei des Egoismus, die uns bis zum letzten Augenblicke nicht verläßt, flüſterte ihr auch zu: Angeſichts des Henkers iſt ja der Selbſtmord nur eine Selbſthilfe der Ehre!

In dieſer Faſſung erwartete ſie die Mitternacht nach Aegidius, die Giftphiole an ihrem Buſen verborgen haltend. Die

Fallthür an ihrer Decke war geöffnet, und sie hörte zahlreiche Männertritte über das Estrich des Mittelgeschoßes hinschreiten; sie zweifelte nicht daran, daß ihre entscheidende Stunde gekommen sei, und wandte sich im Gebet zu Gott. Wäre sie weniger stolz gewesen, so hätte die letzte Wendung ihres Schicksals wol eine zerknirschte Frömmigkeit in ihr hervorbringen können, aber theils die Religionsansichten, welche Budé in ihr geweckt hatte, theils der Foix'sche Zug ihres Charakters hatten dies verhindert. Sie läugnete sich nimmer, daß sie der Barmherzigkeit Gottes bedürftig, aber sie hoffte getrost, daß sie deren nicht unwürdig sei. Was sie verlockt habe, seien ja Eigenschaften gewesen, welche Gott ebenfalls in sie und Andere gelegt, und wenn ihr Widerstand nicht hinreichend gewesen, so möge ihn Gott ihrer menschlichen Schwäche verzeihen und zum Theil den Wettern der menschlichen Gesellschaft zurechnen, welche sich zerstörend gerade auf ihr armes Herz entladen hätten.

„Françoise von Chateaubriant, steig herauf und erscheine vor Deinen Richtern!" scholl plötzlich durch die lichte Oeffnung der Fallthüre die Stimme des Grafen herab in ihre Finsterniß.

Sie folgte unweigerlich. Der mit Kienfackeln erleuchtete weite Raum blendete Anfangs ihr an Dunkelheit gewöhntes Auge, sie erkannte nicht gleich was sie umgab und schwankte einen Augenblick. Aber sie faßte sich und blickte bald mit ruhigem und bescheidenem Blicke auf die verhüllten Gestalten, welche hinter einer Tafel saßen. Die Tafel war inmitten des Raumes und die ihr zugekehrte Seite derselben war frei. Dort stand ihr Gemahl, seine Faust auf die Tafel stützend und ihr das Antlitz nur halb zukehrend.

Sie fragte nicht, sie harrte. Nach einer minutenlangen Stille begann der Graf:

Dies, bretonische Herren, ist die Frau, welche mir vor Gott und meinem Wappen als Gemahlin zugesegnet worden ist. Sie hat ihren Schwur gebrochen, leider vor aller Welt, und es bedarf keiner Zeugen und keines Beweises für ihren Ehebruch.

Es iſt der frechſte, den ein bretoniſch Gericht noch erfahren hat: dem Franz von Valois hat ſie ſich ergeben wie eine Magd, ſie iſt in ſein Haus gezogen, ſie iſt bei ihm geweſen bei Tag und bei Nacht, ich fordere, bretoniſcher Graf von Chateaubriant, gegen ſie bretoniſch Eherecht!

Alles ſchwieg. Da erhob ſich unter einer der Kapuzen eine alte, roſtige Stimme: Wer iſt der Aelteſte unter uns, daß er die Angeklagte frage? Ich lebe ſiebzig Jahre.

„Ich lebe achtzig!“ entgegnete eine tiefe Stimme, ſchauerlich klingend wie ein Ruf des jüngſten Gerichts. — „Françoiſe von Chateaubriant, geborne von Foix! Iſt die Anklage gerecht, oder iſt ſie's nicht? So ſprich, daß ſie es ſei, oder warum ſie's nicht ſei?“

Die Gräfin, bleich und ſchön, zögerte mit der Antwort nur einen Augenblick, dann ſprach ſie mit feſtem Tone: Die Anklage iſt gerecht!

Solche unbedingte Ergebung ſchien die Richter ſelbſt zu überraſchen, und ein Geräuſch an der Brückenpforte, vor welcher draußen Gillover Wache hielt, verzögerte außerdem das Urtheil.

Aber das Geräuſch hörte auf, und Chateaubriant, ſich mit vollem Antlitze gegen die Richter wendend, rief noch einmal: Ich fordere bretoniſch Eherecht!

Wie ein Wetterſtreich fielen mit einem Male die Arme der Richter kreuzweis auf den Tiſch, und der Aelteſte des Gerichts wollte eben den Spruch rufen und begann ſchon: „Es geſchehe“ — da unterbrach ihn ein Richter mit dem Schrei: Halt ein! Der zwölfte Richter neben mir verſagt! Seine Arme ſind am Schwert, ſtatt auf der Tafel. Er iſt kein Bretone!

„Nein!“ rief dieſer mit furchtbarer Stimme und ſprang in die Höhe, ein hochgewachſener Mann, und ſchlug die Kapuze von ſeinem Haupte, „nein, es iſt kein Bretone! Es iſt Euer König, der Euch frevelnde Seigneurs mit dem Schwerte richten wird!“

Die Verwirrung war unbeſchreiblich bei dieſer Erſcheinung Königs Franz, die bretoniſchen Seigneurs fuhren ſchreiend von ihren Sitzen auf und zogen ihre Schwerter. Der König war mit augenblicklichem Tode bedroht und Niemand bemerkte es, daß die Veranlaſſerin dieſer Scene, daß die jetzt unbeachtete Françoiſe gerade jetzt den Tod freiwillig umarmte, und ihre Giftphiole mit einem Zuge leerte. Qual und Schmach hatte ſie ſtandhaft ertragen bis an die äußerſte Grenze: nicht um die Krone des Erdkreiſes hätte ſie von Neuem beginnen mögen, und um ſo weniger, je tiefer ſie beim plötzlichen Anblicke des Königs empfand, daß ſie ihn noch mit aller Kraft ihrer Seele liebe.

Dieſer aber, der hiervon keine Ahnung hatte, zog nicht einmal ſein Schwert gegen die ſchreienden und ihre Schwerter zückenden Seigneurs. Er war nach der Bretagne gekommen, dies Land ſich unmittelbar anzueignen, er war hier erſchienen, ſowol für Françoiſe als gegen dieſen Act der eigenmächtigen Seigneurs. Nicht nur Margot war ihm begegnet, ſie konnte ihm nur unbeſtimmte Andeutungen geben — durch Matignon ſelbſt und Baptiſte war er eingeweiht und hergeführt worden. Matignon war in der That damals hinter des Königs Rücken von Duprat verſchont worden. Die Herzogin Louiſe hatte die Verantwortlichkeit übernommen und ihn während ihrer Regentſchaft freigelaſſen, weil Duprat verſicherte, die Sache des Königs ſei bei ähnlich vorkommenden Fällen verloren, weil Niemand mehr eine Verſchwörung oder ſonſtigen Verrath entdecken würde, wenn der König die dafür zugeſtandene Belohnung hinterher nicht leiſtete. Matignon ſollte ſich indeſſen nicht öffentlich zeigen, bis die Herzogin Louiſe in einer günſtigen Stunde des Sohnes Zuſtimmung erwirkt habe. In dieſem Zuſtande eines halb Geächteten erhielt Matignon die Ladung nach Chateaubriant, und erfuhr gleichzeitig, daß am nächſten Tage der König Franz auf ſeiner Reiſe nach Rennes in Laval erwartet werde. Er faßte einen herzhaften Entſchluß. Des Königs Stimmung gegen die Anmaßungen der Seigneurie kennend, hoffte er beſonders in dem

vorliegenden Falle des selten gewordenen Ehegerichts, und weil des Königs Geliebte davon bedroht war, dem Könige einen wesentlichen, königlicher Belohnung werthen Dienst zu erweisen, und ritt Tag und Nacht mit Baptiste nach Laval, den König dort zu erwarten. Er traf ihn, er entdeckte ihm Alles, und erhielt Verzeihung. Der König übernahm Matignons Rolle und trat, von Baptiste bis an die Brückenpforte geleitet, unerkannt und unverdächtig mit dem Losungsworte unter die Richter. Brion und Montmorency folgten ihm mit einer großen Zahl anhänglicher Seigneurs, und sie hatten das Geräusch verursacht, welches einen Augenblick die Verhandlung gestört hatte. Die Erwürgung Gillovers hatte das Geräusch hervorgebracht. Sie harrten an der Pforte auf des Königs Signal zum Eintritte.

Er aber wollte der Gefahr trotzen und weder das Schwert ziehen, noch bewaffnete Hilfe zeigen, um die moralische Macht seines Königthums im Aeußersten zu erproben oder zu begründen. — „Nieder mit den Schwertern," rief er also mit donnernder Stimme, „und hört Euren König, der gekommen ist, Eurer Barbarei Einhalt zu thun!"

Wir sind keine Barbaren, wir sind Bretonen! war die drohende Antwort.

„Ist es nicht barbarisch, das Herz eines Weibes, die Liebe, das edelste und mächtigste Gefühl des Menschen nach groben, äußerlichen Anzeichen richten zu wollen? Was wißt Ihr greisen Männer von der Macht der Neigung? Von wannen kommt die Neigung? Von Gott, der in uns wohnt. Und mit Spießen und Stangen wollt Ihr fahn, was in unserm geheimsten Innern Gott selbst regiert? Und gegen ein Weib richtet Ihr das Henkerbeil, gegen ein Weib, welches aus eigenem Antriebe, aus herbem Pflichtgefühle zu dem Manne zurückgekehrt ist, der sie mißhandelt hat von Anbeginn, dessen brutale Rache sie zu gewärtigen hatte? Nimmermehr würd' ich dies dulden, auch wenn dieses selbige Weib nicht mein Herz besäße. Gegen derlei bin ich König von Frankreich! Das Edelste im Menschen hab' ich zu schützen gegen

rohe Form barbariſchen Geſetzes. Durch derlei verwirkt Ihr Eure veralteten Provinz-Geſetze! Frankreich ſoll nicht werden, wie unſer Nachbarland jenſeits der Vogeſen, wo hundert Herren regieren und durch gegenſeitigen Widerſpruch die Macht des Reiches verhindern. Es ſoll werden wie ein Mann; dazu bin ich nach der Bretagne gekommen — gerechter Gott, was geſchieht mit Françoiſe?! Sie ſinkt zu Boden!“

Bei dieſen laut aufgeſchrienen Worten wendeten ſich die immer noch verhüllten Seigneurs, welche nur eine Pauſe zum Ausbruche erwarteten, mit ihm nach Françoiſe und riefen dröhnend: „der bretoniſche Gott hat ſie gerichtet!“ und ſtürzten auf den König. Aber die Thür hatte ſich auch geöffnet bei dem erneuten Aufſchreien, und die Freunde des Königs, Brion und Montmorency an der Spitze, drangen über Gillovers Leiche herein mit dem Schlachtſchrei Mittelfrankreichs: „Hier St. Denys!“

Dies beſtürzte die Bretonen und des Königs furchtbares „Halt!“ feſſelte ſie noch einmal. Daß er unbekümmert um die Gefahr an der ſterbenden Françoiſe niederfiel, daß Brion und der Knecht Baptiſte unter Schluchzen desgleichen thaten, hätte auch ſteinerne Herzen rühren müſſen.

Françoiſens Auge brach nach dem letzten unbeſchreiblichen Blicke auf den König; ihre Lippen bewegten ſich tonlos, ihre Hand drückte mit krampfhafter Anſtrengung noch einmal des Königs Hand und ſie verſchied.

Alles war todtenſtill. Dem Könige liefen die Thränen ſtromweis über die Wangen — er winkte endlich, ohne aufzublicken den Vermummten, welche auf einen Haufen eng bei einander ſtanden, mit der Hand abwehrend zu, und ſprach mit von Thränen erſtickter Stimme: Geht! Ich kenne Euch nicht! Möge Gott meinen Frevel an dieſem Engel nicht kennen!

Sie gingen, Chateaubriant in ihrer Mitte, unbehindert hinweg.

Dieſer unglückliche Graf floh für längere Zeit von ſeinem Hauſe; ſpäter verhalf ihm Montmorency, der die Bretagne zu

ordnen hatte, zu ſtiller Rückkehr auf ſein für immer gezeichnetes Schloß, in welchem das Grabmal Françoiſens mit einer Grabſchrift Marot's noch heute zu ſehen iſt.

Louiſon hat ſie ins Grabgewand gehüllt, ihr treuer Baptiſte hat den Dienſt des Königs und Brions ausgeſchlagen, und iſt nach Genf gewandert. Nur der Rabe Jacques iſt dem Schloſſe treu geblieben und hat den nach Jahren zurückkehrenden Grafen mit ſeinem Schreckensrufe „François“ begrüßt.

Bemerkungen.

Ueber das rein Hiſtoriſche des vorliegenden Stoffes iſt für die Leſer, welche auch den thatſächlichen Boden ſolcher Romantik prüfen wollen, noch Folgendes anzuführen:

Das Schickſal der Gräfin Chateaubriant iſt trotz aller neuen Forſchungen noch ganz ſo in ſagenhaftes Dunkel gehüllt, wie ich es vor drei Jahren in meinen „Franzöſiſchen Luſtſchlöſſern“ ſkizzirt habe. Das ſcheint befremdlich bei einer nicht ſo fern abliegenden Zeit und bei Franzoſen, welche für ihre Geſchichte der letzten drei Jahrhunderte ſo viele Hilfsmittel haben und verwenden. Es iſt aber ſo: ſogar Jacob le Bibliophile (P. Lacroix), der in ſolchen hiſtoriſchen Details große Kenntniß beſitzt, und der ſich neuerdings mit Aufhellung dieſer Chateaubriant-Mythe beſchäftigt hat, iſt nicht aufs Reine gekommen. Die Gräfin ſoll erſt 1537, elf Jahre nach dem Bruche ihres Verhältniſſes mit dem Könige geſtorben ſein; ſogar den Monat — October — ihres Todes bezeichnet man. Sie ſoll während dieſer elf Jahre noch einige Male am Hofe erſchienen, und der König ſelbſt ſoll 1531 und 1532 zweimal zum Beſuche auf Schloß Chateaubriant geweſen ſein. „Dennoch“ — ſagt Henri Martin, der neueſte gründliche Geſchichtsſchreiber dieſer Epoche — „bleibt über das Ende der ſchönen Gräfin ein tiefes Dunkel, und wir können die Tradition darüber nicht mit Beſtimmtheit zurückweiſen.“ —

In der hiſtoriſchen Angabe und Folge hält ſich der Roman für alles Weſentliche treu an die Geſchichte, ſo weit ſie aufgeklärt iſt. Nur Lautrec's Niederlage in Italien und Bourbons Abfall vom Könige ſind des Roman-Organismus halber der Zeit nach umgeſtellt worden. Sie liegen nämlich in der Geſchichte um ein Jahr auseinander, und zwar iſt Lautrec's Niederlage 1522, alſo ein Jahr

früher erfolgt als Bourbons Abfall. — Auch Semblançay's Tod iſt für das Roman-Intereſſe zeitiger herbeigeführt worden: der unglückliche Mann hat bis zum Jahre 1527 im Gefängniſſe geſchmachtet, und iſt dann hingerichtet worden wie der Roman beſchreibt. —

— Ueber die Schlacht von Pavia, deren Beſchreibung ich ſonſt überall unklar gefunden, bin ich Martin gefolgt, der außer franzöſiſchen, italieniſchen und ſpaniſchen Quellen auch unſern tapfern Landsmann Frundsberg benutzt, und den Hergang der Schlacht deutlich und landsmannſchaftlich unbefangen entwickelt. —

— Daß ich des Königs weltberühmten Brief „Madame, tout est perdu, fors l'honneur“ nur als eine Pariſer Sage habe erſcheinen laſſen, dazu bin ich leider gezwungen worden durch die ganz poſitiven Nachrichten, welche man neuerdings, — beſonders in den Staatspapieren des Cardinals Granvella auf der Bibliothek in Beſançon — aufgefunden hat. Die ſcharfen Gläſer der Forſchung vernichten uns eine Sage nach der andern. Jener Brief nämlich Königs Franz, der an die Regentin ins Hôtel des Tournelles vom Courier gebracht wird, und welcher von dem berühmten lakoniſchen Texte nur den Anklang enthält „de toutes choses ne m'est demeuré que l'honneur et la vie sauve“, jener in Faſſung und Satzfolge ſchlotternde Brief iſt echt, und weil er um ſeiner Faſſungsloſigkeit im Deutſchen ſich faſt unverſtändlich ausnimmt, gebe ich ihn hier in ſeiner urſprünglichen Sprache:

„Madame, pour vous avertir comme je porte le ressort de mon infortune, de toutes choses ne m'est demeuré que l'honneur et la vie sauve; et, pour ce que mes nouvelles vous seront de quelque peu de reconfort, j'ai prié qu'on me laissât vous ecrire. Cette grace m'a été accordée, vous priant ne vouloir prendre l'extrémité de vos fins, en usant de votre accoutumée prudence, car j'ai espérance à la fin que Dieu ne m'abandonnera point, vous recommandant vos petits enfans et les miens; vous suppliant faire donner sûr passage, pour aller et retourner en Espagne, au porteur, qui va devers l'empereur pour savoir comment il veut, que je sois traité.“

— Gleichfalls echt iſt die Abdankungsſchrift, welche Franz dem Prälaten Florentin in Madrid dictirt, und ſie lautet im Originale wie folgt: „Nous avons voulu et consenti par edit perpetuel et irrévocable, que notre très-cher et amé fils François, dauphin de Viennois, soit dès à présent declaré roi très-chrétien de France, et comme roi, couronné, oint, sacré, et qu'il soit à lui seul, comme à vrai roi, obéi.“ —

Chateaubriant, mit t, ist die richtige alte Schreibart, die Gräfin wird nirgends anders, und die Stadt Chateaubriant noch heute so geschrieben. —

— Die Familie Budé ist der Reform wegen später ausgewandert nach der Schweiz und nach Deutschland. Die Schweizer Linie führt noch den alten Namen, und Voltaire's Besitzung Ferney unweit Genf gehört jetzt einem Grafen Budé; die deutsche Linie hat nach damaliger Art ihren Namen lateinisch gemacht und heißt Budäus oder Buddeus. —

— In der Kirche des Mathurins zu Chateaubriant sieht man das Grabmal der Gräfin Françoise mit ihrem Bildnisse in Marmor, errichtet, wie es heißt, von ihrem Gemahle. Darauf steht Folgendes geschrieben:

Epitaphe

✝

F. F. 1525 F. F.

Peu de telles.

Prou de moins

Sous ce tombeau git Françoise de Foix,
De qui tant bien chacun voulait en dire
Et le dissant onc une seule voix
Ne s'avança d'y vouloir contre dire.
De grand beauté, de Grâce, qui attire
De bien savoir, d'intelligence prompte,
De bien d'honneur, et mieu que ne raconte
Dieu éternel richement L'étoffa.
O Viateur, pour Tabreger le compte
F. F. Cy git un Rien, La où tout triompha. F. F.

Point de plus

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

Heinrich Laube's

gesammelte Schriften

in 15 Bänden.

4. Band.

Französische Lustschlösser.

1. Band.

Wien, 1876.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Französische

Luftschlösser.

Von

Heinrich Laube.

In zwei Bänden.

I. Band.

Wien, 1876.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Digitized by Google

Inhalt.

		Seite
I.	Fontainebleau	1
II.	Chambord	87
III.	Eu	169

I.

Fontainebleau.

1.

Wollt Ihr die Leiden der Menſchen verſtehen, ſucht ihre Freuden auf, geht ihren Freuden nach: Hinter den goldenen Pforten, neben den kryſtallenen Fenſtern und Spiegeln liegen zuſammengeſchobene Schatten. Dieſe dunklen Striche, dieſe körperloſen Schatten ſind nichts Selbſtſtändiges, Ihr könnt ſie nicht faſſen und greifen, Ihr könnt nicht nach ihnen ausgehen, ſie ſind nirgends allein. Aber ſie ſchlüpfen auf Euren Leib, in Eure Taſchen, in Eure Bruſt da, wo Ihr vorüberwandelt, ohne ihrer zu denken. Die Leiden der franzöſiſchen Könige, dieſe Leiden um den Verluſt einer Welt, Ihr findet ſie nicht im volksſtolzen Paris, nicht in dieſer fragloſen Gleichheit, die in der Straße, im Salon, im Schloſſe herrſcht, nicht auf dem Grèveplatze, der ſeit dem Blutregen oft wieder gepflaſtert iſt, Ihr findet ſie in der gebrochenen Stolzeinſamkeit der franzöſiſchen Luſtſchlöſſer. Da ſind die alten ſelbigen Wälder, der alte ſelbige Schmuck, da ſind die Springbrunnen, die Statuen, die Wappen noch alle, dort iſt der Schatten echt, der auf Euch ſchlüpft. Es iſt der wahrhaftige Schmerz der Könige von Frankreich.

Es hat ein Maler einſt geſagt: Wenn ich einen Menſchen malen will, der auf das Schmerzhafteſte ſchluchzt und weint, ſo male ich ſein Geſicht, wie es in vollem Lachen ſich ausnimmt. Zwei, drei kleiner Striche braucht's dann nur, und es ſtellt ſich das inbrünſtigſte Elend dar.

Und die Schlöſſer ſuchend, finden wir denn auch das Land Frankreich, wir können ihm nicht ausweichen, und es ſteht uns dann eine Antwort zu auf die Frage: iſt denn ganz Frankreich in Paris? Und zwiſchen Freuden und Schlöſſern und mannigfacher Landſchaft und Begebenheit entſtehen uns die Hauptfiguren der Landesgeſchichte heimlicher, vertrauter und inniger als zu Paris, wo ſie nur im Putz erſcheinen.

Brauſendes Paris, wie betäubſt du zuerſt, wie zerſtreuſt du dann, wie lockſt du endlich, wenn man des Abends die Boulevards entlang ſchreitet! Tauſend Gaslichter flimmern und lecken hinauf in die Kronen der Bäume; der Sterne und eines Himmels ſpottend, deſſen Niemand gedenkt; lau ſtreicht wie Liebesathem die mäßige Sommerluft; jedes Haus, jedes Haus flimmert im Sonntagsſchmucke der prächtigen Waaren und Stoffe, die alle verführeriſch ausgelegt ſind wie die Reize der Nymphe; die Menſchheit trödelt und ſtrömt lachend und ſicher, und überall hüpft dieſe Tänzerin unter den Sprachen, dieſes eilige, pikante Franzöſiſch umher; die Verkäufer unnützen Krams und von Literatur aller Art ſchreien, die Griſetten, die Kinder der beweglichen Freude, necken, die Gamins treiben ihre Poſſen, es iſt Leben und Glück und ſichere Leichtigkeit, wohin man ſchaut. Glückliches Land, fröhliches Frankreich! denkt man. Aber man iſt noch etwas wüſt von dem raſtloſen, von dem toſenden Treiben, man iſt noch fremd und noch empfindlich, man denkt: eine Fahrt auf das Land, in die ſtille Provinz ſoll dir wohlthun, man biegt in eine der vielen Straßen ein, die vom Boulevard alle nach der Seine führen. Fontainebleau! Ja, dahin gehen Abends um Zehn die Poſtwagen, mit der aufgehenden Sonne iſt man am Eingange des berühmten Waldes von Fontainebleau. Man wählt Fontainebleau. Wenn man eine Viertelſtunde abwärts nach der Seine gegangen, und in den ſich kreuzenden Straßen etwas irre gegangen iſt, da kommen enge Gaſſen, es wird düſterer, es wird ſtiller. Auf eine Kirche ſtößt man, die eng hinter Häuſern verſteckt iſt, man wird gewahr, daß der Mond am Himmel ſteht und an dieſer verſteckten Kirche

ein prächtiges Portal beleuchtet. Es ist die Kirche des heiligen Eustachius, eines Mannes, der mit dem heiligen Dionysius, Martinus, Antonius, Marcellus und Honorius wichtige Punkte von Paris benennen hilft. Das Heiligenzeichen, das St., ist überall an den Pariser Ecken noch geblieben, die St. Denis, St. Honoré, St. Martin, St. Antoine, St. Marcel sind noch in aller Welt Munde, heilig, heilig! die Leute übersetzen sich das St. hier nicht, wie es die deutschen Besucher thun, St. heißt Saint, was mehr? Wir sprechen viel weniger in Deutschland und vielleicht deshalb sind die Worte noch nicht so abgegriffen, noch nicht so um den vollen Goldwerth gebracht, und beim Worte „heiliger Christ" empfinden wir noch jenen wunderlich gemischten Schauer. Schauer! Das Wort ist unbekannt in Paris, just diese Heiligen-Straßen sind die Hauptschauplätze des Bürgerkrieges, just diese Heiligen-Namen umschließen das Paris der Emeuten, der Barricaden; von St. Antoine bis zum St. Denis ist stets das Hauptschlachtfeld; aber die Heiligen sind durchaus gleichgiltig dabei, nicht einmal der alte National-Schlachtruf „St. Denys!" kommt als Nationalreiz irgend einem heutigen Kämpfer in den Sinn. Was St. Denis und Montjoie! Das ist alles vergessen, das steht unbekannt hinten in nächtlichem Schatten der Geschichte, man ist modern.

Dergleichen Gedankenschweife bringen in Paris immer zu Wege, daß man in lebhaften Straßen gestoßen, getreten, erschreckt, von Wagen und Pferden bedroht wird, und nächtlings in der Gegend von St. Eustache verirrt man sich in dem Gassengedärm und kann in bedenkliche Hände fallen. Geräth man mit der Nachfrage an einen Mann von der echten alten Bourgeoisie, der in weißen Hemdsärmeln und weißen Pantalons an der Thüre steht, o, dann ist man wohl berathen. Paris ist gar reich, und nicht blos die Stadt der Bewegung, und diese Leute der Bourgeoisie sind auch nicht die Epiciers, nicht die feisten Gewürzkrämer des Constitutionel, nicht die Sprecher der Nationalgarde, sie sind unberührte idyllische Figuren der großen Stadt, der Grundstock und die Garantie, daß ein Paris und ein Frankreich bestehen wird

immerdar. Sie ſind wie der Meeresgrund dieſer Stadt: wenn es auch oben tobt, da unten iſt ein gleicher, klarer Waſſerſtrom, und der Schaum und die Springfluth Europas, die Revolutionärs von Profeſſion, welche durch die Straßen dieſer Bourgeoiſie brauſen, ſie ſind ganz andere Franzoſen! Sie ſind die bekannten, und das Ausland könnte glauben, die Bourgeoiſie exiſtire gar nicht mehr, Alles ſei exaltirt, paſſionirt oder raffinirt. O nein, die Bourgeoiſie exiſtirt in der Stille der Häuſer und Straßen, und nicht blos im Quartier latin, in allen Theilen der Stadt. In der Gegend von St. Euſtache weiſt der Bourgeois freundlich-ernſthaft den verirrten Fremden zurecht, und zeigt ihm nebenher die Stelle, wo in dieſem Straßengewinde Heinrich der Vierte zu Schaden kam, als ſein Wagen wegen Stockung der Communication halten mußte, als Ravaillac den Moment benützte, auf das Rad des Wagens ſprang und dem König das Meſſer in den Leib ſtieß. Der Bourgeois zeigt das gern, denn Heinrich IV. iſt für den franzöſiſchen Bourgeois der liebſte König. Der heutige Ausdruck „Bürgerkönig" hat eine ganz andere Schattirung, und berührt näher die Spezereihändler und die Materialiſten und die Redner der Nationalgarde als den alten Bourgeois. Dieſer iſt einfacher, ritterlicher, dem Gedächtniſſe Heinrichs entſprechender, es fehlen ihm Nachtheile und Vorzüge moderner Art, er verehrt das Bild eines ritterlichen Bürgerkönigs, ohne gegen einen modernen Bürgerkönig etwas einzuwenden. Er kennt auch Heinrich IV. nur, wie ihn die Sage überliefert hat — mein Gott, wie viel Ewigkeiten ſind in Paris zwei Jahrhunderte!

Der Fremde indeſſen, dem der Bourgeois die Stelle der Mordthat und den Weg auf den Quai der Seine weiſt, vergißt über dem Andenken an jenen Mord ſeines Führers, er dankt ihm kaum: hinter ihm liegen die ſchimmernden Boulevards, hier in den dunklen Gaſſen ſtellt ſich das Gedächtniß jenes großen Mordes vor ihn, und eben tritt er an die ſteinernen Ufer der Seine. Da flimmern wieder Lichter, aber ſtiller, gedämpfter, der Strom trennt, der Menſchenlärm iſt beſchwichtigt, und wenn auch noch

Lampenſtrahlen neben den Sternen auf dem Waſſer ſchaukeln, das Waſſer, ein einiges Element, übt ſeine elementariſche Macht: der beſtürmte deutſche Menſch athmet auf, und ſchreitet gedankenfreier über den Pont neuf. Warum? Er iſt auf der Brücke, über dem Waſſer, im vollen Mondſchein, und damit ſeiner heimatlichen, das heißt der Welt ſeiner Poeſie näher.

Hier auf dem Pont neuf ſteht die Reiterſtatue Heinrichs IV. Die Brücken von Paris ſind ein begründeter Stolz dieſer Stadt. Als Margarethe von Burgund noch in der Tour de Nesle ihre Liebesorgien feierte, als man noch ein Kreuz ſchlagend am Ufer der Seine entlang ſchlich, wenn man nächtlicher Weile Licht erblickte in dieſem ſchwarzen Gebäude, als noch jedesmal am Morgen nach ſolcher Nacht die Wellen der Seine den Leichnam eines ſchönen Edelmannes hinabſpülten nach Sèvres zu, damals blühten die Fährleute noch an der Seine, und Kähne trugen von einem Ufer zum andern die Geſchäftsleute. Paris hatte noch nicht ſeine Flaneurs, wie es jetzt ſeine Schlenderer nennt, die gedankenlos oder Gedanken ſammelnd umherſtreichen über die Boulevards, über die Quais, über die Brücken. Wie weit dahinten in der Nacht liegt dieſe Zeit der hauptſtädtiſchen Unſchuld! Von Paſſy bis Bercy, welch' ein Diadem von ſchönen Brücken. Wäre nicht am Eintritt der Seine die Brücke von Bercy, ſo bezeichneten die beiden ſtolzeſten und uns verhaßteſten Namen den Gruß und den Abſchied der Pariſer Seine: die zweite Brücke nämlich, wenn man von Fontainebleau herabgeſchwommen kommt, iſt die Brücke von Auſterlitz, und die letzte, wenn man hinabſchwimmt nach St. Cloud und St. Germain, iſt die Brücke von Jena. Blücher war über dieſen Namen ſo ergrimmt, — und wer mag's ihm verübeln! — daß er dies ſchöne Bauwerk in die Luft zu ſprengen befahl. Talleyrand, um dies zu verhindern, erklärte, daß er ſich lieber ſelbſt darauf ſtellen, als dies zugeben wollte. Blücher nahm dieſe rhetoriſche Form eines Mannes, der die Opfer nicht liebte, wörtlich und erwiderte: es wird mir ſehr angenehm ſein. Man ſagt, Alexander habe dem Diplomaten dieſe mißliche Probe erſpart.

Auf den Boulevards, wo ſie bergig werden, bei dem Thore von St. Denis und St. Martin, und auf einigen Brücken, beſonders dem Pont royal und Pont des arts hat Paris einen höchſt maleriſchen Anblick aufgethürmter Steinmaſſen, und gemahnt mit ſeinen hohen, giebelloſen, ſchornſteinbeſäten Häuſern ganz und gar an ſtolze Städte des Südens. Wie dunkle Feierlichkeit ruhen ſtets im Hintergrunde auf der Inſel, dem älteſten Paris, die breiten, ſtumpfen Thürme von Notredame. Nachts, auf dem Pont neuf, den Heinrich baute, unter der Bildſäule dieſes von aller Welt genannten Henri quatre erregt es lange Gedanken, wenn man hinabblickt auf dieſe Inſel, auf das lateiniſche Viertel, den geſchichtlichen Anfang dieſer Stadt, wo jede Spanne Raum ein geſchichtliches Factum erlebt hat. Denn dies iſt der Reiz von Paris: alle Tage in neuer Beleuchtung an die Geſchichte Europas erinnert zu ſein.

War es nöthig, denkt man neben dem erzenen Reiter, war es unerläßlich, Heinrich von Bearn, daß du deine proteſtantiſche Meinung dahin gabſt, um mit dem Oele des heiligen Dénis geſalbt zu werden? Denn dies iſt das Moment, von welchem aus die große Entwickelung Frankreichs ſo krampfhaft, ſo gewaltſam, ſo erſchütternd für ganz Europa wurde. Das Temperament eines jungen Mannes, der in den Pyrenäen Raubvögel ſchoß, der Eindruck, den ſein Lehrer des Breviers auf ihn machte, vielleicht eine einzelne Erinnerung an eine geheimnißvolle Stunde im Pyrenäenthale, dies beſtimmte den Gang europäiſcher Geſchichte in unermeßliche Fernen der Zukunft hin.

Warſt du ein hartnäckiger Huguenot, Heinrich, wie mancher deutſche Wanderer käme nimmer zu dir auf den Pont neuf, denn dein Mangel an Hartnäckigkeit, dein leichter Sinn hat Frankreich und Frankreichs größte Gedanken zu uns tief in die nordiſchen Kieferwälder, und uns ſo zahlreich nach Paris gebracht.

Dies iſt Paris: ein halbſtündiger Weg von den Boulevards bis an die erſte Straße jenſeits der Seine iſt in einer halben Stunde

nicht zu beſchreiben, überall muß man ſtille ſtehen und betrachten und bedenken.

Jenſeits des Pont neuf beginnt eine ganz andere Stadt: der Luxus des faſhionablen Paris verſchwindet, die Cafés führen kein Eis, und wer Wohnungen und Einkäufe ſucht, der findet die Preiſe beſcheidener. In einem kleinen Hofe der Rue Dauphine beſteigt man die Kutſche, die allnächtlich nach Fontainebleau rollt. An den Quais nach Südoſten zu geht eine Zeitlang der Weg dahin, man ſieht das kleine ſtille Todtenhaus am Ufer, die Morgue, dieſen ſo nützlichen und ſo ſchrecklichen Gaſthof der Todten, dieſes Rendezvous der Leichenromantik. Dies kleine großſtädtiſche Etabliſſement, dieſe Adreſſe der Todten trägt gewiß mit Schuld, daß die franzöſiſche Romantik mitunter ſo grauenvoll geworden iſt. Ein Publicum, das hier täglich in der Wirklichkeit einen ſchrecklichen Romanſchluß aufſuchen kann, verbraucht im erfundenen Romane die ſtärkſten Ueberraſchungen. Anfangs iſt die Morgue nur für die Opfer der Seine geweſen. Wenn Jemand vermißt wurde, ſah man in der Morgue nach, ob er im Fluſſe verunglückt ſei. Seit es aber in Paris ſo zahlreiche Gelegenheit gibt, zu verunglücken, hat die Seine ihre Hauptrolle eingebüßt, und bei großen Todtenfeſten, bei Emeuten und Revolutionen iſt dies kleine Haus ein gar beſuchtes Schlußtheater, man macht Queue wie vor der italieniſchen Oper, um von einer Todesgewißheit überraſcht zu werden. Es iſt ein kleines Haus des bloßen und des entſetzlichen Schreckens, und der Mann, welcher neben dem Leichenzimmer wohnt, ſtets neuer Kunden gewärtig, verſieht ſein Amt ruhig und kaltblütig wie der Paßcommiſſarius, liebt und haßt wie jeder Andere, ißt und trinkt, kann überraſcht werden durch ſeine Geliebte, durch ſein Kind, bleibt ein Menſch. Das Alles kann der Menſch!

So denkend iſt man tief hineingerathen in das kleine Gekrös des lateiniſchen Quartiers, wo alle Straßen noch eng, als läge die Stadt im tiefſten Süden, wo, ganz urſprünglich pariſiſch, jeder Rinnſtein noch mitten durch die Straße läuft, wo jenes

ewige Kothtalent Pariſer Gaſſen in ſtiller Feuchte gedeiht, um deswillen die Römer den Ort Lutetiae genannt hätten. Der Erdboden von Paris iſt offenbar ein leiblicher Vetter vom Halliſchen: ein leichter Sprühregen genügt für Paris wie für Halle, jene echteſte Maria-Farina-Miſchung zu erzeugen, welche man Straßenkoth nennt. Aber dieſes enge Quartier der Lateiner hat etwas Zutrauliches. In vielen abgelegenen Straßen von Paris iſt man jetzt des Lebens, wenigſtens der Uhr und Börſe nicht mehr ſicher, dergleichen fällt alle Wochen vor, und der Engländer reiſt um deswillen nicht mehr nach den Appenninen. Die Zufriedenen nennen das ein unvermeidliches Uebel der großen Stadt, oder eine Folge der neumodiſch ſocialen Theorien, welche die Begriffe über das Eigenthum verwirrt hätten; die Unzufriedenen ſchieben es auf ſchlechte Polizei und Regierung, und beſchwören, daß unter dem nächſten Regimente all ſolche Bedürftigkeit aufhören werde. Je größer die Stadt wird, deſto mehr Erklärungstheorien werden nöthig ſein: Man vergißt, daß Paris bereits ſo viel Menſchen auf einem Haufen beſitzt, wie ein deutſches Königreich dritter Claſſe auf ſo und ſo viel Quadratmeilen, und hier auf dem Haufen ſind's eitel raſche, heftige, heftig-begehrende Franzoſen.

Das Alles gilt nicht vom lateiniſchen Quartiere, da iſt man bedürftig, aber ehrlich, es iſt Atmoſsphäre der Wiſſenſchaften, und wo eine ſolche weht, da gibt es wol Mangel, aber ſelten Gewaltſamkeit. Die Wiſſenſchaft wirkt ehrlich auch auf den Zuſchauer, der nichts weiß; er ſieht Schätze anderer Welt vor ſich, das hebt ihn, anderer Geltung, anderen Curſes wenigſtens, das entringt ihm den Maßſtab des ordinären Tages und Beſitzes. — Aber jenſeits Latiums in Paris kommen noch weite, wüſte Strecken der Stadt, das Café iſt ſchon lange zum Eſtaminet geſunken, nun ſinkt es zum Cabaret, zur einſamen Kneipe, die Stadt dauert ſo lange, daß man ihrer in dieſer gleichgiltigen Ausdehnung ſatt wird, und die Barrière herbeiwünſcht. Hier iſt denn gewiß eine Promenade nächtlicher Friſt nicht ohne Gefahr, und die freie Landſtraße

dürfte ſicherer ſein, als ſolch' ein ödes Pariſer Viertel. Hat doch hier eine Diligence etwas von einem Räuber-Rendezvous: alle Augenblicke tritt ein Blouſenmann — in Paris der gefürchtetſte Name — aus einem Winkel hervor, winkt und feſſelt damit die Pferde, und ſteigt auf die Wagendecke hinauf, welche ſie — pathetiſch oder ſpöttiſch? — die Imperiale nennen. Den Gedanken an Herrn von Nagler, das verblichene Bild eines blinden Paſſagiers, vergißt man ſchon im lateiniſchen Quartiere, denn faſt jeder Gewürzladen ſcheint ein Bureau zu ſein, das einen oder mehrere Paſſagiere aufbewahrt und nun eiligſt aufhockt. Draußen unweit der Barrière überſteigt das die ausſchweifendſte deutſche Phantaſie von blinden Paſſagieren, die Blouſen fallen wie Heuſchrecken ſchwarmweiſe an die Riemen des Verdecks und kriechen auf die Imperiale. Es gibt ein Sprichwort: Paris iſt der Himmel für die Frauen, das Fegfeuer für die Männer und die Hölle für die Pferde. Das Sprichwort gilt für ganz Frankreich.

Endlich erſcheint die Barrière, aber deshalb noch nicht die geräuſchloſere deutſche Chauſſee, nach welcher ſich ein deutſches Ohr und Nervenſyſtem ſehnt, denn der Pariſer Eindruck iſt zuerſt Getöſe und Getöſe, und eben um dieſes Getöſe einmal los zu werden geht der Deutſche in den erſten Tagen nach Fontainebleau. Aber was er vielleicht auf der Reiſe bis Paris nicht bemerkt hat, deſſen wird er jetzt mit Schrecken inne, daß nämlich die meiſten franzöſiſchen Heer- und Landſtraßen gepflaſtert ſind wie die Straße der Stadt. Deutſche Chauſſee kannte man lange gar nicht: wo nicht Pflaſter war, da war nur unſicherer Feldweg, und der incomfortable Franzos iſt im Stande, unſere ſanften Chauſſeen gar nicht als ordentliche Straßen anzuerkennen, weil ſeine viereckigen Pflaſterſteine und der ununterbrochen harte Spectakel fehlen. Daß man ſchreien muß, wie in Paris, um eine Unterhaltung zu führen, daß man Nerven hat, bemerkt er gar nicht, und das engliſche Wort Comfort, das deutſche Behaglichkeit überſetzt er mit „Divertissement“. Neurer Zeit haben ſich denn in manchen Provinzen auch unſere Chauſſeen eingeſtellt, eine außer-

ordentliche Annehmlichkeit zu dem Reichthume an Heerſtraßen, den Frankreich beſitzt.

Endlich weht die friſche Luft des freien Feldes ins Coupé, dieſer ſättigende getränkte Dunſtkreis von Paris — man hat bekanntlich in Paris weniger Hunger als anderswo — liegt unten im Seinethale. Was iſt das? Hundegebell, hohe Mauerſchatten bei der unſichern Nachtbeleuchtung? Da ſchläft abgeſondert le Bicêtre, dies Haus, oder richtiger dieſe kleine Stadt, wo ſo viel Unglückliche wohnen. Sie ſind ausgeſtoßen aus dem Lebensmittelpunkte der Welt, aber ſie haben friſche Luft und einen ruhigen Schlaf vor Wagengeraſſel. Gott gebe ihnen ein gut Gewiſſen dazu, und mancher Pariſer kann ſie beneiden. Wie deutſch! Gut und ſchlecht Gewiſſen ſtärkt und frißt nur in Deutſchland, der Pariſer hat keine Zeit dazu. Ganz ernſtlich, der Lärm iſt viel zu groß, des Geſchäfts und Geredes iſt zu viel, als daß Jemand Zeit und Anlage hätte für dies ſtille Inſtitut, das man in Deutſchland Gewiſſen nennt. Es iſt durchaus franzöſiſche Art, darauf hinzuarbeiten, daß ein artiges, meiſt nur ein artiges Vermögen es möglich macht, ſich zurückzuziehen, und von der Rente zu leben. Deshalb arbeitet, ſchafft und rafft der Franzoſe bis in die vierziger Jahre ſo raſtlos, ſo blind, ſo geradeaus, daß man ſich nur beim Rentier nach dem erkundigen könnte, was wir Gewiſſen nennen. Der Rentier aber thut nichts mehr, nichts Gutes, nichts Schlechtes, er hat ſich ſelbſt abſolvirt. Kurz, es läßt ſich da nirgends ein Gewiſſen anbringen. — Die Ueberzeugung nimmt man übrigens mit aus Paris, daß vielleicht in keinem Ort der Welt ſo unermüdlich gearbeitet wird, als in dieſer Stadt des leichten Sinnes und des Vergnügens.

Digitized by Google

2.

Ich erwachte mit der aufgehenden Sonne, die auf den grünen Wald von Fontainebleau fiel. Mit hohen Bäumen, wie eine bestellte grüne Mauer sondert er sich vom Felde und von der übrigen Landschaft. Es ist dies dieselbe Stelle, wo einst die Hofleute Franz des Ersten dem deutschen Kaiser Carl V. entgegenzogen in fantastischen Götter- und Nymphenkleidern, was sich diesem gesetzten Manne gegenüber thöricht genug ausnimmt; dieselbe Stelle, bis wohin Napoleon 1804 dem Papste entgegenfuhr. Am sogenannten Kreuze des Saint-Hérem hob er den heiligen Vater in seine Carrosse, setzte ihn zu seiner Rechten und begann nun jene langen Unterredungen, denen zunächst eine Krönung in Notredame und später eine Haft in Fontainebleau folgte. Das erste Mal, 1804, war es tiefer Herbst, Novemberwetter, aber die Zeit war grün für den heiligen Vater, ein Kaiserthumscandidat, der die Kirche anrief, saß neben ihm. Das zweite Mal, 1812, war es warmer Juni, aber der Papst war schon drei Jahre lang von Ort zu Ort geschleppt worden, vom Vatican nach Florenz, von Florenz nach Turin, von Turin nach Dijon, von Dijon nach Savona, und von da kam er, ein alter, leidender Mann, in diesen Wald des Nordens, und ein Gendarmen-Obrist saß diesmal an seiner Seite.

Solchergestalt eilen geschichtliche Scenen dem Besucher Fontainebleaus entgegen, man erwehrt sich ihrer kaum, um unbefangen zu sehen, wie denn dieser Ort in seiner einfachen Wirklichkeit beschaffen sei. Die Straße ist majestätisch breit, wie alle französischen Landstraßen, die Buchen und Eichen, besonders die Buchen, sind stattlich hoch, ich war des schönsten Waldes gewärtig und voller Freude über die Morgensonne, die so günstig ihre Lichter und Strahlen warf in die licht- und dunkelgrünen Schatten. Ein Linien-Regiment kam daher gezogen, ohne Sang und Klang,

aber in jener bequemen Manier des Militärs in Frankreich, die uns anfänglich auffällt, und nach wenig Monaten natürlich und passend erscheint für anstellige Leute. Die blitzenden Bajonette, die lichtgrauen Ueberröcke, die rothen Hosen, der gallische Hahn auf den Czakos, groß und gelb schimmernd, nahmen sich malerisch aus auf dem dunklen Waldesgrunde. Als dies Zwischenspiel vorüber war, trat die Waldesstille ein. Die Waldesstille? Ich wußte mir's nicht zu sagen, es war todtenstill, aber nicht still wie in unseren Wäldern, wo man immer ein leises Gebären der Schöpfung zu hören glaubt, nein, hier war es todtenstill. Das Terrain wurde hügelig, man sah bauschige, bewachsene Thäler, und ferne Hügelzüge, immer bewachsen und hie und da mit Steinblöcken bedeckt. Ich erinnerte mich, daß der Wald sieben bis acht Lieues im Umfange haben soll, und freute mich auf diese seltene Erscheinung in Frankreich, wo man Wälder für das Gegentheil von Civilisation hält und Waldeinsamkeit für Leere und Langeweile.

Sieben bis acht Lieues sagen die Leute in Fontainebleau; die officiellen Beschreiber, deren Zahl gedruckt wird, sagen fünfundzwanzig Lieues, alles von Büschen dazu rechnend, was sich nah oder fern findet. Sie berufen sich aber auf die Grenzpflöcke, 1050 an der Zahl, die unter Ludwig XIV. ringsum gesetzt worden sind.

Es geht bergab, und die Häuser von Fontainebleau erscheinen, immer voraus die Zollstätten, l'Octroi, wodurch jede größere Stadt ihren Zutritt prosaisch macht. Der Ort, ziemlich ausgedehnt und von achttausend Menschen bewohnt, die breiten Platz haben, erschien leer und todt. Aber es war noch früher Morgen, das konnte sich ändern. Ich nahm ein Cabriolet, um mich wieder hinausführen zu lassen auf all die berühmten Kreuzwege — Carrefours — Jagdrendezvous und Waldplätze, denen dieser und jener König den Namen gegeben. Vom Schlosse bemerkte ich nichts. Es liegt mit dem Orte in einer breiten Waldestiefe, und wenn man nicht zufällig die Eisengitterseite des Hofes gewinnt,

welcher „Hof des weißen Roſſes“ heißt, ſo wird man des Schloſſes nicht gewahr. Es präſentirt ſich nirgends, ſelbſt dann nicht, wenn man es geſucht und gefunden, und wenn man nach einem Hauptanblicke ausgeht. Coquett oder ſchüchtern oder ungeſchickt zeigt es immer nur Seiten und Stücke.

Der Reiz des Waldes iſt für den Einſamen, er läßt ſich nicht zeigen wie eine Merkwürdigkeit, er läßt ſich nur finden, und Jeder findet einen anderen. Dafür iſt der Franzoſe und die franzöſiſche Sprache nicht gemacht. Jener betrachtet Alles unter voraus beſtimmten Kategorien, und iſt darum ein Held der Bureaukratie, der Centraliſation — dieſe hat nur für Fertiges eine Bezeichnung, Neues, was nicht unter ihren Händen ergrauen kann, verdirbt ſie, denn ſie hilft nicht ſchaffen, ſie hilft nur bezeichnen, und, im Herzen proſaiſch, hilft ſie nur proſaiſch bezeichnen. Allerdings bezeichnet ſie aber auch aus dieſem Grunde, wie ihre Tante, die lateiniſche Sprache, unzweideutiger, als ſonſt eine Sprache. Das Ins dort, die Diplomatie hier ſind wohlgeborene Kinder. — Aber wie nimmt ſich dieſe franzöſiſche Art aus, wenn ſie ſich in die poetiſchen Bereiche eindrängt, wo eben der Reiz im Unberechneten ruht, wenn ſie ſich zu Cabriolet mit Euch in den Wald begiebt, und bald hier vor einem Baume ſtill hält, bald dort vor einem Steinhaufen, ſtattlich recitirend: dies iſt das Bouquet des Königs, jenes iſt der weinende Felſen!

In der erſten Viertelſtunde nämlich von Fontainebleau aus bewahrt der Wald das ſtattliche Anſehen, das hohe Buchen gewähren, und einer der ſchönſten Bäume, der ſich frei aufſchießend oberwärts in zwei Stämme theilt, heißt denn das Bouquet des Königs. Bald dahinter bemerkt man, daß die Figuren hohen Holzes nur auf der Pariſer Seite noch ſtreckenweiſe vorherrſchend ſind, daß nach den andern Gegenden hin weit, weit überwiegend höheres oder niederes Strauchholz den Wald bildet. In den Jahren 1793 und 94 hat Paris maßlos in Fontainebleau ſchlagen laſſen. Dieſes Faßreifenholz beugte meinen Muth gar ſehr danieder, und ich bemerkte nun auch, daß wir in einem tief

ſandigen Boden dahin trödelten, und daß von den gerühmten Felſen nichts zu erwarten ſtehe als dürftiges Sandſteingebilde. Dieſer weinende Fels — rocher, qui pleure — iſt denn auch ein ganz unbedeutendes Lager einiger Sandſteinblöcke; an dem einen tropft von Minute zu Minute ein Tröpfchen Waſſer, ein Tröpfchen in voller Wahrheit des Ausdrucks. Um mir alſo nicht durch dieſe kindiſche Rhetorik allen beſſeren Eindruck vernichten zu laſſen, entledigte ich mich aller franzöſiſchen Führung. In der Nähe dieſes traurigen Steins iſt eine Jägerwohnung, wo man ſich nothdürftig unterrichten kann. Sie iſt einſt ein kleines Kloſter zufriedener Mönche geweſen, und der einſame Jäger hat hier einen friſchen Trunk und eine Meſſe gefunden. Jetzt findet man nur den Trunk und die dürre Nachricht, daß es mit der Jagd in dieſem Walde vorüber ſei. Der kleine noch übrige Reſt von Wildpret iſt ausgerechnet und zugezählt wie beim Winkelbäcker die Semmel. So iſt es faſt in ganz Frankreich, dies Vaterland ritterlicher Jagd iſt dieſes Schmuckes beinahe ganz entkleidet. Man hat es hier nicht begriffen, daß Beſitz und Recht des Ackerbauers geſchützt und geſichert ſein kann auch ohne maßloſe Ausrottung des freien Thiers, deſſen Verfolgung ſo tief in die intimſten Reize der Natur führt, deſſen Bekriegung ſo reizend übt, deſſen Fleiſch lieblicher und geſünder iſt als irgend ein anderes.

Traurig ſtrich ich durch das niedrige Holz, das mir nun ſeines dramatiſchen Lebens beraubt war, und ſuchte eine Höhe zu gewinnen. Ich gewann ſie, und labte mich am weiten Blicke auf die ſtillen Waldthäler, die ſich öſtlich hinüberziehen nach der Champagne zu. Sie ſind nicht ſo friſch und ſaftig wie im feuchteren Deutſchland, die Wieſen fehlen, wo in ſo früher Morgenſtunde der Hirſch und das Reh heraustreten und ſich ſonnen, aber ſie übten in ihrer ſtillen Weite doch ihren Reiz auf den Wanderer. Wüſte Steinpartien dazwiſchen auf den Hügeln und auf der Tiefe erwecken die nachdenkliche Melancholie, dies Sinnen über die Erdexiſtenz, dem man ſich im Walde ſo dringend hingiebt. Es war in früheren Jahrhunderten eine Kriegsſtrafe, die

den Beſiegten traf, daß ihm der Wald bis auf eine ſchimpflich kleine Höhe niedergehauen wurde. Dies geſchah nicht aus ökonomiſcher Holzrückſicht; die Leute kannten den poetiſchen Zauber des hohen Waldes. Und ſo lag vielleicht neben dem ökonomiſchen Vorwande auch in den Revolutionen ein Inſtinct des Haſſes gegen die Vortheile der Ariſtokratie, daß man von Paris auszog gegen die königlichen Forſten, und das Wild und den Zauber des Waldes vernichtete. Nach der Juli-Revolution that man dies nicht nur in Rambouillet, wo man ſtatt des erwarteten Kampfes gegen Carl des Zehnten Truppen alles Wild niederſchoß, man kam auch hierher nach Fontainebleau gezogen und that desgleichen. Es iſt begreiflich, daß man einen beſchränkten Hirſchjäger, der ſo nebenher das tiefſte Intereſſe der Nation angreift, am Ende auch auf dem Terrain verfolgt, wo er gedankenlos ſeine Freuden geſucht. Viel trauriger iſt der Eindruck, den die erſte Revolution den alten Schlöſſern in der Provinz für immer aufgeprägt hat. Da ſind die geſchichtlichen Zeugniſſe zerſtört, weil man die Geſchichte haſſen und aufheben mußte, und es hat das Anſehen, als ob man in der Provinz, fern vom Mittelpunkte und Kerne des revolutionären Gedankens, in dieſen Nebenſachen viel eifriger und gründlicher zu Werke gegangen ſei. Paris begnügte ſich doch im Weſentlichen mit der Baſtille. Dies Denkmal ſchleifend hatte man der politiſchen Symbolik genug gethan. Jede Provinz aber hielt ſich für verpflichtet, etwas Baſtillenartiges zu opfern. Zweierlei tritt hierbei an den Tag: es iſt ein Irrthum manches deutſchen Hiſtorikers und der antirevolutionären Partei, daß die Revolution nur hauptſächlich in Paris gelebt habe, in den Provinzen aber unbedeutend geweſen ſei. Sie war von unermeßlicher Popularität und von innerlichſter Kraft auch in den Provinzen. Daß die entſchloſſenſten Fanatiker von da nach Paris zu pilgern pflegten, ſei gar nicht in Anſchlag gebracht, denn es iſt dies eine gewöhnliche Erſcheinung. Fern vom Schauplatze der That bildet ſich Alles ideal und phantaſtiſch zu übernatürlicher Größe. Aber außerdem erkennt man noch heute, daß alles wirk-

liche Leben der Provinz leidenſchaftlich an der Revolution gehangen habe.

Die zweite Erſcheinung hängt damit zuſammen, ſcheint aber von Hauſe aus all dieſen Stämmen eigen zu ſein, welche jetzt Frankreich bilden. Sie fühlen ſich nämlich von aller Geſchichte Frankreichs vor der Revolution wie durch ein unüberſehbares Meer getrennt, oder richtiger ſie fühlen es nicht mehr, weil ſie es ſind. Alles was jenſeits liegt, und was einmal in Erwähnung kommt, ein Sieg, ein großer Mann, ein großes Wort, das erſcheint nur einzeln, wie eine Tradition, wie eine Bemerkung, aber eine organiſche Folge ſucht und findet Niemand darin. Höchſtens wird es ungeprüft in den weitläufigen Begriff „la France“ geworfen. Und doch iſt die Geſchichte Frankreichs trotz der klaffenden Revolutionsſchlucht ſo ganz organiſch! Die Franz, die Richelieu, die Louis XIV. ſind die erſte lange Hälfte der Revolution, und die Revolutionsſitten wachſen auf in Paris wie ein Lebensgeſchäft: der Ligueur, der Froudeur iſt ein früherer Sansculotte.

Eben ſo iſt es mit dem geſchichtlichen Erbtheile der einzelnen Provinzen. Es iſt total vergeſſen und von dem weitläufigen Begriffe „la France“ verſchlungen. Sprecht an Ort und Stelle von Burgund, von der Normandie, der Bretagne, von Aquitanien, was erfahrt Ihr? Etwa ein ſpecielles Leben der Erinnerung, ein Seitenintereſſe der beſondern Landesgeſchichte? O bewahre. Ah, ja, ſagen ſie, ſo hieß es einmal — das iſt ihnen eine Curioſität ohne weitere Bedeutung. Sie haben keinen geſchichtlichen Sinn, und unſere Romantik iſt ihnen unbekannt. Dies erſchwert aller Dichtung das Leben in Frankreich und erleichtert alle Politik. Sie ſind nicht wie wir ein mannigfaltiges, intereſſantes Volk, ſie ſind eine gegenwärtige, ſtets zum augenblicklichen Handeln geneigte Nation. Sie haben kein Gepäck, und ſind darum ſo leicht zu bewegen, ſo ſchwer zu feſſeln, und haben darum eine ſo ganz andere hiſtoriſche Aufgabe als wir. —

— Ich hatte noch einen höheren Berg gefunden und ſaß auf Steinen, unter norddeutſchen Freunden, unter Kiefern, die

auf dem Hügelſande überall gedeihen, wenn nichts anderes mehr gedeihen will; nächſt der Birke die beſcheidenſten, gütigſten Bäume unſers Nordens. Die Sommerſonne lag feſt auf dem weiten Waldkeſſel von Fontainebleau, und dieſer Keſſelform verdankt die Gegend ihre berühmten Weintrauben, deren Krone die „treille du Roi“ am Schloſſe mit dem berühmten Gutedel — Chasselas. Wenn indeſſen die franzöſiſchen Statiſtiker von den Alpengewächſen der Berge und von den tropiſchen Pflanzen der Niederung ſprechen, die hier in geringer Entfernung von einander wüchſen, ſo gehört das ins Thema der unwahren Contraſte, das ſie bei aller Naturbeſchreibung ſuchen. Denn jener deutſche, jener Göthiſche Naturſinn iſt ihnen verſagt, welcher das Unſcheinbare oder das Charakteriſtiſche zu genießen weiß. Sie beſchreiben ihre „belle France“ faſt durchgängig falſch, dichten ihr Reize auf, die ſie nicht hat, und ſprechen von denen nicht, die ſie wirklich beſitzt. Ich kam mit dem Vorurtheile nach Frankreich, daß dieſer Ausdruck „belle France“ eine franzöſiſche Uebertreibung ſei — dieſes Vorurtheil wurde gedemüthigt, ich kannte noch nicht die Hälfte dieſes gewaltigen Körpers Frankreich, und mußte zugeſtehen, daß es ein geſegnetes, ein tief mächtiges, ein ſchönes Land ſei. Aber es iſt, wenigſtens für unſere Augen, eine andere Schönheit, als ſie in der franzöſiſchen Beſchreibung erſcheint.

Eben ſo hat dieſe ermattete Welt Fontainebleaus für uns andere Reize. Dieſer wechſelnde Erdboden, bald dürr, bald ſüdlich treibend, dieſe Todtenſtille, dieſer eigene Anblick der Stadt, wie er ſich mit den ſteilen Schornſteinen von der Waldhöhe bietet, dieſe weite Umgarnung mit grünem Laube, ſo daß die Stadt wie ein Jagdhaus erſcheint, dieſe trockenen Flächen, in welche der Wald ausgeht, dies Alles gibt uns ein intereſſantes Bild aus dem alten Gatinais. So hieß ſonſt dieſer Theil von Isle-de-France, als er noch von ſeinen Vicomtes beherrſcht wurde. Vielleicht iſt die Gegend nicht immer ſo ſtill geweſen. Hier nämlich entdeckte ich den Grund dieſer Todtenſtille. Es gibt keine Vögel. Man ſchauert im Walde vor einem ſolchen Gedanken, eine Welt ohne

Sang, ein Wald ohne Klang, ohne Vögel. Hoffmann hätte es bis dahin ausgeführt, daß auch kein Echo in dieſem Walde möglich ſei, daß die Franzoſen alles Beſte ſtets mit ſich herum trügen auf allen Gaſſen, Alles auf der Lippe, auf der Oberfläche, und nichts im Hintergrunde, ja, daß ihnen aller poetiſche Reſonanzboden, aller muſikaliſche Hintergrund fehle. Die armen Franzoſen! Bei allem Mangel, den wir entdecken oder andichten, beherrſchen ſie die Welt mit ihrer Sitte und ihrem Worte. Aber es iſt wahr, nicht blos in dieſem entzauberten Walde von Fontainebleau mangeln ihnen die Vögel, ganz Frankreich iſt arm daran. Man hat geſagt, die Franzoſen ſprächen ſelbſt zu viel, und hätten außerdem zu viel Katzen. Böſe Zungen! Frankreich hat allerdings Katzen in außerordentlicher Menge und Schönheit, ich bin ihnen oft auf dem Felde begegnet, wo ſie den Vögeln nachtrachteten, und ich habe nicht bemerkt, daß ihnen Jemand das verübelte. Man bemerkt bald, daß der Franzoſe die Jagd mehr wie eine raſche Zerſtörung als wie einen lieblichen, wiederkehrenden Krieg betrachtet. Deshalb iſt bei aller Vernichtung des Wildes das Raubthier noch viel mehr verbreitet als bei uns, in allen Theilen von Frankreich gibt es noch Wölfe, in den Pyrenäen noch Bären. Die franzöſiſche Phraſe über Deutſchland wäre gerade umgekehrt richtig. Wir haben, die wir nach franzöſiſchem Ausdrucke im Lande der Wölfe und Bären wohnen, wir haben keine ſolchen Beſtien, Frankreich aber hat deren noch in großer Zahl. Der gründliche deutſche Jäger, der ſich noch poetiſch vertieft in die Geheimniſſe des Waldes und des Thierlebens, er läßt das Raubzeug nicht beſtehen. Nur in der alten Pfalz zwiſchen Baiern und Böhmen ſoll es noch einige Beſtien geben, und das iſt ein vergeſſener Strich, der zwiſchen Altbaiern und Altböhmen liegt, wir können nicht dafür, ja es weiß bei uns ſelten Jemand davon; aber all unſere Wälder im Norden, die noch ununterbrochen dauern, auch wenn man Tage und Nächte hindurch fährt, ſie ſind rein von Wolf und Bär, und nur der intereſſante Fuchs, der keinem Menſchen was thut, findet ſich noch. Doppelt auffallend

iſt es in Frankreich, wo es gar keine eigentlichen Wälder mehr gibt — aber in Waldſtrichen von einigen Lieues Ausdehnung werden ſie des Wolfes nicht Herr. Daß ſelten ein Schnee, ein verrätheriſcher Spurſchnee über Nacht liegen bleibt vor dem milderen Klima, das mag dazu kommen zur franzöſiſchen Ungeduld im Jagen.

Man hat auch geſagt, die vorherrſchende Kalk- und Kreideerde durch Frankreich und der daher rührende bruſtbeſchwerliche Staub verjage die Vögel, er verderbe ihnen die Stimme. Ein alter deutſcher Muſikus, der in Paris lebt und allwöchentlich einmal den Kalvarienberg beſucht, erklärt allwöchentlich die Franzoſen für unmuſikaliſch, weil ſie die Natur nicht anzuſehen verſtünden, und deshalb ſeien auch alle Vögel aus dieſem vermaledeiten Lande fortgezogen, denn ſie brauchten wie jeder Muſiker Aufmerkſamkeit, Theilnahme und nach Umſtänden auch Beifall, der Franzoſe aber verſtünde ſie nicht, und gebe nicht Acht auf ſie. — Der alte Muſikus kann ſich indeſſen doch nicht von den Franzoſen trennen, und liebt ſie im Grunde doch, und ſie ſind auch im Grunde nicht ſo unmuſikaliſch, wie ſie von uns und durch ihre Sprech-Sprache gemacht werden. Es iſt dies Alles nicht die Wahrheit, aber wahr iſt es, und die Vögel fehlen. Die Auflöſung iſt: man ißt alle Vögel, alle, man ſchießt alle todt, und ſchont nur Krähe und Elſter.

Geſtehen muß ich übrigens, daß der Vogelgeſang ſchon im ſüdlichen Deutſchland abnimmt. Dies prächtige Süddeutſchland iſt ſonſt von der Natur ſo viel mehr begünſtigt als der deutſche Norden, hätte der Himmel ein Einſehen gehabt, dem Norden mehr und zahlreichere Vögel zu geben? Alte Leute in Baiern verſichern, ſeit einigen Jahren hätten die Vögel zuſehends abgenommen. Oder ſind vielleicht die Leute nur alt geworden? In Frankreich ſcheint's immer ſo geweſen zu ſein, man vermißt den Vogelgeſang nicht. Oder werden der Menſchen zu viel und werden die Vögel verſcheucht, wie der Dampf auf Eiſenbahnen und Flüſſen ſie verſcheucht, und wo ſoll das hinaus? Auf den deutſchen Schulen lehrt man, die Singvögel lebten nur in der gemäßigten

Zone, und wo die heiße anfinge, da würden die Vögel farbig und ſchön, und ſängen nicht mehr.

Und doch, wo die Geſchichte einmal ihre Gewänder ausgebreitet und ihren Sitz gehabt hat auf längere Zeit, da entweicht niemals ganz der Werdezauber. Solche Orte behalten immer die Inſchrift einer Werkſtatt Gottes, und ſei die Inſchrift auch noch ſo verwiſcht oder verwittert, ſie übt ihre Macht auf uns. Ich ſah von meiner ſonnigen Höhe unten in ſchwarzem Schatten eins jener Jagd-Rendezvous. Es kommen da Waldwege von mehreren Seiten zuſammen, es bildet ſich ein runder Raſenplatz, ein Steinhaufe mit zerfallendem Kreuze ſteht in der Mitte. Da iſt der prächtige Franz, der liebenswürdige Heinrich ermüdet vom Pferde geſtiegen, hat einen Trunk, einen Imbiß genommen, er winkt, und die Hörner rufen weithin durch den Forſt, daß Waffenſtillſtand eingetreten iſt für den Hirſch. Oft kommen von fern Kriegsboten oder Geſandte, denn der König iſt in der Herbſtzeit oft Wochen lang nur im Walde zu finden, ſie berichten, ſie fragen, ſie drohen, ſie bitten, und in der Waldeslaune zwiſchen Becher und Jagdhorn und Hunden wird regiert, oft friſcher als in den ſeidenen Zimmern.

Der Tag war zu hell, der Wald zu niedrig, um Sagen und Märchen zu erleben, obwol das wärmere Europa ſeine Sagen meiſt in gutem Wetter ſpielen läßt. Offen geſtanden, unſer ſchlechtes Wetter, das wir immer dazu nöthig erachten, macht ſie dafür auch intereſſanter. Hier in dem mittleren Frankreich ſind die Zeiten der Römer, der Gallier, der Franken viel mehr verwiſcht als an den Küſten des Oceans, es lohnt nicht der Mühe zu wiſſen, daß hier in der Isle-de-France und beſonders in der Brie und dem Gatinais an der Seine und Marne Senonen und Belgier gewohnt. Das iſt Alles ſpurlos in Franzoſen nivellirt. Am Ocean aber, wo keltiſche und germaniſche Völkerſchaften geſeſſen und eingedrungen, da hat ſich auch die Sage tiefer eingefurcht, und in der Normandie wiſſen ſie noch wie wir vom ſchwarzen Jäger, der nächtlings mit lärmenden

Hunden vorüberzieht, und der den Tod bringt, wenn man ihn anruft.

Wenn der weiße Mond auf den Waldgründen an Fontainebleau liegt, ſo ſieht man wol auf ſchwarzem Roſſe König Franz über die Höhen reiten, neben ihm die heitere poetiſche Schweſter Margarethe von Navarra, die Novellen erzählt, den ernſthaften Bayard, den ſchlecht gewachſenen Narren Triboulet, und eine Schaar Künſtler, die von Bauten und von ſinnlicher Pracht erzählen, die Schlöſſer erfinden und mit Italien und Griechenland prahlen. Der Zug geht lärmend und blitzend über die Hügel, man hört Gelächter und laute Rufe. Hier unten aber im dunklen Wege reitet König Heinrich auf dem ſeidenweißen Roſſe, das ihm ſtets die Maler geben. Er iſt allein, ſein Herz iſt verliebt wie immer, ſein Schenkel beſchleunigt fortwährend den Schritt des Thieres, ſeht Ihr ihn leuchten zwiſchen dem ſchwarzen Gezweige? Dort am Eingange von Fontainebleau ſteht ein einſames Haus, darin wohnt Gabrielle d'Eſtrées, die ihn erwartet.

3.

Man nennt Fontainebleau gern das älteſte Luſtſchloß in Frankreich, und hat doch ſo wunderliche Verſuche der Namensableitung angeſtellt, daß am Ende ein Jagdhund Franz des Erſten die Hauptrolle ſpielen muß. Es hätte alſo erſt im ſechzehnten Jahrhunderte ſeinen Namen bekommen, obwol ſchon von 1169 eine Charte Ludwigs VII. exiſtirt, mit der Unterſchrift „Gegeben öffentlich in unſerm Palaſte bei Fontene-Bleaudi". Unſere Philologen würden höchlich und mit Recht erſtaunt ſein über dieſe mangelhafte Ableitung vom Jagdhunde Bléau. Dieſer Hund, durſtig von der Jagd, habe die ſchöne Quelle im jetzigen engliſchen

Garten entdeckt, und davon ſei der Ort Fontaine de Bléau und ſo weiter genannt worden. Die Abkürzung von Fontaine de belle eau klingt ſchon viel beſſer, da ſchönes Waſſer in Frankreich wirklich von großer Bedeutung iſt, kurz, man kennt den Urſprung des Namens nicht ordentlich.

Auch der ſinnigſte König aus Frankreichs früherer Zeit, Ludwig IX., der Heilige, liebte vorzugsweiſe dieſe Waldthäler, und nannte ſie, wie ſpäter Heinrich IV., ſeine ſüße Einſamkeit. Philipp der Schöne, den wir in Deutſchland den falſchen Münzer nennen, dieſer merkwürdige König, der die Juden verfolgte, die Tempelherren vernichtete, den Papſt verhöhnte, der alle Geſtaltungen von Religion frivol behandelte, war hier in Fontainebleau geboren, und ſtarb hier 1314, gläubig wie jeder andere Chriſt die Sacramente ſuchend und empfangend. Er hatte den Hirſch gejagt, und ſein Pferd hatte ihn ſo heftig gegen einen Baum angerannt, daß er zum Tode verletzt hinſtürzte.

Der elfte und zwölfte Ludwig bevorzugten die Ufer der Loire, jener oberhalb Tours gen Poitiers hin, wo er auf ſeinem verwünſchten Schloſſe Pleſſis-lez-Tours ſaß, dieſer, ein einfach bürgerlicher Mann, fühlte ſich nur in Blois zu Hauſe.

Wie für uns die franzöſiſche Geſchichte, ſo wird auch für Fontainebleau die Zeit erſt intereſſant mit Franz dem Erſten. Mit ihm beginnt das moderne Frankreich, und es war keine unpaſſende Modegrille, ſeinen Renaiſſance-Geſchmack heutigen Tags noch einmal zu beleben. Franz iſt der eigentliche Vater von Fontainebleau, und von ihm trägt es auch jetzt noch alles Angeſicht und allen Stempel. Seit ihm hat dieſes Schloß viele Hauptacte der franzöſiſchen Geſchichte ſpielen ſehen, es war oft und lange ein Geburtspunkt Frankreichs, und nicht blos darum, daß im wörtlichen Sinne des Ausdrucks Könige und Prinzen aller Art hier geboren wurden, ſondern darum, daß große Lebensacte von hier ausgegangen ſind. Sogar als es nicht mehr Maitreſſe, als es dem ſtolzen Verſailles gewichen war, kam der folgenreichſte Act Ludwigs des Vierzehnten hier zur Welt, die Zurücknahme des

Religionsedicts von Nantes im Jahre 1685. Mit dieſer Unterdrückung der Religionsfreiheit ward aller Gedankenfortſchritt dergeſtalt zuſammengeknebelt, daß alles Blut und alle Kraft des Fortſchrittes ſich nach dem convulſiviſchen Geſammtausbruche der Revolution hindrängte.

Am geſtaltvollſten iſt Fontainebleau unter Franz, unter Heinrich IV. und unter Napoleon, deſſen vorletzter Act, einer der wichtigſten im Geheimniſſe des Napoleon'ſchen Charakters, in dieſem Schloſſe ſpielt. Die Hauptſcene dafür war der Hof des weißen Roſſes — la cour du cheval-blanc — mit ſeiner merkwürdigen Treppe, welche in Geſtalt eines Hufeiſens vom Schloſſe herabführt.

Dieſer Hof bietet nach der Stadt zu den Haupteingang zum Schloſſe. Ein eiſernes Gitter, erſt von Napoleon herrührend, läßt ihn von außen ſehen. Sonſt haben auch hier Gebäude vorgeſtanden, und ſelbſt dieſen theilweiſen Anblick verſperrt. Das Schloß ſpaltet ſich nämlich in vier Höfe, von denen jeder eine ſelbſtſtändige Welt beherrſcht, eine abgeſchloſſene Welt, die von der andern nichts weiß und nichts ſehen läßt. Es können vier verſchiedene Könige hier wohnen, ohne ſich in den Weg zu kommen. Wären die erſten Stockwerke à jour durchbrochen, ſo gewönne man den intereſſanteſten Umblick, aber auch dann keinen ganzen und der eigenthümliche Reiz dieſes Schloſſes ginge verloren. Dieſer beſteht eben darin, daß man ſich in einem unentwirrbaren Netze von Mauern und Höfen, von Zimmern und Sälen, von Gängen und Treppen, von Ausſichten und Weltgegenden gefangen ſieht, die ganze Geſchichte Frankreichs von Franz bis Napoleon wirrt ſich um Fuß und Auge, man muß ſich widerſtandslos ergeben. Das ſpaniſche Drama mit den intereſſanten Winkeln und unerwarteten Thüren, die Hofintrigue mit kurzen Schritten und plötzlichen Rückzügen, die heimliche Liebſchaft mit aller romanhaften Erleichterung des Rendezvous, mit allem möglichen Schutze gegen Ueberraſchung, alles das ſtellt ſich in dieſem Fontainebleau dar. Dadurch iſt auch möglich gemacht, was ſich ſo

ſelten in Frankreich findet: der behagliche Zauber des Comforts, die heimlichen, lauſchigen Gemächer und Räume, die Mannigfaltigkeit des Charakters. Die Franzoſen gleichen ſich untereinander viel mehr als wir, und ſind dadurch in Maſſe mächtiger, im Einzelnen unintereſſanter; unſere Sprache hilft jeder Eigenthümlichkeit, die franzöſiſche widerſtrebt ihr. Die Räume in Fontainebleau ſcheinen von all ſolcher franzöſiſchen Art eine Ausnahme zu machen. Man findet den Rahmen der verſchiedenſten Zuſtände, bald eine bürgerlich unter Bäumen verborgene Wohnung, feſt abgeſchloſſen gegen Morgen, und jede andere Himmelsgegend unerreichbar, alles hinweiſend auf Dichtung und flüſternde Stille; bald einen lachenden, offenen Zimmerkreis gegen Abend, bereit für geſellige Unterhaltung. Wie ſtill und würdig ſind Napoleons Zimmer, wo er die Abdankung der Weltherrſchaft unter Schmerzen niedergeſchrieben! Der kleine Tiſch iſt noch da, worauf ſein Arm geruht, das Facſimile der Abdankung hängt unter Glas und Rahmen an der Wand, man erſchrickt vor dieſen wenigen Zeilen und glaubt's ihnen anzuſehen, daß ein ſtolzes, verwöhntes Herz ſich nur unter Krampf von der unendlichen Herrlichkeit losgeſagt. Denn nicht leicht iſt irgendwo die Schriftſtellerei von wenigen Zeilen ſo mühſam dargeſtellt: bald iſt ausgeſtrichen, bald iſt eingeſchoben, bald iſt darüber, bald darunter eingeſchrieben — ſo ſchwer mag es ſein, vier Zeilen für die Weltgeſchichte zu redigiren, wenn man darin ſeinen Tod gutheißen ſoll, und doch bei jedem neuen Buchſtaben glaubt: vielleicht wär's noch nicht nöthig! — Wie behaglich zierlich, klein und fein, weiß leuchtend und beſcheiden ſind in einer ganz andern Ecke die Zimmer der Maintenon, man glaubt ſie im ſchneeweißen Morgenkleide darin ſitzen, auf den offenen Park hinab ſchauen, mit den berühmten ſchönen Fingern auf glattem Papiere herumtippen zu ſehen. Und zwiſchen alle dem ſchlängeln ſich die Corridore, die ſchmalen Treppchen, ſteigen die ſtolzen Treppen, gleiten dahin die prächtigen Gallerien.

Man ſoll gothiſche, Renaiſſance- und moderne Bauart in Fontainebleau ſehen. In Wahrheit iſt die Renaiſſance-Bauart

die durchaus vorherrſchende Phyſiognomie, wenn auch in Betreff des Stils Fontainebleau nichts rein darbietet. Ein Engländer hat es ein Rendezvous von Schlöſſern genannt; damit iſt der Charakter nach mehrern Seiten bezeichnet, auch nach der Vermiſchung des Stiles hin. Chambord iſt ein viel reinerer Typus und ein viel ſchönerer der Renaiſſance, die ſich hier mehr unordentlich und intereſſant als vollkommen in den Thurm-Schornſteinen bietet, in den zuſammengeſetzten Säulencapitälern, in dem Schmucke der Franz-Gallerie, des Saales Heinrichs des Zweiten, und in der Anordnung des „ovalen Hofes". Verſailles iſt viel reiner und ſchöner in Betreff des ſpäteren Stils. Vom Gothiſchen ſind in Fontainebleau nur für ein ſuchendes Auge Symptome in einzelnen Fenſtern und Simſen. Vor Franz iſt es, allem Anſcheine nach, nur das geweſen, was die Franzoſen ein Manoir nennen, eine Behauſung, und er hat es erſt zu einem Schloſſe zuſammengerafft. Sein F und ſein Salamander auf Schornſteinen und Platten iſt auch noch jetzt das Hauptwappen. Denn Alles, was der Sohn, Heinrich II., mit Fleiß und Eifer nachgebaut und ausgebaut, und mit ſeiner und der Diana von Poitiers Chiffre geſchmückt, kommt auf Rechnung des Stiles, den der Vater eingeführt und den der Sohn nur cultivirt hat.

Der Hof des weißen Roſſes, von dem Pferde Marc Aurels ſo genannt, das Franz errichten ließ, iſt zwar der größte, aber weder durch Stil noch Gebäude ausgezeichnet. Man entdeckt, wie geſagt, in dieſem Hofe keine weitere Fortſetzung oder Möglichkeit des Schloſſes, und weiß nicht, warum man ſeitwärts im Fond des Hofes durch eine kleine Thür und einen niedrigen Gang geleitet wird. Aus dieſem Gange heraustretend ſteht man in der Cour de la Fontaine. Dieſer zweite Hof iſt von geringerem Umfange, aber ſchöner, im Stile eines italieniſchen Palais. Auf der Fontaine ſteht eine Statue des Ulyſſes und die Ausſicht geht auf den großen Teich des engliſchen Gartens und auf den Pavillon, der inmitten desſelben iſt. Dieſer Teich-Pavillon ſoll unter Franz ein aufgethürmtes, eigenthümliches Bauwerk geweſen ſein, wahrſcheinlich zierlich und intereſſant,

denn im ſchlanken Thurmaufbau der Gebäude leiſteten Franzens Meiſter Außerordentliches. Jetzt fehlt der Thurm, und das Ding ohne Stil und Geſchmack ſieht einem Schwanen- oder Entenhauſe ähnlich. Es hat, als Peter der Große Frankreich beſuchte, ein wildes Mittageſſen erlebt, das der Czar mit den Seinigen, und nur mit den Seinigen, wie die Franzoſen mit geſelligem Schreck erzählen, dort eingenommen hat. Sie ſetzen hinzu, daß die Einſchiffung nach beendigter Tafel ſehr bedenklich und daß es nöthig geworden ſei, die Herrn Ruſſen in die Karoſſen zu tragen, nachdem man ſie glücklich ans Ufer gebracht. Ein Diener Ludwigs XIV. auf dieſem Waſſer hat ein ganz anderes Anſehen: die beſiegten Helden der Fronde, die ſtolzen Condé und Beaufort ſervirten dem Könige die Tafel, mit zierlichſtem Anſtande die Schüſſeln auftragend, „eben ſo groß," ſagt der Franzoſe, „in dieſer niedrigen Dienſtleiſtung, wie in ihren Siegen".

Abermals entdeckt man in dieſem zweiten Hofe keine mögliche Fortſetzung des Schloſſes, und gelangt abermals ſeitwärts durch einen gewölbten Gang in den dritten, in den ovalen Hof. Es geht wie im Zauberſpiele, und zuſammenaddirend und fortbauend denkt man bald ein rundes Zauberſchloß mit originalen Höfen und Flügeln nach aller Himmelsgegend zu haben. Dieſer ovale Hof zeigt die meiſten Lebenszeichen Heinrichs IV., obwol er der älteſte iſt und einige gothiſche Fußſtapfen bewahrt. Mit einer Säuleureihe in der Tiefe und einem eleganten Pavillon am Ausgange des Hofes beherrſcht König Heinrich dieſen älteſten Hof, der einſt eine Art Feſtung „cour du donjon" hieß. Aber ſo lieb man König Heinrich haben kann, und ſo viel wackerer er auch vielleicht war — ſehr vielleicht! — als Franz, man kann ſich's nicht verhehlen, daß der ſchlanke, kühne Geſchmack des letzteren ſchon unter Heinrich ſinkt. Es ſind da in dieſem Hofe einige Reſte aus der Renaiſſance-Zeit, eine Treppenthür, ein Porticus mit einer Loge, die an Franzens Meiſter Primatice, Nicolo, Roux und an Serlio erinnern, und hinter deren graciöſen Linien des Geſchmackes alles Spätere weit zurückbleibt. Für die Paläſte hat ſpäter Ludwig XIV. in Manſard

ein gutes Talent gefunden, das durch breite Striche und Flächen den genialen, schlanken Schwung der Primatice zu ersetzen suchte. Aber steigt man in die sonstigen Details späterer Zeit hinab, deren sich die heutige Mode unter dem Namen Rococo bemächtigt hat, so erschrickt man vor den kleinen Linien, dem bunten Farbenplunder, vor all dem Krimskram des Weibergeschmackes, der doch eine historische Geltung, ja eine Wiedererweckung hat erleben können. Die Zeit Franz des Ersten, geistig nur strebsam, mit gar keinem sonstigen Talente der Schöpfung gesegnet, in vieler Form des Staats und Gedankens roh, hebt sich so stolz darüber empor. Wodurch? Durch einige italische Künstler, für deren Wahl Franz eine glückliche Hand hatte, durch klassische Muster, die sie vor Augen trugen, durch den gesunden, ritterlichen Tact des Königs, diese Muster in den scheidenden Rittergeschmack einzuweben, kurz, durch den Geschmack des geschichtlichen Muthes. Er bildet die Renaissance, und der Geschmack an Kleinigkeit, der Geschmack des Eigensinns bildet das Rococo.

Jener Pavillon am Eingange des ovalen Hofes ist übrigens eins der zierlichsten Producte aus Heinrichs Zeit. Der Ausdruck Triumphbogen dafür gibt noch ein deutlicheres Bild und Heinrich ließ ihn zu einem seltenen Zwecke errichten. Oben nämlich, unter einem à jour gefaßten Bogen wurde sein Dauphin öffentlich vor allem Volke getauft. So hoch und frei trat dieser Ludwig XIII. vor die Welt, der später ein so schüchterner König wurde. Er hatte das Unglück, dessen er nie Herr werden konnte, das eigenthümliche Unglück, einen großen Vater, einen großen Sohn und einen großen Minister zu haben. Zwischen die Gestalten Heinrichs des Vierten, Ludwigs des Vierzehnten und Richelieus gestellt zu sein, ist keine Ruhmeserleichterung, drückt nun ein magerer, sehniger Arm wie Richelieu's noch obenein schonungslos danieder, dann verschwindet ein schlichter Jägersmann, wie Ludwig XIII. war, völlig unter den breiten Schatten.

Bis hierher hat man sich stets nach der Seite gewendet, um in den folgenden Hof zu schlüpfen, das Schloß hat uns also für

den Bildeseindruck eine leidlich runde Form dargeboten. Hier aber entgleitet es uns auch dafür: man geht durch jenen Taufbogen, also nicht mehr in der Rundung, sondern wie gerade hinauswärts aus dem Schlosse nach dem letzten Hofe, nach der „cour des offices“ oder „des cuisines“, einem weiten ausdruckslosen Raume, der mit seinen Gebäuden die Form des Schlosses unfaßbar macht, weil er sich aus der Rundung regellos hinausbauscht.

Es liegt aber eine Macht des Fontainebleau darin, daß man es auch mit dem sorgfältigsten Blicke nicht umgreifen kann. Man bewältigt es nicht und bleibt ihm somit unterworfen, wie man in dem inneren Labyrinthe dem Führer auf Gnade und Ungnade hingegeben ist. Es gleicht der Geschichte dieses unberechenbaren Frankreich, jeder Professor wird daran zu Schanden.

Das Innere des Schlosses wird beherrscht von den prächtigen Gallerien, deren es einst sechs gegeben hat. Drei davon, die der Hirsche, einst unter Heinrich dem Vierten mit Geweihen garnirt, die der Rehe und die des Ulysses existiren nicht mehr. Die Franz des Ersten, Heinrichs des Zweiten und der Diana sind noch vorhanden. Die letztere ward unter Napoleon und Ludwig XVIII. wieder hergestellt, und um alle übrige Restauration hat sich Ludwig Philipp ein unschätzbares Verdienst erworben. Aus Schutt und Staub sind die prächtigsten Arbeiten wieder auferstanden, und besonders für alle Fresken hat die enkaustische Manier Wunder gethan. Fontainebleau ist seit der Juli-Revolution wieder geboren.

In aller großen Form übt der Renaissance-Geschmack einen kühnen, prächtigen Reiz. Diese Gallerien von einem so kühnen Wurfe locken unwiderstehlich ihre Länge entlang, die verschwenderischen Treppen hauchen einen Zauber, der unvergleichlich. Anders muthet uns heutigen Tages das Detail an. Der Ausführung, meist von den besten Meistern, zollen wir gern allen Preis, aber all dies mythologische und allegorische Thema wirkt leblos auf uns. Wir sehen dahinter, daß die Aufnahme klassischen Geschmacks

nur äußerlich und nicht durchgebildet vor ſich gehen konnte in einer Zeit, die nur mit Muth aber ohne innerliche Welt zu ſchaffen begann. Die Ueberlieferung anmuthiger Formen bleibt uns werthvoll, die romantiſche Zuthat intereſſant, aber es kann dieſes Detail allein nirgends den lebensvollen Eindruck auf uns üben, den es im großen Wurfe des Baues ſelbſt auf uns übt. In dieſem nämlich hat es die volle Wucht einer jungen hiſtoriſchen Macht; dazu iſt kein ausgebildetes Bewußtſein nöthig, dazu genügt eine allgemeine, kühne Abſicht, jener geniale Unternehmungsgeiſt, der mehr inſtinctartig als bildesfeſt getrieben iſt. Wir finden dieſen ungreifbaren Hauch geſchichtlicher Genialität in der ganzen Wendung, welche Frankreich unter Franz dem Erſten nahm, er iſt Atmoſſphäre jener Zeit, und wir vermiſſen die einzelnen Beweiſe dafür, wenn wir an die perſönlichen Eigenſchaften dieſes Königs, wenn wir an das Detail dieſer Zeit gehen. Daher das Unglück, welches dem alltäglichen Hiſtoriker begegnet, der die Wendung, den Umſchwung nicht ableugnen kann, und der in der Detailmanier ſich doch genöthigt ſieht, dieſem Könige und ſeiner Umgebung alles Verdienſt abzuſprechen. Der Mittelpunkt dieſer Renaiſſance und der Mittelpunkt in Franz ſelbſt war Geſchmack, Geſchmack als Inſtinct, Geſchmack im Großen. Das Beſte daran läßt ſich nicht nachrechnen und aufzählen, denn es war Trieb, nicht Kenntniß und Bewußtſein, und es wurde eben deshalb nach hundert Seiten hin befleckt, wo es mit den Fragen einer gefolgerten Idee zuſammentraf.

Deshalb, weil aus einer ganz allgemeinen Empfängniß ſtammend, iſt aller große Bau dieſer Zeit, der Thurm, das Schloß, die Treppe, die Gallerie, ſo viel mächtiger als alles Detail. In dieſem Detail gelingt Manches zu guter Stunde, und der Genius des Geſchmacks zwingt Alles glücklich zu einem Stile — aber die ſelbſtſtändige Schönheit gebricht oft, und um den beſten Genuß davon zu haben, muß man es nur im Ganzen überſchauen.

Welche Fülle dieſer vergangenen Welt der großen und kleinen Appartements, der vergoldeten Medaillons auf den

Wänden, der prächtigen Kamine, welche Fülle gibt Fontainebleau! Auch jener taffetne Hofeindruck französischer Schlösser kann hier nicht aufkommen, nicht die beliebte Tradition alter Fräuleins, die alle genialen Geselligkeit-Aperçus auswendig wissen von Franz dem Ersten bis Carl den Zehnten, alle die charmanten Nuancen der Bildung, welche sich nur in den petits appartements zeigen durften. Denn da, heißt es, war der Hof en famille, in den grands appartements entfaltete sich nur Etiquette. All dergleichen sind Gedanken aus Versailles, nicht aus Fontainebleau. Aber man fand in Fontainebleau über der Capelle der heiligen Dreieinigkeit — es gab drei Capellen im Schlosse — jene Inschrift der französischen Königszeit, die so stolz und so folgenreich herausgefordert hat: „Betet Gott an, und dann den König".

Wenn ich aus dem langen, schönen Eindrucke, den mir das Innere dieses Schlosses gewährt, noch einige Hauptpunkte herausheben will außer den Gemächern Napoleons und der Maintenon, so ist es immer wieder die glänzende, wie ein Freudentag schimmernde Gallerie der Diana, wo die meisten Bilder Heinrich den Vierten, le roi chevalier, feiern, wo vor Kurzem unsere nordische Prinzessin Helene eine Hochzeitstafel fand, an der gegen dreihundert Franzosen saßen. Es ist ferner der Raum unter dieser Gallerie, den man nicht sieht, der aber düster mit seinen gewaffneten Hirschköpfen vor der Phantasie aufsteigt. Da unten in der gallerie de cerfs nämlich ließ die schwedische Christine den Monaldeschi, ermorden. — Es ist endlich ein wunderlich Zeichen unserer Zeit, das nicht aus dem Gedächtnisse will. Die Wiederherstellung des Schlosses muß den König Ludwig Philipp sehr große Summen gekostet haben und kosten; da ist unter anderem ein großer Saal mit großer Mühe und schwerem Aufwande wieder in Stand gebracht und reich ausgeschmückt worden, sehr reich und theuer; dieser Saal heißt der Saal Ludwig Philipps und wird von schweren dorischen Säulen getragen; diese Säulen, mitten in dem

maſſiven, ſtattlich und echt hergeſtellten Fontainebleau, dieſe Säulen ſehen wie Marmor aus, und wenn man die Hand daran legt, ſo erfährt man, daß ſie von Holz ſind. In Frankreich! wo der Marmor jedem Bürger zu Gebote ſteht!

Wäre das nöthig für den Saal des Bürgerkönigs?

4.

Die Königin Chriſtine hatte im Sommer 1654 dem ſchwediſchen Throne von freien Stücken entſagt. Sie wollte unter dem ſchönen Himmel der Künſte und des Genuſſes, ſie wollte in Italien leben, und reiſte durch Frankreich. Man nahm ſie ausgezeichnet in Frankreich auf. Deſſen eingedenk, und vielleicht wieder begierig nach dem Pompe einer großen Monarchie, wollte ſie drei Jahre ſpäter, Anfangs October 1657, den franzöſiſchen Hof zum zweiten Male beſuchen. Zu Staunen und Aerger erhielt ſie den Befehl, nicht nach Paris zu kommen, ſondern in Fontainebleau zu bleiben. Ludwig XIV. war damals noch ſehr jung, und Mazarin regierte.

In dieſer ärgerlichen Stimmung ereignete ſich die merkwürdige Hinrichtung Monaldeſchi's. Der Pater Lebel in Fontainebleau, der die ganze Begebenheit vom Anfang bis zu Ende angeſehen, hat ſie ausführlich niedergeſchrieben. Sein Bericht iſt im Weſentlichen folgender:

Am 6. November 1657 des Morgens ein Viertel auf Zehn ward ich zur Königin von Schweden gerufen, die in der Conciergerie des Schloſſes wohnte. Ich fand ſie allein in ihrem Zimmer, und nachdem ich ihr meine Ehrfurcht bezeigt, fragte ich nach ihrem Begehr. Sie ſagte, um mit größerer Freiheit zu ſprechen müßte ich ihr folgen, und ging mir voraus in die

Hirſchgallerie. Dort fragte ſie, ob ich ſchon einmal zu ihr geſprochen. Ich erwiderte, daß ich nur die Ehre gehabt, ihr meine Reverenz zu bezeigen, und daß ſie die Güte gehabt, mir dafür zu danken, ſonſt nicht. Darauf äußerte ſie, ich trüge ein Kleid, das Vertrauen erweckte, und ich mußte verſprechen, das Geheimniß unter dem Siegel der Beichte zu verwahren, das ſie mir anvertrauen wolle. Ich erwiderte ihr, wie die Schrift ſagt: Es iſt gut, das Geheimniß des Königs verborgen zu halten.

Nach dieſer meiner Antwort gab ſie mir ein Paket Papier, das an drei Orten verſiegelt und ohne Aufſchrift war, und befahl mir, es ihr wieder einzuhändigen, in Gegenwart deſſen ſie es heiſchen würde. Dieſes verſprach ich. Dann befahl ſie mir, Zeit, Tag, Stunde und Ort wohl zu merken, wo ſie mir das Paket gegeben, und ohne weitere Unterhaltung zog ich mich zurück mit dem Paket und ließ die Königin in der Gallerie.

Sonnabends, am zehnten Tage desſelben Monats November, Mittags um ein Uhr, ließ mich die Königin abermals rufen. Ich ging erſt in mein Cabinet, um das Paket mitzunehmen, weil ich dachte, ſie ſchickte deshalb. Darauf folgte ich dem Kammerdiener, der mich durch die Thüre des Donjon in die Hirſchgallerie führte, und gleich nach unſerm Eintritte die Thüre ſo ſorgfältig verſchloß, daß ich darüber erſchrocken war. Gegen die Mitte der Gallerie hin bemerkte ich die Königin, die mit einem aus ihrer Suite ſprach, den man den Marquis nannte (ich weiß ſeitdem, daß es der Marquis von Monaldeschi war), und ich näherte mich der Fürſtin, ihr meine Verbeugung machend. Sie verlangte mit lauter Stimme in Gegenwart des Marquis und dreier Männer, die da waren, das Paket, welches ſie mir anvertraut. Zwei der drei Männer waren an die vier Schritt von der Königin entfernt, der dritte ſtand ziemlich nahe bei ihrer Majeſtät. Ich trat zu ihr und überreichte ihr das Paket. Nachdem ſie es entgegen genommen und eine Zeit lang betrachtet, öffnete ſie es, und nahm die Briefe und Schriften, welche darin waren. Sie ließ ſie den Marquis ſehen und leſen, und fragte ihn mit ernſter Stimme und würdiger

Haltung, ob er ſie kenne. Er verneinte es, wurde aber bleich. „Wollt Ihr dieſe Briefe und Schriften nicht anerkennen?“ ſagte ſie darauf — es waren in der That nur die Abſchriften, welche dieſe Königin ſelbſt gemacht hatte. —

Als ihre ſchwediſche Majeſtät beſagten Marquis eine Zeit lang brüten gelaſſen über dieſe Copien, zog ſie darunter die Originale hervor, hielt ſie ihm unter die Augen, nannte ihn einen Verräther, und hieß ihn anerkennen ſeine Hand- und Unterſchrift. Sie fragte ihn mehrere Male, worauf denn der Marquis ſich entſchuldigend antwortete ſo gut es ging, und den Fehl auf andere Perſonen ſchob. Endlich warf er ſich zu den Füßen dieſer Königin und bat um Gnade. Zu gleicher Zeit zogen die drei Männer, die da zugegen waren, ihre Degen aus der Scheide, und ſie haben ſie nicht wieder hineingeſteckt, als bis der Marquis gerichtet war.

Er erhob ſich und zog die Königin in einen Winkel der Gallerie, und dann in einen anderen, und bat immerfort, ihn zu hören und ſeine Entſchuldigungen anzunehmen. Ihre Majeſtät ſagte niemals nein, ſondern hörte ihn mit einer großen Geduld, und ohne die geringſte Beſchwerlichkeit und Zorn zu zeigen. Dann wendete ſie ſich zu mir, als der Marquis ſie aufs Aeußerſte drängte, ihn zu hören und zu erhören, und ſagte: Mein Vater, ſeht und bezeugt, daß ich — und hier näherte ſie ſich dem Marquis und lehnte ſich auf einen kleinen Stock von Ebenholz mit rundem Griffe — nichts beeile gegen dieſen Mann, und daß ich dieſem Verräther und Treuloſen alle Zeit gebe, und mehr als man von einer beleidigten Perſon verlangen kann, um ſich zu rechtfertigen, wenn er kann.

Der Marquis, ſehr bedrängt durch die Königin, gab ihr Papiere und zwei oder drei kleine, aneinander gebundene Schlüſſel, die er aus ſeiner Taſche zog, und es fielen ihm dabei zwei oder drei Geldſtücke aus dieſer Taſche; und nach einer Conferenz, länger denn eine Stunde, konnte der Marquis durch ſeine Antworten die Königin doch nicht zufrieden ſtellen, die Königin

näherte ſich wiederum mir ein wenig und ſagte mit erhobener, aber ernſter und gemäßigter Stimme: Mein Vater, ich ziehe mich zurück und überlaſſe Euch dieſen Mann, bereitet ihn zum Sterben und tragt Sorge für ſeine Seele. Als dieſer Befehl ausgeſprochen war, erſchrak ich ſehr, und der Marquis warf ſich ihr zu Füßen und ich ebenfalls, um Gnade bittend für den armen Marquis. Sie ſagte aber, das könne ſie nicht, und dieſer Verräther ſei ſchuldiger und verbrecheriſcher, als die zum Rade verdammt werden. Er wiſſe ſehr gut, daß ſie ihm als einen treuen Unterthan die wichtigſten und geheimſten Gedanken mitgetheilt, gar nicht in Betracht zu ziehen, was ſie ihm Güter geſchenkt, mehr denn einem Bruder, als ſolchen hätte ſie ihn immer betrachtet, und ſein eigenes Gewiſſen ſollte ihm zum Henker dienen.

Nach dieſen Worten zog ſich die Königin zurück, und ließ mich und die drei Männer, die ihre Degen nackt hielten, in der Abſicht, die Execution zu vollſtrecken. Als die Königin hinaus war, warf ſich der Marquis vor mir nieder, und beſchwor mich inſtändig, ihr nachzugehen und ſeinen Pardon zu erwirken. Die drei Männer aber preßten ihn zu beichten mit dem Degen gegen die Nieren, ohne jedoch zuzuſtoßen, und ich, Thränen im Auge, ermahnte ihn, Gott um Gnade zu bitten. Der Anführer dieſer Drei ging noch einmal zur Königin um Begnadigung des armen Marquis, kam aber traurig wieder, weil die Herrin Eile befohlen, und ſprach weinend: Marquis, denkt an Gott und Eure Seele, es muß geſtorben ſein. Bei dieſen Worten warf ſich der Marquis wie außer ſich ein zweites Mal zu meinen Füßen, mich um Verwendung beſchwörend. Dies that ich und fand ihre Majeſtät allein in ihrem Zimmer mit ganz klarem Geſicht und ohne die mindeſte Bewegung. Ich näherte mich und fiel weinend und ſchluchzend nieder, und bat um die Schmerzen und Wunden Chriſti, Gnade zu üben an dieſem Marquis. Sie zeigte ſich betrübt, dies nicht zu können nach der Treuloſigkeit und Grauſamkeit, welche dieſer Unglückliche gegen ihre Perſon geübt. —

Da ich das Vergebliche dieſer Bitten ſah, nahm ich mir die Freiheit ihr vorzuſtellen, daß ſie im Hauſe des Königs von Frankreich ſei, und daß ſie wohl beachten möge, was ſie executiren laſſe und ob der König das gut heißen werde. Darauf antwortete ſie mir, ſie halte dieſe Juſtiz Angeſichts des Altars und nehme Gott zu Zeugen, wenn ſie, an die Perſon des Marquis gehend, nicht allen Haß bei Seite gethan, und ſich nur an das Verbrechen und den Verrath dieſes Mannes halte, der nie ſeines Gleichen gehabt. Und wenn auch der König von Frankreich ſie in ſeinem Hauſe wie eine flüchtige Gefangene beherbergte, ſo ſei ſie Herrin ihrer Willensmeinungen, Juſtiz zu laſſen und zu üben an ihren Dienern jeden Orts und jeder Zeit, und ſie ſei nur Gott Rechenſchaft ſchuldig für ihre Handlungen, und — ſetzte ſie hinzu — das was ſie thäte ſei nicht ohne Beiſpiel.

Ich entgegnete, daß einiger Unterſchied ſtattfände, wenn die Könige ſo etwas bei ſich zu Hauſe thäten, und wenn anderswo. Aber ich hatte dieſe Worte kaum geſprochen, ſo gereuten ſie mich auch ſchon, weil ich fürchtete, der Königin zu arg zugeſetzt zu haben, und im Weggehen machte ich ihr nur noch einmal Vorſtellungen, ob ſie nicht beſſer thäte, den armen Marquis dem Könige zu überantworten für einen formellen Proceß. —

Was! rief ſie, ich, in der abſolute und ſouveraine Juſtiz über meine Untergebenen wohnen ſoll, ich ſoll mich dahin gebracht ſehen, gegen einen verrätheriſchen Diener nachzuſuchen, deſſen Verbrechen, geſchrieben und unterſchrieben von ſeiner eigenen Hand, in meiner Macht ſind!

Das iſt wahr, ſagte ich, aber Eure Majeſtät iſt zur Hälfte betheiligt. Da unterbrach ſie mich und ſagte: Nein, nein, mein Vater, ich werd' es den König wiſſen laſſen, geht hin, und bereitet ihn zum Tode, ich kann nicht nachlaſſen. —

So ſchickte ſie mich zurück. Aber ich erkannte am Wechſel der Stimme in den letzten Worten, daß, wenn die Königin die Action hätte verſchieben und den Ort wechſeln können, ſie es unzweifelhaft gethan hätte. Aber die Sache war zu weit gediehen

für einen andern Entſchluß, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, den Marquis entweichen und das eigene Leben ausgeſetzt zu ſehen.

In dieſer Extremität wußte ich nicht, was thun und wozu mich entſchließen. Weggehen konnte ich nicht, und wenn ich es auch gekonnt, ich war durch eine Gewiſſenspflicht verbunden, dem Marquis beizuſpringen und ihn zum Sterben zu bereiten.

Ich kehrte alſo in die Gallerie zurück, umarmte den Unglücklichen, der in Thränen ſchwamm, und ermahnte ihn in den beſten Ausdrücken, ſich zum Tode zu entſchließen und zu ſchicken, da in dieſer Welt keine Lebenshoffnung mehr für ihn exiſtire.

Bei dieſer Nachricht ſtieß er zwei oder drei laute Schreie aus, ſtürzte auf die Kniee vor mir, der ich mich auf eine Bank der Gallerie geſetzt, und begann ſeine Beichte. Aber ſchon weit darin vorgerückt, erhob er ſich plötzlich zwei Mal und ſchrie. Ich ermahnte ihn, ſich zu faſſen, und er beendigte ſeine Beichte lateiniſch, franzöſiſch, italieniſch, wie er's eben am Beſten konnte, in der Beſtürzung, die er litt. Als ich ihn zur Aufklärung eines Zweifels fragte, trat der Almoſenier der Königin in die Gallerie, und ohne die Abſolution bei mir abzuwarten, ſtürzte der Marquis auf ihn zu, von Neuem Hoffnung ſchöpfend. Sie ſprachen leiſe zuſammen eine ziemlich lange Zeit, hielten ſich bei den Händen und hatten ſich in einen Winkel zurückgezogen. Als ihre Conferenz beendigt war, ging der Almoſenier hinaus und nahm mit ſich den Anführer der drei Männer; es dauerte aber nicht lange, ſo kam dieſer allein zurück und ſagte: Marquis, befehlt Eure Seele Gott, denn ohne weiteres Zaudern gilt's nun zu ſterben. Haſt Du gebeichtet? — Dies ſprechend drängte er ihn an die Wand am Ende der Gallerie, wo das Bild iſt von St. Germain-en-Laye, und ich konnte mich nicht ſo ſchnell umwenden, wie er ihm einen Stoß in den Magen gab von der rechten Seite. Der Marquis wollte ihn pariren und griff mit der rechten Hand nach dem Degen, der Andere zog zurück und ſchnitt ihm drei Finger ab, der Degen aber blieb verbogen. Darauf rief dieſer einem Anderen zu, der

Marquis müſſe inwendig verwahrt ſein, wie er denn auch in der That ein Panzerhemd darunter trug von neun bis zehn Pfund. Da wiederholte nun jener ſelbige ſeinen Streich und zwar ins Angeſicht, dergeſtalt, daß der Marquis aufſchrie: Mein Vater! mein Vater! Ich näherte mich ihm, und die Andern traten ein wenig zur Seite. Mit einem Knie auf dem Boden bat er Gott um Gnade, und ſagte mir noch etwas, worauf ich ihm die Abſolution ertheilte unter der Buße, den Tod zu erleiden für ſeine Sünden, und denen zu vergeben, von denen ſein Tod käme. Als er abſolvirt war, warf er ſich auf die Flieſen nieder, und indem er fiel gab ihm Einer einen Hieb über den Oberkopf, der die Knochen auseinanderriß. Da, der Länge nach ausgeſtreckt, machte er ein Zeichen, man möge ihm den Hals durchhauen, und jener nämliche gab ihm auch zwei oder drei Streiche auf den Hals, ohne ihm jedoch damit viel anzuhaben. Denn das Panzerhemd, das innen am Halskragen des Wamſes hinaufging, parirte und hinderte die Macht des Hiebes. Ich ermahnte ihn unterdeß, Gottes eingedenk zu ſein und auszudauern mit Geduld, und ſagte andere ähnliche Dinge. Da trat der Anführer an mich und fragte, ob er ihn nicht zu End bringen ſollte. Ich fuhr ihn rauh an und ſprach, daß ich ihm darüber keine Rathſchläge zu geben hätte, ich verlangte das Leben, nicht den Tod des Mannes. Er bat mich ſodann um Verzeihung und geſtand ein, daß er Unrecht gehabt, mich ſo was zu fragen.

Unter dieſem Zwiegeſpräch hörte der arme Marquis, eines letzten Streiches gewärtig, die Thür der Gallerie aufgehen, faßte ſogleich wieder Lebensmuth, wendete ſich um, und da er in dem Eintretenden den Almoſenier erkannte, ſchleppte er ſich ſo gut es ging zu ihm, ſich am Getäfel der Gallerie fortſchiebend, und flehte um Gnade. Er rang die Hände und ſagte ihm etwas wie beichtend. Dieſer aber verwies ihn auf Gott, und nachdem er mich um Erlaubniß gebeten, gab auch er ihm die Abſolution und zog ſich zurück, mir auftragend, daß ich beim Marquis bleiben ſolle; er wolle zur Königin gehen. Zu gleicher Zeit durchbohrte

derjenige dem Marquis die Kehle, welcher ihm vorher nach dem Halſe gehauen, und welcher jetzt mit dem Almoſenier auf ſeiner linken Seite geweſen, und dies geſchah mit einem ziemlich langen und ſchmalen Degen. Von dieſem Streich fiel der Marquis auf die rechte Seite und ſprach nicht mehr. Aber er athmete noch über eine Viertelſtunde, während welcher ich ihm immer zurief, und ihn ermahnte aufs beſtmöglichſte. Nachdem er ſo ſein Blut verloren, endigte dieſer Marquis ſein Leben um drei Viertel auf Vier Nachmittag. Ich ſprach ihm das „De profundus“ mit einem Gebet, und darauf legte der Anführer ihm ein Bein und einen Arm herum, knöpfte ihm Ober- und Unterhoſe auf, durchſuchte ihm die innere Taſche, und fand nichts weiter, als in der Seitentaſche ein kleines Stundenbuch der Jungfrau und ein kleines Meſſer. Sie gingen dann alle drei fort und ich hinterher, um die Befehle ihrer Majeſtät einzuholen. Die Königin, vergewiſſert über den Tod des Marquis, bezeigte ihr Leid, daß ſie zu dieſer Execution genöthigt geweſen, daß ſie aber gerechte Juſtiz geübt für ſolch Verbrechen, und daß ſie Gott bitte, ihm zu verzeihen. Sie trug mir auf, daß er weggebracht und beerdigt werde, und verſprach, mehrere Meſſen für die Ruhe ſeiner Seele leſen zu laſſen. Ich beſorgte eine Bahre und einen Karren wegen der Dämmerung, der Schwere und des ſchlechten Weges, und ließ ihn durch meinen Vicar und Capellan und drei Leute nach der Pfarrkirche von Avon geleiten, mit der Ordre, ihn in der Kirche nahe beim Weihkeſſel zu beerdigen, welches denn gethan und ausgeführt wurde um drei Viertel auf Sechs des Abends. — — —

Dies die Hinrichtung eines verrätheriſchen Geliebten, eine Luſtſchloßſcene jener Zeit, die viel zu denken giebt. Mazarin bezeigte der ſchwediſchen Majeſtät im Namen ſeines Königs das höchſte Mißfallen darüber. Was antwortete ſie?

„Herr Mazarin, diejenigen, welche Euch die Umſtände Monaldeschi's, meines Stallmeiſters, mitgetheilt, waren ſehr ſchlecht unterrichtet. Ich finde es ſehr befremdlich, daß Ihr ſo viel Leute in Bewegung ſetzt, um Euch über die Wahrheit der Thatſache aufzuklären. Euer Verfahren ſollte mich indeß nicht Wunder nehmen, ſo thöricht wie es iſt, aber ich hätte nie geglaubt, daß Ihr oder Euer junger ſtolzer Herr es wagen würdet, mir darüber die geringſte Erinnerung zu machen.

Erfahrt denn, ſo viel Ihr Euer da ſeid, Diener und Herren, Große und Kleine, daß es mir gefallen hat, ſo zu handeln, daß ich Niemand, ſei's wer es ſei, Rechenſchaft geben muß oder will von meinen Handlungen, obenein Prahlern Eurer Art. Ihr ſpielt eine eigene Figur für eine Perſon Eures Ranges, aber was Euch auch bewogen hat, mir zu ſchreiben, ich gebe zu wenig darauf, um mich nur einen Augenblick darum zu kümmern. Ihr ſollt wiſſen und ſagen für Jedermann, der's hören will, daß Chriſtine ſich ſehr wenig kümmert um Euren Hof, und noch weniger um Euch, daß ich, um mich zu rächen, keines Recurſes brauche an Eure erſchreckliche Macht. Meine Ehre hat's ſo gewollt, mein Wille iſt ein Geſetz, das Ihr zu reſpectiren habt; ſtill zu ſchweigen iſt Eure Schuldigkeit, und manche Leute, die ich um nichts höher anſchlage als Euch, thäten ſehr wohl, zu lernen, was ſie ihres Gleichen ſchuldig ſind, ehe ſie einen ſo unpaſſenden Lärm erhöben.

Wißt denn, Herr Cardinal, daß Chriſtine überall, wo ſie verweilt, Königin iſt, und daß an jedem Orte, wo es ihr zu wohnen gefällt, die Leute, wie arge Schelme ſie auch ſein mögen, ihr mehr werth ſind als Ihr und Eure Vertraute.

Der Prinz von Condé hatte wohl Recht, auszurufen, da Ihr ihn unmenſchlich zu Vincennes in der Gefangenſchaft hieltet: Dieſer alte Fuchs wird nie aufhören, die guten Diener des Staats zu beleidigen, bis das Parlament dieſen berühmten Schurken von Piscina abdankt oder ſtreng beſtraft.

Glaubt mir, Julius, betragt Euch darnach, mein Wohlwollen zu verdienen, das koſtet keine großen Studien, und Gott behüte Euch, jemals die geringſte Indiscretion gegen meine Perſon zu verſuchen. Wäre ich am Ende der Welt, ich würde unterrichtet von Euren Schlichen, ich habe Freunde und Höflinge zu meinem Dienſt, die eben ſo geſchickt und wachſam ſind als die Eurigen, wenn auch weniger gut bezahlt.“ —

Vierzehn Tage nach dieſem Briefe erſchien Ludwig XIV., begleitet von ſeinem Premierminiſter Mazarin, in Fontainebleau, um der Königin Chriſtine einen feierlichen Beſuch abzuſtatten.

War Mazarin furchtſam? ohne Galle? Oder trug der junge König den Gedanken einer abſoluten Königsmacht ſchon ſo ausgebildet in ſich, daß er dies Privatrecht über Leben und Tod auch in dieſer penſionirten Königin, auch gegen einen mächtigen Miniſter gutheißen und weihen wollte? Oder hat Ludwig XIV. von der Chriſtine gelernt?

Dies ſind die Geheimniſſe franzöſiſcher Luſtſchlöſſer.

5.

Das Schloß iſt nach der Seite hin, wo es nicht gedeckt wird von der Stadt, mit Gärten begrenzt, die in Alleen und Baumpartien mehrſeitig in den Forſt ſich ſchlängeln. Was könnte ſchöner ſein! Es fehlt da eine ſtarke, talentvolle Hand, welche dieſen verſtückten Theilen verſchiedener Jahrhunderte eine gemeinſchaftliche Weihe gäbe. Franz hat ſich eine Gartenpromenade mit einer

Terraſſe angelegt, Heinrich hat das niedergeriſſen und was anderes angefangen, Ludwig XIV. hat im Ganzen umgewälzt, Napoleon, überall England haſſend, nur nicht in Poeſie und Garten, iſt mit einer engliſchen Anlage zuletzt dageweſen. Das wird vielleicht bei Gebäuden intereſſant, wo das Menſchenwerk in ſich fertig wird, und nicht gegen den Plan nächtlings und frühlings weiter wächſt oder verdorrt, bei Gartenanlagen wird es eine Wüſte. Denn der Garten iſt ein Gedicht, das mit jedem Frühjahre neu gefeilt ſein will, weil es in unmittelbarer Berührung mit der forttreibenden Natur. Dieſe wiederkehrende poetiſche Hand fehlt den Gärten von Fontainebleau, und ſie haben darum etwas Unordentliches, vielfach Trockenes und wenig Erquickliches. Der ſterile Sandboden neigt ohnedies zu ſolchem Eindrucke, und war ſchon Heinrichs Verzweiflung. Sä't doch Gascogner, rief er im launigen Aerger den klagenden Gärtnern zu, ſäet Gascogner, die kommen überall fort!

Es fehlt aber nicht ſo an Gedeihen, wie man dem Boden abſehen läßt, edle Bäume wachſen, der feine Baum Frankreichs, die Platane, dieſe überall ſchattende franzöſiſche Linde iſt in Gruppen und Alleen reichlich vorhanden. Es fehlt nur ſyſtematiſche Pflege und Talent. Die Franzoſen ſollen nach Muskau gehen und lernen: dort gibt's einen ſchlechteren Erdboden und gar keinen geſchichtlichen Boden mit behilflichem Reize, und dort ergreift Euch eine Gewalt der Naturkunſt, von welcher das begabtere aber nicht benutzte Fontainebleau nichts weiß. Aber ein Geſchmack für Natur iſt dazu erforderlich, der allerdings nicht franzöſiſch zu ſein ſcheint, denn der Gipfel franzöſiſcher Gartenkunſt unter le Notre iſt ein architektoniſcher Reiz und vielleicht ein Reiz der Ueberſichten und Farben, aber keineswegs ein Reiz der Naturkunſt, wie der Fürſt Pückler ihn zu ſchaffen und zu lehren weiß. Ferner ein Fleiß und eine Sorgfalt iſt dafür erforderlich, als wenn es ſich um die Anordnung von Alexandrinern handelte, ein ſolch kläglicher Raſen, wie er dicht am großen Teiche, alſo dicht am Waſſer, Angeſichts des Schloſſes, ſeine Verdrieß-

lichkeit, ſeine ſtaubige Unordnung ſtreckt, ein ſolcher Raſen iſt nicht zu dulden. Das Gedächtniß deſſen, was juſt hier in der Nähe ſich Alles zugetragen, lockt auch die gedankenloſen Blicke hierher, und auch ſie ſehen die träge Welt des Bodens, wo ſonſt Sammtteppiche lagen. Unter den Kiefern des engliſchen Gartens nämlich zeigen noch einige Steine die Spuren einer Grotte, der man ausſchweifende Dinge nachſagt. Sie ſei die Badegrotte Franz des Erſten geweſen, und er habe ſelten allein und nicht in Geſellſchaft von Männern da gebadet. Die Tradition hat ein unſicheres Anſehen, ſie gibt dem Könige als ſtete Badegenoſſin jene Diana von Poitiers, welche ſpäter und ohne Wechſel die Maitreſſe ſeines Sohnes Heinrich war. Wir werden ſpäter ſehen, daß ihr Verhältniß zu Franz keineswegs ein ſo entſchiedenes, deutliches geweſen, wie ſolche Grottenwelt vorausſetzen ließe. In der Dianengallerie ſtellt ein Bild dar, wie Franz ſie zum erſten Male ſieht: ſie iſt ein ganz junges Mädchen und bittet um Gnade für ihren Vater. Wo ſie ſonſt auf Bildern, Chiffren und hiſtoriſchen Zeugniſſen erſcheint, da iſt ſie ſtets mit Heinrich II. verbunden, der ſie leidenſchaftlich liebte und zur Herzogin von Valentinois erhob. Sie kann deshalb immer einen Bezug haben zu dieſen Grottenfreuden Königs Franz, denn ſolche Sage entſteht nicht ohne Veranlaſſung, aber ſie hat ſchwerlich die Hauptrolle geſpielt. Die Grotte ſelbſt, von zwei in Kryſtall gefaßten Springbrunnen belebt und getränkt, mit Fresken geſchmückt und allem Luxus damaliger Zeit ausſtaffirt, ſcheint ein gepflegtes Spielwerk des Königs geweſen zu ſein. Madame de Villedieu erzählt, es ſei eine Niſche darin geweſen, und dieſer Niſche gegenüber ein Spiegel. Der König habe auch den Hofleuten beiderlei Geſchlechts darin zu baden erlaubt, in der Niſche aber ſei eine unſcheinbare Oeffnung geblieben, von wo aus man den Spiegel vortrefflich überſehen.

Napoleon, der hier zuletzt gepflanzt, hatte keine Zeit für ſolch leichtſinniges Spiel der Sinne, und dem verlaſſenen Garten, dem unbelebten Schloßhofe, der hier herüber ſchaut, ſieht man

jetzt nichts mehr an von dieſem üppigen Uebermuthe. Tiefe Grabengrenzen zwiſchen den verſchiedenen Gärten erinnern nur etwa noch von fern daran, daß man ſich hier abſperren könne zu unbelauſchter Ausſchweifung, und wenn der Abend niederſinkt, hat man Eile, ſich aus dieſen Eiſengittern wieder hineinzufinden in die Schloßhöfe und aus ihnen in die Stadt, denn dieſer engliſche Garten führt nicht ins Freie, ſondern iſt ein ſtreng gehaltener Vaſall des Schloſſes. Die flachen, offenen Gärten auf der andern Seite ſind dagegen offen für Stadt und Spaziergänger, und dort iſt auch die Plantanenallee, wo ſich die vielfach abgebildete Scene zwiſchen Heinrich und Sully ereignete. Sully, tief verläumdet von den Höflingen, war nahe am Sturze, man hielt den König an einem ſchönen Jagdmorgen für reif, den ſparſamen Miniſter ins Exil zu jagen. Das Jagdroß war vorgeführt, der König hatte ſchon einen Fuß im Bügel, da hielt er inne, trat zurück, und eilte gedankenſchwer in die Allee, haſtig auf- und abgehend. Er winkt einem Pagen und läßt Sully rufen. An allen Ecken, von allen Fenſtern ſehen die Höflinge vergnügt zu, die Kataſtrophe iſt da. Sully kommt, es beginnt eine eiskalte Unterredung. Aber ſie erwärmt ſich, ſie wird innig, Heinrich ſpricht ſo offen, daß Sully ihm zu Füßen fallen will — nicht doch, ruft der König, und nimmt ihn in ſeine Arme, dieſe Höflinge ſollen Dich nicht in ſolcher Stellung ſehen und nicht glauben, ich hätte Dir ihre Verläumdungen zu verzeihen.

Liebenswürdiger Heinrich! Ueberall, wo man Dir in Frankreich begegnet, wirſt Du geliebt! Allen übrigen Königen zählt man die Schwächen auf, und wägt ſie. Dir zählt man ſie auf, um ſie lachend hinter ſich zu werfen. Allen übrigen zählt man die Liebſchaften vor, und heiſcht Rechenſchaft und Erſatz was ſie an Geld, Zeit und Sitte gekoſtet. Dir nicht, und Du hatteſt die meiſten. Bei Dir nur ſagt man: er war ein fröhlicher Franzoſe. Ja, er gehörte zu den glücklichen Naturen des Sonnenſcheins, die ſich Alles nach der lichten Seite kehren, die Alles von der lichten Seite anfaſſen, und denen das Bedenklichſte gelingt, oder verziehen

wird, denn er war doch tapfer und thätig und meinte es doch gut, ſagen die Leute, und er war doch auch mitten in der Heiterkeit ein äußerſt kluger Herr. So viel vermag ein ſtarkes, mächtiges Naturell, ſo viel vermag ein immer offenes, immer liebendes Herz. Er wechſelte den Glauben, er verführte Weiber, er ließ hinrichten, aber wer ſpricht davon in Frankreich! Man ſpricht von Heinrichs Herzensgüte, von ſeinem Geiſte, davon, daß er immer zu verzeihen wußte, weil ſein Herz immer offen geweſen. Spielend und lachend, aber unter Spiel und Gelächter furchtbar fechtend, warf er die letzten Guiſen, warf er die blutigen Ligueurs darnieder, und unter lachendem Scherze parirte er die zahlreichen Mordanfälle, bis er in vorgerücktem Alter dem einen erlag, nicht eher, als nachdem er der geliebteſte König Frankreichs geworden war.

Aber dieſe Natur des Sonnenſcheins erklärt ſeine Exiſtenz doch nicht völlig. Man wird deſſen inne, wenn man des Abends von der Gartenſeite Fontainebleau's, der Maintenon-Avenue vorüber, in die Stadt zurückkehrt, und dort im Vorübergehen noch einen Blick durch die Eiſenſtäbe wirft, welche den Hof des weißen Roſſes von der Stadt trennen. Da ſind keine Bäume, es iſt nackt und ernſt bei hereinbrechendem Abende wie in der Mittagsgluth. Hier ergab ſich der zweite franzöſiſche Herrſcher, von dem Frankreich ſo viel ſpricht, hier ergab ſich Napoleon in ſein Schickſal. Denn von Ludwig XIV. ſpricht man wenig, man ſchreibt nur von ihm. Und wie anders iſt dieſe große Napoleons-Natur, als die Heinrichs, eine Natur in Wettern wie jene im Sonnenſchein. Und es fehlte ihr, was jene ſo ſicher hielt in Heiterkeit, es fehlte ihr das legitime Recht. Daß Heinrich die Krone von Erbſchaft wegen gebührte, das erleichterte alles Spiel ſeines Herzens. Verdienen konnte er ſie nebenher, Napoleon mußte ſie alle Tage verdienen; alle Morgen, wenn er erwachte, mußte dies ſein erſter Gedanke, ſein Gedanke des Tages ſein. Da wird das offene Lachen des Herzens nicht begünſtigt, wäre es auch in der Anlage reichlicher vorhanden, als es bei Napoleon war. Da bildet ſich der

Unterſchied zwiſchen einem römiſchen Franzoſen und zwiſchen einem gascogniſchen Franzoſen wie eine eiſerne Grenze hervor.

Der Abend war ſtill, und ein ſchmales Mondviertel leuchtete ſpärlich von der Seite, als ich durch die Gitter zum letzten Male in dieſen Eintrittshof blickte. Die merkwürdige Napoleon-Scene, wodurch Fontainebleau neuerdings und mehr als durch alles Andere hiſtoriſch geweiht worden iſt, ſie kam zum Abſchiede über mich wie eine weiße Nachtwolke.

Die Scene iſt ſo wichtig für den franzöſiſchen Charakter, ſie hat ein ſo theatraliſches Anſehen, wie es uns oft erkältet, und iſt doch innerlich echt, und ſtellt darum eine Erſcheinungsgröße des Volkes dar.

Alle Schlachten, alle Siege halfen nichts im Frühjahre 1814, der Kaiſer ſiegte einen Tag um den andern, und Blücher, geſchlagen oder nicht geſchlagen, ging vorwärts gen Paris. Zu Troyes hörte der Kaiſer am 30. März, Paris ſei gefallen, und am folgenden Morgen um ſechs Uhr ſchon war er in Fontainebleau. Die großen Appartements blieben verſchloſſen, dafür war keine Zeit, man richtete ſich militäriſch ein, Napoleon ging in ſeine ſtillen Zimmer, die er ſtets in Fontainebleau bewohnte, und die ungeſehen in einen Garten blicken. Am Abende und nächſten Morgen kamen die Heerſäulen an aus der Champagne und von der Pariſer Seite und gruppirten ſich um Fontainebleau. Sie waren noch furchtbar genug, und Marmont commandirte noch mit einer beträchtlichen Macht Paris und dem Feinde gegenüber. Der erſte und zweite April waren ſtill und düſter, man hörte nichts Beſonderes aus Paris. Der Kaiſer hatte nur militäriſche Gedanken. In der Nacht zum dritten kam der Herzog von Vicenza aus Paris, Napoleons Unterhändler mit den Alliirten, und eilt in die Zimmer des Kaiſers. Es iſt noch Hoffnung da, ſagt er, für die Kaiſerin und den König von Rom, aber Sie müſſen ſich raſch entſcheiden, Sire, ſonſt dringen die Bourbons durch mit ihren Anſprüchen. — Wie denn? — Was entſcheiden? — Sie müſſen abdanken, Sire.

Er war noch in voller Kriegsrüſtung, die ihm ſtets ſo mächtig, und mitten heraus ſollte er, ein Familienvater, für Frau und Kind verzichten auf die Herrſchaft Frankreichs und Italiens, wenn er auch alles ſonſtige Land für den Augenblick vergeſſen hätte. Er ſchüttelte das Haupt und ging zur Seite. Vicenza drängt, aber der Kaiſer macht eine ablehnende Bewegung mit der Hand, und wie der Tag kommt ſteigt er zu Pferde, um die Vorpoſtenlinie zu bereiten. Das hat er im Griff, das läßt ihn denken und giebt doch andere Gedanken und erfüllt ihn doch mit Sicherheit, er fühlt ſich noch in Kriegesmacht, der Soldat begrüßt ihn mit dem Geſchrei: nach Paris, nach Paris!

Der Tag vergeht, wiederum in der Nacht kommt ein Reitender von Marmont geſendet und zerreißt die Nachtruhe, wenn es eine ſolche für den Kaiſer gab. Die aufgeriſſene Depeſche beſagt, daß der Senat die Abſetzung des Kaiſers proclamirt hat. Was Senat! Dieſes machtloſe Inſtrument —— Der Krieg ſoll ſeinen Gang gehen, der Morgen des 4. April bringt den Befehl, das Hauptquartier näher an Paris zu verlegen, zwiſchen Ponthierry und Eſſonne. Mittags iſt die gewöhnliche Parade im Hofe des weißen Roſſes. Darnach tritt eine demokratiſche Wendung ein, die in der Geſchichte ſelten ausbleibt, wenn Noth an Mann kommt, die aber bei dem ſonſt ſo eigenmächtigen Napoleon einen faſt traurigen Eindruck macht, den man in Deutſchland mit den Worten bezeichnet „es muß nahe vor ſeinem Ende ſein“. Er nimmt nämlich die Oberofficiere der Armee mit in ſeine Zimmer und es wird eine Berathung eröffnet über den Stand der Dinge.

Sie verlängert ſich tief in den Nachmittag hinein, und als die Thüren aufgehen, und die Officiere heraustreten, erfährt man: Der Kaiſer hat abgedankt, zu Gunſten ſeines Sohnes und ſeiner Frau, er redigirt ſelbſt die Urkunde. —

Alles dienende Glück iſt verſchwunden! Wie niederſchlagend erſcheint's, daß ſolch ein Entſchluß, ſolch ſchwerer Entſchluß eines Napoleon nutzlos, zu ſpät iſt! Ueber einem leeren Ei des Unglücks hat er gebrütet, der alte, ſonſt ſo mächtige Adler. Es iſt zu ſpät,

rief man den Ueberbringern dieſer großen Urkunde, den Herzögen von Vicenza und von der Moskwa entgegen; das Reich der Napoleoniden ſoll ganz zu Ende ſein. —

Noch ehe der Kaiſer dies erfährt, trifft ihn ein Schlag, der ihn allem Anſcheine nach noch ſpitzer ſchmerzhaft berührt: Es war wieder Nacht, es gab keinen Schlaf mehr für das ſtolze Haupt im alten Luſtſchloſſe, da ſprengt der Oberſt Gourgaud in den Hof, und eilt haſtig zum Kaiſer. Was iſt? Marmont, Herzog von Raguſa, ein geliebter Napoleoniſcher Marſchall, hat ſeinen Poſten verlaſſen, iſt zum Feinde nach Paris übergegangen — Fontainebleau und der Kaiſer ſind ſchutzlos. Das iſt nicht möglich! ruft er aus, das iſt nicht möglich!

Als er nicht mehr an der Wahrheit zweifeln konnte, wurde ſein Blick ſtier, er ſetzte ſich auf einen Stuhl und ſaß eine lange Zeit unbeweglich und lautlos — „der Undankbare!“ rief er dann auf einmal, „er wird unglücklicher ſein als ich!“

Und er iſt's geworden. In der Juli-Revolution zu unentſchloſſenem Kampfe gegen die Nation genöthigt, hat er auch den letzten Halt, die Heimat verloren, und irrt ruhm- und ruhelos von Land zu Land. Ein unſeliger Schritt hat das Leben eines, wie man ſagt, ſanften und guten Mannes vernichtet. Dies ſind untrügliche Zeichen einer ſtarken Nation: ſein Land, ſeine Fahne verlaſſen wird gebrandmarkt, die Umſtände ſeien noch ſo ſchwer zu richten, die Veranlaſſung ſei noch ſo wirkſam. Dieſe Beſchränkung muß eine Nation feſthalten, darin muß ſie bornirt ſein, wenn ſie politiſch ſtark werden will. Wo hat man von einem Engländer gehört, daß er gegen England gefehlt! Sei er auch ein einſamer Mann tauſend Meilen von der Heimat geweſen. So wird Rußland keine dauernde Gefahr für Europa ſein, ſo lange ſeine Staatsmänner aus dem Auslande genommen und nicht Ruſſen ſind. Die Politik als Geſchäft iſt gefährlich für den Nachbar, aber nicht innerlich mächtig; man erwirbt mit dem Verſtande, aber man ſiegt und hält nur mit Verſtand und Herzen.

Napoleon, in ſolchen Fragen der Menſchheit rundum feſt in ſich abgeſchloſſen, empfand und überſah ſolch ein Ereigniß tief und weit. Wie Marmont's, ſo war es ihm auch ein Zeichen ſeines eigenen Unterganges; es arbeitete in ihm ſtürmiſch, er mußte davon ſprechen, und dictirte eine Proclamation an die Armee, worin er es erzählte, und die an ihrem Schluſſe deutlich ſehen ließ, er werde ſelbſt dem Geſchicke weichen.

Sechs Tage kämpfen ſeine Bevollmächtigten in Paris gegen den Strom, der Alles, was Napoleon heißt verſchlingen will. Am 11. April kommt Vicenza zurück mit der Nachricht: Alles iſt umſonſt. Es waren herbe Tage für den Kaiſer, und Fontainebleau, wo er im Alter ruhen wollte, wie er öfter andeutet, hat ihn binnen wenig Tagen raſch altern ſehen. Man ſpricht bekanntlich von einem Vergiftungsverſuche, zu dem er hier geſchritten, und dem ſeine ſtarke Natur widerſtanden. Man weiß nichts Sicheres darüber, und er iſt unwahrſcheinlich.

Jedenfalls war er voller Lebenspläne, als ihm Vicenza die letzte Entſcheidung gebracht. Die verſchiedenſten Pläne wurden noch dieſen 11. April in ſeinen Zimmern aufgeſtellt, durchgeſprochen, verworfen. Kannte er die Franzoſen ſo, daß ſie dem entſchiedenen Strome ſich hingäben, und daß er darum nichts mehr verſuchen wollte? War ſein Abſcheu vor dem Bürgerkriege wirklich ſo echt und tief? Er war's; und außerdem war die Ausſicht eines zähen Krieges mit langſamen Erfolgen nicht ſeine Sache. Endlich, er fühlte in ſich den hiſtoriſchen Helden, der mit nichts Halbem und Mittelmäßigem enden durfte. Die großen römiſchen Phraſen waren ihm nichts Aeußerliches, wenigſtens nichts Aeußerliches geblieben, er hatte ſeinen Sinn ganz und gar an große und ganze Verhältniſſe gewöhnt, er ſetzte ſich nieder an jenen kleinen Tiſch und ſchrieb haſtig jene berühmte Abdankung. Daß er ausſtrich, corrigirte und einſchob, zeigt nicht nur, wie er bewegt, ſondern auch, wie er ſich des Verhältniſſes bis in alle Nuancen bewußt war. Die Proclamation lautet:

„Die alliirten Mächte haben ausgesprochen, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hinderniß sei für Wiederherstellung des Friedens in Europa. Deshalb erklärt Napoleon, getreu seinem Schwure, daß er für sich und seine Kinder verzichtet auf die Throne Frankreichs und Italiens, und daß es kein persönliches Opfer giebt, das des Lebens selber nicht, welches er nicht zu bringen bereit sei für das Wohl Frankreichs."

„Napoleon."

So viel ich mich erinnere, war unter anderem die Verstärkung „das des Lebens selber nicht" — même celui de la vie — über die Zeile eingeschoben. Der Wurf des Satzes ist im Französischen voller und schwerer, da es vermittelst der Participialconstruction nur ein in sich verschlungener Satz ist. Dieses directe Erbtheil der römischen Sprache, dessen sich im gewöhnlichen Leben der gewöhnlichste Franzose bedient, ist ein großer Gewinn für den ununterbrochenen Strom der Sprache. Unsere Ausholungs-Conjunctionen die „Da" und „Weil" und „Nachdem" und „Insofern" zerspalten und zerhacken, belästigen mit den spät kommenden Zeitworten den Gang und zerbröckeln den übersichtlichen Eindruck. Der Liebhaber des Details kann mit Genugthuung sehen, daß Napoleon bei diesem großen Acte sich des römischen Erbtheils bedient. Es ist ganz in Vergessenheit gerathen, daß das Französische eigentlich nicht Napoleons Muttersprache war, wenn er es auch von Kindheit auf gelernt. Lätitia hat italienisch zu ihm gesprochen. Die Guisen hielten es noch für ein unübersteigliches Hinderniß zwischen sich und der französischen Krone, daß sie nicht ursprüngliche Altfranzosen seien. Napoleon hat es überwunden, und ganz andere Gründe entrangen ihm den Sieg.

Nach Abfassung jenes Satzes vergingen noch traurige acht Tage in Fontainebleau, ehe seine Todeszukunft geordnet war. Er sah in seinem kleinen Garten den Haselbusch und die Platane Frühlingskeime und Blätter entfalten, und der schmerzliche Gedanke schnürte sein Herz zu: Du wirst die volle Frühlingspracht und den weichen Sommer in Frankreich nicht mehr erleben! Dein niedrigster

Soldat hat dies vor Dir voraus, vor Dir, dem Kaiſer, Du nur wirſt ausgeſtoßen!

Es erſchien der merkwürdige Beſchluß, ihm die Souveränetät der Inſel Elba zu geben. Ein höchſt wunderlicher Beſchluß! Es iſt ſo viel Ironie wie Gutmüthigkeit darin, und ſo viel Gutmüthigkeit wie Mangel an Politik, dem Kaiſer der Erde, dem kein anderer Rechtstitel der Macht als der des Schwertes zugeſtanden wurde, dieſem gefürchteten Kaiſer eine kleine Souveränetät zu ſchenken, nachdem ihm das Schwert aus der Hand gerungen war. Und die Souveränetät einer Inſel, die ſo nahe an Frankreich liegt! Der Beſchluß gleicht einer poetiſchen Inſel, die man in kleinem Geſchmacke mitten in den Ocean der Politik verlegen will; der erſchöpfte Held ſollte dort Dichter werden, Kohl pflanzen und ſpielen, man gab ihn auch eine Handvoll Soldaten dazu mit. Es iſt ſo ein deutſcher Zug darin, der aus Oeſterreich kam, und eine poetiſche Wallung Alexanders, der einſt zu Erfurt mit dem Manne in poetiſcher Politik geſchwärmt hatte.

Ich erinnere mich, daß man dieſen Beſchluß in Preußen gar nicht begreifen konnte. In Preußen haßte man Napoleon wol auch am Innigſten. England, ſein ewiger Feind, hatte ihn und ſeine Armeen nie geſehen, es hegte nur jenen politiſchen, jenen Begriffshaß, der nichts Unmittelbares, nichts menſchlich Dramatiſches hatte, und der deshalb ſpäter auch ſo langſam marternd zu Tage kam. In Spanien und in Preußen hatte Napoleon ans Herz und an die Nieren gegriffen, man kannte die Eingeweide ſeines Heeres, der Eroberung und Unterdrückung intim, man fühlte alles eigenthümliche Leben bis in die innerſten Kammern bedroht und angegriffen, man verlangte, daß die Perſon ſolches Urhebers perſönlichſt zerriſſen, vernichtet werde. Es wäre auch wol das Entſetzlichſte geſchehen, wenn Napoleon preußiſchen Truppen in die Hände gefallen wäre. Die Franzoſen haben keine Vorſtellung davon, und die Schonungsloſigkeit der preußiſchen Heere in Frankreich iſt ihnen bis jetzt im Gedächtniſſe, allein hervorragend, verhaßt hervorragend aus dem Getümmel der Kriegserinnerung. Das kann

nicht ſchaden, ſolch ein ſcharfes Verhältniß bürgt immer für Leben beider Theile. Daß ſie das Wort Preuße noch jetzt in Frankreich immer mit einer gewiſſen Erregung vernehmen, das iſt beſſer, als ſich gleichgiltig oder mitleidig aufgenommen zu ſehen. Der grimme Haß, den ſie in Spanien fanden, hält ſie heute noch in Reſpect vor einem innerlich aufgelöſten Lande, das ohne ſolchen Reſpect ihnen leicht wie eine bequeme Beute, oder wie ein unbedeutender Spielball ausſehen könnte. Die Nationen können im Großen und Beſten vereinigt ſein, ohne ſich perſönlich auszuwiſchen und aufzugeben. Die ſorgfältig bewahrte und eifrig ausgebildete Verſchiedenheit, die ſich ſelbſtſtändig auszuzeichnen ſucht, ſie iſt das unberechenbare Mittel, die Welt in Mannigfaltigkeit und dadurch eben mächtig zu fördern. Blinder Haß und blinde Verſchwommenheit in Hingebung ſind von gleichem Uebel.

Der Napoleonshaß in Preußen hatte offene Augen, ja er hat ſich bei gar viel geſund-ſehenden, etwas nüchternen und zähen Naturen bis heute ganz friſch und lebendig erhalten. Preußen und die angrenzenden Staaten ſind noch verſehen mit jenen ſtrengen Männern, welche unerbittlich den alten Feind weit von ſich halten, die den Kopf ſchütteln zu einer Jugend, welche ſich von der poetiſchen Fata morgana beſtechen läßt, und in bunte Herrlichkeit des Wortes einhüllt jenen verhaßten Empereur. Seien wir billig, ſeien wir klug! Dieſe grauen Leute ſind uns erſprießlich, ſind uns Noth, ſie haben Recht für ihren Theil im Staate, ſie wirken gut als Sauerteig. Es iſt ſchön, ſich poetiſch zu berauſchen, aber es iſt gut, daß es auch nüchterne Leute gibt; der Rauſch thut außerordentliche, aber auch thörichte Dinge. Der Miniſter Stein war im Civil der Anführer dieſer unerweichlichen Veteranen des Haſſes. Blücher war der ſoldatiſche Ausdruck dafür, der roheſte, aber auch der wirkſamſte; ſeine Ungeſchlachtheit, ſeine Unbedachtheit, ſein roher aber nie ſinkender Säbel, dies ganz ordinäre aber unverwüſtliche Huſarenelement hat den Napoleon niedergebracht, es war Napoleons Untergang 1814 und 1815. Siege helfen nur, wenn der Beſiegte weicht oder

fürchtet. Keins von Beiden that Blücher, und ſo machte er den Sieger todt. Das ſoll man im Auge behalten, um nicht im poetiſchen Schreck heutiger Geſchichtsanſicht rücklings hinzutaumeln, wenn einige Falten der Tradition geöffnet werden, und man erfährt, wie Blücher den Napoleon anſah, und wie er ihn huſarenmäßig haßte. „Wenn wir ihn kriegen" — überliefert eine Blücher'ſche Sage — „ſo laß' ich ihn aushauen."

Giebts ein wohlfeiler Mittel, zwei hiſtoriſche Figuren mit einem Male in den Koth zu ziehen? An den einen würde man ſtets mit ekelvollem Widerwillen denken und das Bild des Kaiſers wäre für immer beſudelt, da es nicht darauf angelegt war, einen religiöſen Märtyrer darzuſtellen, der unbeſchadet ſeines Schimmers das Unwürdigſte erfahren kann.

Habt Ihr Euch erholt und Euch die Unmittelbarkeit eines Vaterlandskrieges vor Augen gebracht, dann werdet Ihr die milde Größe eines Mannes um ſo höher bewundern, der, von derſelben Staats- und Kriegspartei, den Kaiſer und die franzöſiſche Welt ſo hoch achtete, wie's jetzt die Geſchichte thut, der den Krieg förderte und die Bedingungen des Friedens ſänftigte, der die desfallſigen Vorwürfe ſeiner erbitterten Mitbürger gelaſſen trug, um die freiere Luft der Weltgeſchichte frei, rein und in Ehren zu erhalten. Das war Hardenberg. Frankreich hat ſich bei ihm zu bedanken. Uns waren beide Sorten von Männern, die der Stein-Blücher und der Hardenberg nöthig und unſchätzbar.

Und dazwiſchen empor, wie eine Palme zwiſchen alten Eichen und Linden, iſt das Kaiſergedicht juſt bei uns aufgewachſen in aller ſchlanken, aufeilenden Schönheit. Aller Welt unerwartet hat es, kaum zehn Jahre nach dem Kriege, Heine angeſtimmt, einen neuen wunderbaren Ton, und die verſchiedenſte Politik giebt ſich einem Sangeszauber hin, welcher rein menſchliche Größe ſingt. Die Kataſtrophe in Fontainebleau entlockt im fernen deutſchen Norden Thränen der Theilnahme, man fragt nicht, wer den Kaiſer beſiegt, warum man ihn beſiegt, man blickt nur mit menſchlicher

Rührung auf den Beſiegten, auf den Kaiſer, der Abſchied nimmt von all ſeiner Herrlichkeit.

Merkwürdig, was wir romantiſche Spielleute Europas ſind! Frankreich hat einige kalte Odenverſe für Napoleon hervorgebracht, und nichts was der Heine'ſchen Kaiſer-Poeſie nur an die Kniee reichte! Liegt darin einer der Gründe, daß ſie Heine wie eine franzöſiſche Notabilität anerkennen, obwol ſie nur den Proſatheil ſeines Kaiſerpreiſes kennen? Schwerlich. In Paris iſt Napoleon viel, viel länger todt, viel, viel tiefer in vergeſſenem Hintergrunde als in Deutſchland. Nur in den Oſtprovinzen lebt er noch als mächtiges Gedächtniß, in den einſt deutſchen und halbdeutſchen Provinzen, im Elſaß, in Lothringen, in der Franche Comté und im Dauphiné — uns gehört die Treue und der Zauber des Todes.

Am 20. April 1814 um die Mittagszeit waren alle Anſtalten fertig zur Abreiſe des Kaiſers. Die Wagen ſtanden gepackt im Hofe des weißen Roſſes. Die Garde marſchirte auf in dieſem Hofe, um ihm die letzten Ehren zu erweiſen, dem Sterbenden. Es war ein Uhr, da trat er aus ſeinen Zimmern. Der Weg bis die Treppe hinab in den Hof war geſäumt von den Getreuen, die den Abſchied nicht verſäumen wollten. Es ſind wenig große Kriegsnamen darunter. Napoleon gab Jedem die Hand und ging eilig die Treppe hinab. Einen Augenblick verſchwand er zwiſchen den Reiſewagen, ſtand aber plötzlich dicht vor der Garde. Er macht ein Zeichen mit der Hand, er will ſprechen. Er ſprach ſonſt ſelten, er hielt keine Reden, er gab nur etwa ein Motto vor Beginn einer Schlacht. Jetzt will er reden, wo er Schlachten und Regiment auf immer verlaſſen ſoll, das Herz, das ſonſt verſchloſſen, geht ihm auf — es wird todtenſtill über Fontainebleau, er ſpricht:

„Soldaten meiner alten Garde, ich ſag' Euch Lebewohl. Seit zwanzig Jahren hab ich Euch beſtändig gefunden auf dem Wege der Ehre und des Ruhmes. In der letzten Zeit wie in der Zeit des Glücks habt Ihr nicht aufgehört, Muſterbilder zu ſein

von Tapferkeit und Treue. Mit Leuten Eurer Art wäre unſere Sache nicht verloren, aber der Krieg wäre endlos, es wäre der Bürgerkrieg, und Frankreich würde nur unglücklicher. Ich habe all meine Anſprüche denen des Vaterlandes geopfert; ich gehe — Ihr, meine Freunde, dient Frankreich weiter! Sein Glück war ſtets mein einziger Gedanke, es wird ſtets das Ziel meiner Wünſche ſein. Beklagt nicht mein Geſchick — habe ich drein gewilligt, mich zu überleben, ſo geſchah auch dies um unſers Ruhmes willen. Ich will die großen Dinge niederſchreiben, die wir zuſammen verrichtet — lebt wohl, meine Kinder! Ich möchte Euch Alle an mein Herz drücken, laßt mich wenigſtens Eure Fahne umarmen!"

Da ergriff der General Petit den Adler, und brachte ihn dem Kaiſer. Napoleon empfing den General mit ſeinen Armen, und küßte den Adler. Es trat ein Augenblick der Stille ein, man ſah den Kaiſer tief bewegt, und hörte das leiſe Schluchzen der alten Soldaten. Dann raffte ſich der Kaiſer auf, und fügte mit feſter Stimme hinzu: „Lebt wohl noch einmal, meine alten Gefährten! Möge dieſer letzte Kuß in Eure Herzen gehen!"

Er wendete ſich um, ſtieg raſch in den Wagen, in welchem ihn General Bertrand erwartete, und dahin, nach dem Süden, rollte der Reiſezug, der Zug ins Exil, von Fontainebleau bis ans mittelländiſche Meer begleitet von franzöſiſchen Reitern, Soldaten des Kaiſers.

6.

Als er nicht mehr handeln konnte, da wollte er ſchreiben; er ſprach von ſeiner Schriftſtellerei wie von einem neuen Feldzuge. Das hat er ſicherlich gethan, um die Hiſtoriker für ſich

einzunehmen! Wie? — Daß die Reſtauration wenig für Fontainebleau machte, hing wol zuſammen mit dem tiefen Stempel, den Napoleon beim Scheiden darauf gedrückt. Jeder Menſch ſucht inſtinctmäßig nur die Erinnerungen auf, die ihn fördern. —

Daß der Deutſche, von Fontainebleau kommend, Bibliotheken und Geſchichtswerke ſucht, iſt auch nicht befremdlich, denn das Werden iſt für den Deutſchen das Sein. Erſt läßt er ſich gern von der romantiſchen Scenerie und That überraſchen und reizen, und hält ſtill dazu mit kindlicher Aufmerkſamkeit. Er lieſt den hiſtoriſchen Roman mit Heißhunger, ſagt aber am Ende, wenn das Buch aus und er noch lange nicht geſättigt iſt: Da kann doch viel bloße Erfindung und Spielerei untergelaufen ſein, man muß ſelber zuſehen.

Er geht deshalb von Fontainebleau direct nach der rue Richelieu in Paris, allwo die große ſtille Bibliothek iſt, allwo Jedermann, er ſei woher er wolle, er trage einen zerriſſenen Rock oder einen goldgeſtickten, ohne Weiteres eintreten, ohne Weiteres irgend ein Buch der Welt verlangen, ſich niederſetzen und leſen kann. Man gibt ihm das Buch, er lieſt bis der Saal geſchloſſen wird, er dankt Niemand, er läßt es liegen, unſichtbare Geiſter beſorgen all die Kleinigkeiten, wodurch ſonſt der Gelehrte beläſtigt und geſtört wird. Dies große Haus wartet nur wie eine gaſtfreie Karavanſerei auf Ankömmlinge, die leſen wollen und ſchreiben; ſie hält Stühle, Tiſche, Tinte, Bücher dafür bereit, und ſie nimmt keinen Sou, keinen Dank dafür.

Der nächſte, das heißt der am ſchnellſten zurückgelegte Weg von Fontainebleau dahin geht auf dem Waſſer. Eine halbe Stunde öſtlich abwärts vom Orte fließt die Seine hinab nach Paris, und Dampfbote ſind bereit. Weiße Sandſteine und idealiſch ſchöner Streuſand werden da täglich hinabgefahren nach den Schiffen — dies iſt der letzte Eindruck, den man von Fontainebleau mit ſich nimmt. Die Fahrt geht raſch, die Ufer ſind faſt ununterbrochen artig, ohne mehr zu ſein, Hügelzüge, belaubt oder mit Wein bepflanzt, weiße Landhäuſer, moderne Schlöſſer, Ort-

ſchaften und Städte, darunter das uralte Melun, und das oft ſcherzhaft genannte Corbeil. In dieſem Landſtriche nämlich ſpielten die Hauptkämpfe zwiſchen Ligue und Hugenotten, und die letzteren wurden verhöhnt von den Pariſern, daß ſie Corbeil inne hätten — Paris habt Ihr nicht, aber Ihr habt Corbeil!

Wenn wir zurückgehen auf die Zeit, wo die Luſtſchlöſſer, les châteaux de plaisance, in Frankreich wichtig und intereſſant wurden, wo der Hof, wo die Galanterie, wo der übermüthige König von Frankreich entſtand, wo die großen und kleinen Spielereien mächtig, die franzöſiſche Welt Modewelt, die franzöſiſche Sprache Modeſprache wurden, kurz, wo das Frankreich aufſtand, das wir unter dieſem Namen verſtehen, — da haben wir die Ufer der Charente zu ſuchen. Dieſer reizende Fluß, grün wie der Chryſopas, geht durch ein grünes Wieſen- und Hügelland nach dem Ocean hin, und beſpült eine Stadt und ein Schloß, das dem Namen nach in Deutſchland jeder ordinäre Säufer kennt, denn der Name iſt Cognac. Wirklich hat der ſtarke Branntwein, welcher ſo heißt, ſeinen Namen von dieſem Orte, und wird noch heute dort fabricirt. Dort wurde am 12. September 1494 Franz der Erſte geboren. Die Mutter ging im Park ſpazieren, am großen Teiche hin, und ward plötzlich von der Ankunft eines Sohnes überraſcht, die Wehen überfielen ſie dergeſtalt, daß ſie kaum den Schatten einer Ulme gewinnen konnte. Unter deren grünen Zweigen ſah Franz zum erſten Male die Welt, ein echtes Kind grüner Fröhlichkeit. Man hat den Baum lange gepflegt; aber er iſt geſtorben, die Zeit der Turniere und Schlöſſer war vorüber. Da hat man denn einen Nachfolger gepflanzt, um die Königsulme nicht einzubüßen, wenn es auch nicht mehr die echte iſt, und die zeigt man heute noch. Cognac iſt der Geſchichte gefolgt, und heute ein fleißiger, proſaiſcher Fabriksort. Er war nicht des Königs Sohn, und es ſtand nicht zu vermuthen, daß

mit ihm ein König von Frankreich geboren worden sei. Ludwig XII. war in seinen besten Jahren, und man konnte nicht von einer wahrscheinlichen Aussicht reden für die jüngere Linie des Hauses Valois. Denn also hieß das Haus eigentlich schon seit Philipp von Valois, man nennt es aber gewöhnlich erst seit Franz mit diesem Namen, weil ihm, dem Angoulême, Ludwig XII. das Herzogthum Valois schenkte. Dieser Name Valois wurde von nun an das Stichwort bis zum Tode Heinrichs des Dritten für allen hohen Adel, dem die Krone im Wege war, oder der sie selbst wollte, wie das Haus der Guisen, ferner das Stichwort für allen Protestantismus, den jeder Valois verfolgte.

Von Franzens Vater, dem Herzoge von Angoulême, spricht man nicht, wol aber von seiner Mutter, einer Louise von Savoyen, einer Frau von starker Leidenschaft. Man hält sie für die Begründerin des sinnlichen Treibens um die Könige von Frankreich her, das vorher nur vereinzelt und niemals herrschsam da gewesen war, und das von ihr überging auf die Frau ihres Enkels, auf Catharina von Medicis. Bei Carl VII., den die Jungfrau von Orleans bei uns bekannt gemacht, erinnert man sich wol der Agnes Sorel, aber als einer bescheidenen Dame, und das weichliche Hoflager hatte keine weitere Bedeutung, als daß es den Krieg gegen die Engländer verabsäumen ließ. Ludwig XI., der cynische Tyrann, der mäßige, schlaue Mensch, hatte nichts mit Weiber- und Hofregiment zu thun, er umgab sich nur mit Büchsenschützen. Carl VIII. fand nicht Zeit genug, seine leichten Neigungen systematisch zu machen, und der nächste Vorgänger, Ludwig XII., war ein schlichter Mann mit bescheidenen Bürgersitten, der später oft mit Besorgniß dem lang aufschießenden Franz und dessen leichtsinnigen Manieren zusah und ausrief: Dieser große Junge wird Alles verschleudern, was ich gesammelt.

Man hat jene Mutter Franzens hart getadelt um ihres Betragens willen, um des Tones willen, den sie angegeben; sie habe dem Sohne die Maitressen selbst zugeführt, und allen

ſinnlichen Trödel begünſtigt. Es ſind hierbei zwei Epochen zu unterſcheiden. In der erſten lebt ſie noch ſtill der Erziehung ihrer Kinder, und Niemand ſagt ihr Uebles nach, in der zweiten wird ſie ſo munter und unternehmend, als begänne ſie eine orientaliſche Jugend. Das Urtheil darüber iſt ſehr ſchwer, beſonders wenn man — wie zu geſchehen pflegt — die ganze Folge franzöſiſcher Geſchichtsentwickelung dahineinzieht, wenn das Temperament einiger Weiber den weltgeſchichtlichen Gang verantworten ſoll. Da hat Louiſe von Savoyen und Catharina von Medicis die Frivolität erweckt, daraus iſt Sittenverderbniß und Verſchwendung entſtanden, daraus Abſolutismus und Finanznoth und endlich die Nothwendigkeit der Revolution. Alles das wächſt aus dem Schooße eines ſinnlichen Weibes; die Gottheit, welche der größte Frevler nicht läugnen kann, die Geſchichte in ihrer tauſendfach bedingten, immer übermenſchlichen Entwickelung, ſie entſpringt im Gelüſt eines Weibes!

Es iſt im Allgemeinen das ſinnliche Moment des Südens, welches den Unterſchied macht zwiſchen alt- und neufranzöſiſcher Geſchichte. Es beginnt unter Franz und verdrängt das nüchterne Frankenthum. Genuß und Kunſt entwickeln ſich innen und außen. Und da dieſer Wechſel vom Könige ausgeht, und wirklich halb orientaliſche Traditionen im Geleite hat, imperatoriſche aus Italien, imperatoriſche aus dem griechiſchen Kaiſerthume, ſultaniſche von den Arabern her und den eindringenden Türken, ſo wird ein monarchiſcher Abſolutismus das politiſche Ziel. Franz tritt damit noch kühner auf, als Ludwig XIV. die Franz'ſche Erbſchaft ausbildete. Man vergleiche: der König von Frankreich war im Anfange des Franz'ſchen Regimentes noch ſo abhängig, daß er kein Geld erheben konnte, wenn der Kanzler nicht das dem Kanzler allein zukommende Siegel unter die Scheine drückte. Es exiſtirt ein Brief des Königs, wo er den abweſenden Kanzler dringend um das Petſchaft bittet, weil er durchaus Geld brauche und gar keines vorhanden ſei. Und der alſo abhängige Franz ließ die Deputirten des Parlaments Stunden lang im Vorzimmer

warten, fuhr ſie dann an wie Domeſtiken und ſagte: Ehe die Sonne aufgeht, werdet Ihr abgereiſt ſein! Es war im Februar, der Regen goß in Strömen, alle Bäche und Flüſſe waren ausgetreten, das Reiſen war unter den damaligen Umſtänden, wo es an Straßen und Brücken gebrach, faſt unmöglich, man ſtellt es dem Könige vor, man bittet: Sie ſind entweder morgen auf der Reiſe, erwidert er, oder im tiefſten Loche, ich will ſehen, welch Parlament ſie befreien ſoll. — —

Jenem ſinnlichen Momente des Südens gegenüber entwickelte ſich zu derſelben Zeit das rein-geiſtige Moment des Nordens in der Reformation, und durch dies Zuſammentreffen wird der Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts eine ſo große Wetterſcheide. Die ſinnliche Genußwelt franzöſiſcher Herrſchaft drückt die ſtrenge Geiſtigung ſcharf danieder, ein Verſuch der Einigung ſolcher Extreme erſcheint unter Heinrich IV., geht aber juſt durch die genußluſtige Natur des Königs verloren. Das Temperament zieht ihn zur heiteren Sinnlichkeit, entführt ihn nicht nur dem nüchternen Hugenottenthume, ſondern hält ihn auch ab, einen conſequenten Durchkampf ſolcher Extreme zu geſtatten oder zu fördern. —

Franz, ein Sohn ſeiner Mutter, ein Sinnenmenſch um und um, ohne die geringſte Anlage zu religiöſer Vertiefung, hielt aus Inſtinct fraglos am Katholizismus, und ließ auf den Plätzen von Paris die Ketzer verbrennen. Die innere Welt derſelben intereſſirte ihn ſo wenig, daß er eine lange Zuſchrift Calvins gar nicht las; dergleichen war nicht für ihn da, wenn auch gegen Gewohnheit der proteſtantiſche Prediger weniger lang, wenn er auch intereſſant geſchrieben hätte. Und inſtinctmäßig kannte Franz auch die politiſche Gefahr, die ſeiner Exiſtenz von proteſtantiſcher Seite drohte. Er ſchloß mit dem Papſte ein Concordat, das ſelbſt die katholiſchen Seigneurs in Frankreich zu günſtig für den Papſt befanden. Franz ſtritt über einige Hauptpunkte mit dem Nuncius, und drohte ihm, wenn der Papſt nicht nachgäbe, mit dem Proteſtantismus. Der Nuncius

lächelte blos und ſprach: ein anderer Glaube, ein anderes Regiment.

Ja wol, ja wol, rief Franz, ſo denk' ich auch, und umarmte den Nuncius. —

— Man ſieht denn auch die ſchönere Sinnenwelt in Franzens Mutter ſtark ausgebildet. Wie ſtürmiſch, wie über Alles liebt ſie dieſen Sohn, liebt ſie die Tochter Margarethe. Die Jugend an der Charente war von ihr gepflegt und bewacht wie ein Schatz des Himmels. Es exiſtirt unter dem Titel Memoiren eine Art Tagebuch von ihr, das ziemlich trocken Hauptbegebenheiten ihres Lebens, ſtets in wenig Zeilen, aufführt. Aber dieſe trockene Chronik iſt durchgrünt von friſcheſter Mutterliebe. Wie freut ſie des Sohnes Wildheit, denn er ſoll Leben entwickeln, und wie iſt ſie doch beängſtigt, denn er hat von Jugend auf ebenſo, wie ſein ganzes Leben hindurch all das kleine Unglück, das die Gliedmaßen in Gefahr bringt und oft auf lange niederwirft. Sie läßt ihn reiten und ſieht's mit Entſetzen, daß ein wildes Pferd mit ihm durchgeht nach dem engen Buchenwalde hin, er iſt erſt ſieben Jahr alt, dieſer François, er wird verloren ſein!

Noch bedenklicher ergeht es ihm, da er vierzehn Jahre alt iſt. Es ſcheint in Frankreich unter den Buben ein Bombardir-Feſtungs-Spiel damals Jahrhunderte lang Mode geweſen zu ſein, überall findet man's erwähnt, und der Krieg beſtand ja auch zumeiſt in Vertheidigung und Eroberung feſter Plätze. Die Buben, unter denen François, werfen ſich mit faulen Aepfeln und ähnlichem weichen Geſchoß, der Kampf belebt ſich aber, die Kämpfer greifen nicht nur in der Hitze, ſondern hitzig nach Steinen, und François wird von einem ſolchen am Vorderkopfe dergeſtalt getroffen, daß er bewußtlos niederſtürzt. Man denke ſich die Mutter, die es aufſchreibt, wenn er ſich einen Dorn ins Bein geſtoßen, und die es ausdrückt, daß jeder kleine Schmerz, der ihn peinige, ihr das Herz umkehre. Und diesmal war ſein Leben in Gefahr.

Die Kindesliebe iſt in Frankreich ſo ſtark, ſo jeden Augenblick zu Ergüſſen der Theilnahme und Zärtlichkeit bereit, wie wir

es in Deutschland gemeinhin nur bei den Israeliten sehen. Ich habe sie in allen Theilen Frankreichs so stark, so leidenschaftlich erblickt, daß es mich oft, sehr oft zum Nachdenken getrieben. Wir stellen uns leicht die abstract politischen Franzosen blasirt vor, und ach, diese Nation ist es so wenig, ist so frisch, so feurig, so gewaltig in den einfachen Empfindungen, daß wir uns vertrocknet daneben erscheinen. Die Franzosen sind viel südlicher als man in Deutschland glaubt. Und in Paris ist man weniger blasirt, als auf den deutschen Schriftstuben. Ihre Förmlichkeit weiß sich Alles appetitlich zu machen, sie sind so leicht interessirt, so neugierig, so theilnehmend, so gutmüthig — auch gutmüthig? O, in den Provinzen Frankreichs begegnen Euch so zuvorkommende, so brave, so herzliche Menschen, wie Ihr sie nur im herzlichsten Deutschland suchen mögt. Und was ein Volk unüberwindlich und in sich unzerstörbar macht: alle einfache Empfindung ist stark, unzweifelhaft elementarisch wie das Meer, das überall elementarisch mahnend an die Küsten schlägt. Ueberbildung und Verbildung ist vielleicht nirgends seltener als in Frankreich, das natürliche Gebot bleibt fraglos, auch das oberste, dem man ohne Weiteres, ohne Prüderie, ja mit classischer Einfalt nachgeht auch in den gebildetsten Kreisen. Diese Louise von Savoyen ist noch heute überall in Frankreich zu finden, die in ihr Tagebuch schreibt, daß Franz mit sechszehn Jahren, kurz ehe er zum ersten Male ins Feld zog, ein Uebel gehabt, das eine Dame in England um keinen Preis aussprechen ließe, wenn sie, gegen Erwartung, Namen und Bedeutung unglücklicherweise irgendwo erfahren.

Diese zärtliche Gruppe aus Cognac von Mutter, Sohn und Tochter dauert auch feuerfest durch das Leben aller Drei. Zwischen Sohn und Mutter entstand eine harte Probe, als sie eine Geldsumme, wichtig und unerläßlich für den Krieg, unterschlagen hatte. Der Mangel dieses Geldes vernichtete einen Feldzug, und es kam schrecklich zur Frage. Louise ließ sich wahrscheinlich das Unverantwortliche zu Schulden kommen, und schob die Anklage unwahr auf einen Beamten. Es gab dabei nur einen Moment, wo der

Sohn als König den gewohnten Respect gegen seine Mutter aus den Augen ließ, zu ihr stürmte und Rechenschaft verlangte. Aber er fand sogleich die Mäßigung wieder, obwol er das Unrecht der Mutter durchschaute, und mit einer gewissen Größe sprach er: Wir waren unwürdig des Glücks, machen wir es ein anderes Mal besser.

Während er bei Marignano focht, lag sie auf den Knieen in der Kirche, und betete unabläßig für ihn, „denn ich liebe ihn mehr als mich" — schreibt sie — „er ist mein Sohn, mein prächtiger Cäsar".

Und mit der Schwester Margaretha, die später nach Navarra heiratete und die Großmutter Heinrichs IV. wurde, hatte er sein ganzes Leben hindurch das liebenswürdigste Verhältniß. Sie war auch äußerst förderlam für alle Kunstthat seiner Regierung, denn sie war nicht nur immer heiter, alle Hindernisse wegspottend, sondern sie hatte auch einen vortrefflichen Geschmack, und sie war mehr als er, sie war productiv, sie hat in den Pyrenäen die übermüthigsten Dinge geschrieben, die „marguérite de la Marguerite des princesses", die „Nouvelles de la Reine de Navarre", Erzählungen, des Boccaccio würdig. Franz hat zwar auch Gedichte niedergeschrieben, und sie sind gesammelt auf der Pariser Bibliothek zu finden, aber man hat nicht nöthig, sich besonders darnach umzusehen. Wenn Margarethe mit dem Bruder zusammenkam, da mußte er ihr alle Liebschaften und Abenteuer erzählen, die er seit der letzten Beichte erlebt und alle schlimmen und alle hübschen Umstände; sie gab ihm dafür guten Rath, und zeichnete die Sachen auf. Wenn man's geschickt herausfindet, kann man alle Avanturen Franzens in Margarethas Schriften lesen.

Man sieht, es war ein romantischer, inniger Grund in der Jugend und dem Hause dieses Königs, und wenn man später erfährt, wie er sein Königshaus, seinen Kamin, seine Tafel mit interessanten und klugen Leuten umgab, und deren Gesprächen meist aufmerksam und günstig war, so hat man schon einen Blick

gewonnen in das Verhältniß eines leichtſinnigen Königs zu einer ſo bedeutenden Sache wie die Renaiſſance iſt, die Wiedergeburt von Kunſt und Wiſſenſchaft. Es iſt im Verhältniſſe zu ſeiner Mutter eine ſo warme Farbe, wie man ſie ſonſt nur zwiſchen dem Liebhaber und der Geliebten ſucht: Er wachte ganze Nächte an ihrem Bette, wenn ſie unpäßlich war und nicht ſchlafen konnte. Als er die einzige Schlacht, die er in ſeinem Leben gewann, als er die Schlacht bei Marignano geſchlagen hatte unter dem weit entfernten Gebete ſeiner Mutter, und nun zurückkehrte nach Frankreich, da flog ſie ihm entgegen, und wie ein jungfräuliches Glück erzählt ſie's: bei Siſteron ſah ich ihn zum erſten Male wieder, er kam an der Durance herauf geritten, und er war geſund und ganz, und ich lag glücklich in ſeinen Armen.

7.

Es ſchürzte ſich dem jungen Manne Alles romanhaft: dem Könige Ludwig ward kein Sohn, er rief ihn zu ſich, er gab ihm Liebe, er gab ihm den Blick auf die Krone, er gab ihm ſeine Tochter zur Braut, zur Gattin, ſeine einzige geliebte Claude, er gab ihm kriegeriſche Vorbilder. Gaſton de Foix, einer der ſchönen Prinzen aus dem Gebirgslande Foix in den Pyrenäen, war damals der Stern des Krieges, und das Vorbild für Franz; Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel — le bon chevalier sans paour, wie ihn die Chronik ſchreibt — war der Fels der Ritterſchaft; im Angriffe ein Windhund, in der Vertheidigung ein Eber, auf der Flucht ein Wolf, wie man von ihm ſagte. Staunend und voll Eifer blickte Franz auf beide; denn ſeine Natur und ſeine Erziehung gingen mehr auf perſönliches Ritterweſen, auf Theilnahme an Kunſt, als auf politiſch Leben. Man

hat es seinem Lehrer Boisy zum Vorwurfe gemacht. Aber in andere Dämme geleitet, hätten die Fähigkeiten Franzens vielleicht gar keinen Vorzug entwickelt. Man kann nicht aus jedem Menschen jedes Beliebige machen, wenn es was Rechtes werden soll; man erzieht dann am besten, wenn man die stärkste Anlage fördert. Daß die Mannigfaltigkeit, daß aller Umkreis der menschlichen Macht erfüllt werde, dafür gibts so viel tausend Menschen, dafür gleicht keiner dem anderen.

König Ludwig schickte Franz zuerst an der Spitze von Truppen nach der Guyenne, und zwar commandirte ihm der junge Alba gegenüber. Es wird nichts besonderes darüber gemeldet, er war tapfer bis zur Verwegenheit, aber sein Krieg begann ohne weiteres Glück, wie er es stets geblieben. — Als in der heißen Schlacht bei Ravenna Gaston gefallen, da mußte König Ludwig alle Hoffnung auf den jungen Thronerben setzen, der freilich erst achtzehn Jahr alt war. Aber Ludwig fühlte sich schwach, und wollte nichts verzögern, er rüstete 1514 dem noch nicht Zwanzigjährigen die Hochzeit mit der lieblichen Claude. Mit Claude's Mutter war die Bretagne zum ersten Male an den König von Frankreich gekommen, Claude brachte sie denn auch ihrem Franz als Morgengabe, und mit diesem festen Lande des Meeres eine unerschütterliche Liebe, eine innige zärtliche Neigung für den jungen Ritter. Diese sanfte Liebe hat viel in der Stille gelitten, hat manche stille Thräne geweint; denn um beglückt zu werden hätte sie eines ganz anderen Temperamentes bedurft, als Franz es besaß, der ungestüme, der abenteuerliche, der wechselvolle, der ungetreue. Er scheint von Hause aus nur eine brüderliche Zuneigung und nicht mehr für Claude gehegt zu haben. Aber es ist ihm nachzurühmen, daß er sie bis zu ihrem Tode mit der zartesten Achtung behandelt hat, ja er hielt ihre Stellung und ihre Einsicht so hoch, daß er ihrem Rathe oft die wichtigsten Staatsfragen unterwarf. Das ist nicht genug, wenn man Liebe will, aber es hält das Haus in mäßigem Gleichgewichte, und es ist bezeichnend für Franz, daß er bei allem abenteuerlichen Leichtsinne den häuslichen Kreis nie

ſchreiend verletzte, obwol auch ſeine zweite Gattin nicht die Wahl ſeiner Neigung und Zärtlichkeit war.

Nach jener erſten Hochzeit im Mai 1514 waren nur einige Monate vergangen, da ſchürzte ſich in dem ſonſt ſo einförmigen, bürgerlichen Hauſe König Ludwigs die romanhafteſte Lage. Der alte Herr hatte ſich bereden laſſen, noch einmal zu heiraten, und zwar eine junge blühende Prinzeſſin aus England, die erſte und letzte engliſche Prinzeſſin, die auf dem Throne Frankreichs geſeſſen, die ſchöne Marie, die Schweſter Heinrichs des Achten. Hiermit ward Alles in die größte Unruhe geſtürzt: wenn dieſe Ehe mit einem Leibeserben geſegnet wurde, ſo war die Krone Frankreichs, die er ſchon mit den Fingern berührte, für Franz verloren! Allerdings verſicherten die Aerzte: Ludwig XII. zeugt keine Nachkommen mehr. Aber was iſt ärztliche Wiſſenſchaft wenn ein Reich auf dem Spiele ſteht; wer mag ſich darauf verlaſſen! Und eine junge lebensgierige Fürſtin, wer will ſie hüten! Wir wollen's, ſprach Louiſe und Claude. Sie bringt vielleicht ihren Liebhaber ſchon mit aus der Heimat? So war es, und dies verwickelte den Roman. Franz erhielt den Befehl, die neue Königin in Boulogne zu empfangen, und ſie dem Könige entgegen nach Abbeville zu führen, wo in der alten Kathedrale die Hochzeit geſegnet werden ſoll. Schweren Herzens geht er nach Boulogne und ſieht das Schiff nahen — er bietet Marien die Hand, um ſie ans Ufer zu geleiten, und ſieht und empfindet mit Staunen, mit Freude, mit Angſt, daß ſie wunderſchön, daß er ſie ſelbſt beſitzen möge. Ehe er ſie bis Abbeville geführt, iſt er ſelbſt leidenſchaftlich verliebt, und ſich ſelbſt der gefährlichſte Nebenbuhler des Nachfolgerechtes. Er hat aber auch mit eiferſüchtigem Auge der Zärtlichkeit ſchnell entdeckt, daß der Liebhaber wirklich im Gefolge iſt. Er nennt ſich Charles Brandon, und iſt ein Sohn von Heinrichs des Achten Amme, ein Liebling dieſes Königs, den dieſer zum Herzog von Suffolk ernannt hat. Gefahr von allen Seiten! Franz iſt nicht gewohnt, ſeiner Leidenſchaft etwas zu verſagen, weil es gefährliche Folgen haben könne, und er ſieht auf der andern Seite

in Brandon das entſchloſſenſte Liebesfeuer, in den Augen Mariens das heißeſte Verlangen. Der Kopf kann ihm wirbeln, aber er iſt jung und friſch, und klüger als man glaubt.

Claude und Louiſe wachen über die Königin wie mit Schwertern, die Arme iſt keinen Augenblick allein, und niemals darf ſie allein ſchlafen: Eine Ehrendame, die Baronin d'Aumont, erhält das Recht und die Verpflichtung, im Zimmer der Königin zu ſchlafen, wenn der König abweſend iſt. Arme Marie, armer Brandon!

Man erzählt, Franz habe die Situation noch ſchärfer gefaßt, er habe Brandon zur Rede geſtellt, und nichts geſchont, nicht Bitte, nicht Verſprechung, nicht Drohung — der König iſt ſchwach, die unpaſſende Aufregung macht ihn täglich ſchwächer, jeder Tag, jede Nacht kann ihm den Tod bringen, bis dahin, Brandon, müßt Ihr entſagen, ganz und gar, ich will Euch entſchädigen, ich will — foi de gentilhomme — für Euch um die Hand der jungen Witwe werben beim Könige von England. Aber es iſt Euer völliges Verderben, wenn Ihr unbeſonnen ſeid!

In den Memoiren des Marſchalls von Fleuranges und noch mehr in Varillas findet ſich ſolche Nachricht über dieſen Roman. Man findet den Bericht nicht genug begründet, und dies Geſpräch nicht wahrſcheinlich — es iſt im Gegentheil ſo wahrſcheinlich, daß man es erfinden müßte, wenn's nicht da wäre. Franz hielt auch Wort genau nach dieſem Geſpräche. Man ſieht, er war hier klüger als leidenſchaftlich, wo es ſich um die höchſte Macht handelte. Der Leib dieſer Marie war ihm zwiefach werth, aber was er ſonſt nicht konnte, hier konnte er's: den Werth ſinnlichen Verlangens zurückſtellen.

Was ſchien es ihm zu helfen? Erſt ſagte man ſich's leiſe, dann ſagte man ſich's laut im Schloſſe, dann ſagte man ſich's in Paris: Die ſchöne Königin iſt ſchwanger, es wird eine Regentſchaft geben, denn der alte König Ludwig, der Vater des Volks, iſt darüber hin, er wirds nicht lange mehr treiben. Franz mit ſeiner Familie war in übler Lage und Stimmung. Es war ein

rauher, windiger Winter vom Jahre 1514 zum Jahre 1515. In der ersten Nacht des neuen Jahres tobte ein solcher Sturm in Paris, daß die Seine an die Fenster der Bürgersleute sprang, und man meinte, der jüngste Tag sei da. In selbiger Nacht, da Franz noch traurig, tiefsinnig und verdrießlich im Zimmer umhergeht, kam die Nachricht: Der König schickt, der König liegt auf dem Tode, er will Monseigneur, den Herzog von Valois, sprechen.

Franz eilt an des Königs Bett, der König denkt wirklich zu sterben, und beschwört ihn: mache mein Volk glücklich! Franz tröstet, der Anfall werde vorübergehen, er weint mit den Umstehenden — aber der König verschied in der selbigen Nacht.

Am Morgen trat Franz vor die Königin Marie und fragte: Bin ich König von Frankreich?

Ich kenne keinen andern, erwiderte sie. Man ermesse, wie rüstig er sich aufrichtete nach so schwerer Sorge, wie er die Boten sandte, wie er Anstalten traf. Des Nachts bei Fackelscheine ließ er sich in Rheims salben.

Auch Brandon ließ er rufen, er war ihm Dank schuldig. — Es existirt eine Nachricht, daß Marie sich gegen Franz für schwanger erklärt, sie hat aber nichts für sich. — Franz sagte zu Brandon: Ich kenne Eure Gefühle, veranlaßt, daß der König von England an mich schreibe, ich werde mich für Euch verwenden. Aber versprecht vorher, nichts zu unternehmen, was Verdruß geben könnte. — Suffolk-Brandon verspricht's bei seinem Kopfe, und geht hin, und heiratet drei Tage darauf die junge Königin Witwe, ganz wie eine Geduld, die so lange gespannt und gedehnt worden, daß sie auf einmal zerspringt. Franz erfährt's, und läßt ihn rufen: Ihr wißt, was Ihr versprochen, und was eingesetzt?

Ich weiß es, antwortet Brandon zitternd, aber wenn Ihr die Liebe kennt, die Folter — Ihr werdet verzeihen.

Franz hat wahrscheinlich gelacht; wenigstens hat er erwidert: Ich verzeihe Euch nicht, ich verdamme Euch nicht, ich will an meinen Bruder, den König von England schreiben, von ihm hängt Euer Loos ab.

Vielleicht mit dieſer Familienangelegenheit begann das gute Verhältniß, das immer zwiſchen ihm und Heinrich VIII. beſtanden hat. Franz nannte ihn — und dies war neu — Majeſté, um rückwärts ſo genannt zu werden, und man gefiel ſich gegenſeitig.

Die junge Witwe und Wiedervermählte ſchrieb ebenfalls nach England: Deine Einwilligung, geliebter Bruder hätteſt Du verſagt, aber Verzeihung wirſt Du bewilligen. Was ſollte Heinrich thun? Nicht verzeihend mußte er ſeinem Lieblinge den Kopf abſchlagen laſſen. So wurde dies gewitterſchwere Verhältniß eine bürgerliche Ehe ganz für ein deutſches Taſchenbuch. Kein Menſch fragt mehr, ob der Leib dieſer ſchönen Marie fruchtbar geweſen.

Franz aber, ein leichter Sinn, herrſchluſtiger, als verliebt, lachte hinter dem ſchönen Weibe her, die nach England ging, ſchwur, es ſei abſcheulich, dieſe Schönheit zu verlieren — aber enfin, es gäbe andere Schönheiten, und er ſei König von Frankreich.

Ein altes Wort aber in Frankreich ſagt: Wenn Gott zwei Söhne hätte, und um die Erbtheilung verlegen wäre, ſo gäbe er dem einen den Himmel, dem anderen Frankreich.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß damals noch nicht nach der Charte regiert wurde.

8.

Wer denkt jetzt noch daran, wie langſam der große Körper zuſammengeſtückt worden iſt, welcher Frankreich heißt. Man gedenkt deſſen ſo ſelten, daß es faſt Niemand mehr weiß; es liegt ein franzöſiſcher Nationalſtolz darin, Frankreich wie etwas von undenklichen Zeiten her Beſtehendes anzuſehen. Sie haben auch

ihre Geſchichte ſo eingerichtet, daß Alles vom Sturze der Römer an im Intereſſe der Franzoſen, als Geſchichte der Franzoſen geſchehen iſt. Die Merovinger und Karolinger ſind ihnen ohne Weiteres die alten franzöſiſchen Könige, an den Fingern zählen ſie in ununterbrochener Reihe vom fabelhaften Pharamund bis zum deutlichen Ludwig Philipp. Jene ſind die beiden erſten Königsſtämme — Race nennen ſie's — und mit Hugo Capet, bei welchem wir franzöſiſche Geſchichte anheben, beginnen ſie ſchon ihre dritte Race. Franken heißt ihnen Franzoſen, de Thou ſchon ſchreibt „Francs ou François". Unſere hiſtoriſche Gewohnheit läßt das ohne Weiteres vorüber, wenn von den Chlovis und ſolchen auſtraſiſchen und neuſtriſchen Leuten die Rede iſt, aber bei Carl dem Großen macht es uns einen unangenehm überraſchenden Eindruck. Dieſer Carl wird uns ohne ein Wort unter den Händen weg escamotirt, als ob ſich das von ſelbſt verſtünde, daß Charlemagne für alle Welt nur franzöſiſch Charlemagne heiße und ein unzweifelhaft blos franzöſiſcher Held ſei. Daß für uns erſt ein Frankreich nach dem Vertrage von Verdun und der Franzoſe mit dem Frankreich eigenen Geſchlechte der Capetinger beginnt, ich glaube, das iſt ihnen ganz unbekannt. Wenigſtens die Art, wie noch heutigen Tages ein unterrichteter Mann erſten Ranges, ein Mann wie Guizot, von geſchichtlichen Urſprüngen Deutſchlands redet, dieſe Art ſchließt eine völlige Unkenntniß deutſchen Gedankens ein über deutſche Urſprünge, und iſt in dieſer Unkenntniß geradezu unverſchämt. Wir haben wirklich eine volle, in ſich gegliederte und eine reiche Staatswelt viele Jahrhunderte früher, ehe an ein Frankreich zu denken war, ehe dieſer Landſtrich mehr war, denn ein unzuſammenhängend Chaos von Verſchiedenheiten, wir haben eine alte germaniſche Welt. Davon haben doch auch die Franzoſen gehört, man hat ihnen, läſtig genug, zuweilen dargethan, daß der Gedanke dieſer und jener Inſtitution germaniſch ſei, ihnen durch Franken, durch Normänner, durch Burgunder zugekommen. Wie entledigt ſich Guizot ſolchen Zudranges? Er nimmt jeden Gedanken, jeden Zug einzeln und

ſagt: dieſer exiſtirt ebenfalls bei dieſem indianiſchen Stamme, jener exiſtirt bei jenem Volke in der Südſee, und ſo weiter. Sollte es nicht möglich ſein, in dieſer geiſtlos hiſtoriſchen Manier alles Erſinnliche zuſammenzuſtellen aus Oſt und Weſt, am Ende auch eine Art Menſchen aus allerlei Thierbeſtandtheilen?

Wir bezahlen unſere hiſtoriſche Entwickelung vom alten Germanien herab theuer genug durch Langſamkeit, und die Franzoſen haben in wirklich franzöſiſcher Geſchichte hinreichend gethan und gewonnen, um uns einen hiſtoriſchen Adel zu gönnen, der ihnen nicht gehört. Denn in dieſem Punkte halten wir alle auf Ahnen und ſind ahnenſtolz; dies iſt auch ein Moment des Adels, ein Seelenreiz der Vergangenheit, welcher nicht nur voll Reiz, ſondern auch voll Macht iſt. Und wo er aufhält in der Bildung, da vertieft er auch. Ein Volk, das ſich ſeine Geſchichte entwenden läßt, iſt des Todes würdig, und des Todes. —

Ein Louis unter den Capetingern war einſt ſo arm, daß er nur die Domäne Laon beſaß. Es waren fleißig erwerbende Regenten gefolgt, und doch kam erſt kurz vor Franz Burgund an Frankreich, noch mit Franz erſt die Bretagne, und noch dicht vor Franz beſtritten ſogar die Lothring'ſchen Herzöge das Recht der Krone auf die Provence. Was bleibt, wenn man dieſe großen Provinzen abzieht? Und hinzugethan, was fehlte noch Alles an Frankreich, als Franz zur Regierung kam? Das feiſte Flandern gehörte ihm nicht, nicht Artois, nicht Lothringen, nicht die Franche Comté, nicht Rouſſillon, nicht die Cerdagne, noch weniger der Elſaß. Aber das franzöſiſche Reich hatte von vorn herein den großen Vortheil, von der feſten Mitte aus weiter greifen zu können. Der flache Mitteltheil des Landes, die Ebenen von Berri und Orleans, die Ebenen der Champagne, von Isle de France, dies Königreich von Paris war immer ein feſter Grundſtock, das Land von Nevers, von Bourbon, die Marche, das Pferdeland Limouſin, die bergige Auvergne und das Lyoner Land hielten immer zuſammen für ein enges aber feſtes Frankreich, das nach allen Seiten greifen konnte.

Franz fand auch noch keine Marine, keine National-Infanterie, keinen Handel, keine Künste. So viel war noch zu thun in Frankreich! Ludwig XII. schob immer die Schuld auf den Adel, wenn er der Lücken gedachte, und sagte dann: Dieser Adel ist wie Actäon, die Pferde und Hunde fressen ihn auf. Ein großer Fürst kann aber mehr thun, als epigrammatisch ein Uebel bezeichnen. Daß Franz zum Beispiele den Havre anlegte, war viel mehr werth als eine geistreiche Bemerkung. Er war überhaupt mehr talent- als geistvoll, es existiren nicht schöne Worte von ihm, aber der Drang zu Anlagen war so groß, daß alle Absicht, die er hegte, auch die unklare, unausgebildete, in eine Thatsächlichkeit überging, in eine Anstalt. Diese überwuchsen ihn selbst und seine Einsicht, ohne ihm deshalb fremd zu sein. Man urtheilt deshalb sehr leicht, die Welt um ihn sei größer gewesen als er. Aber wenn man näher zusieht, so fehlen doch die Namen, denn ein paar Künstlernamen thun es nicht, mit deren Zank und Künstlerneid er ohnedies alltäglich zu sorgen und zu schlichten hatte. Franz war die Hauptperson, nicht blos weil er König war, sondern weil er Franz und König war. Er war voller Leben. Dies ist das Wort für ihn, wenn man sieht und einräumt, daß es ihm an wirklichem Genie, an bewußter Ueberlegenheit und an Glück gebrach. Er war voll königlichen Unternehmens. — Da er hierzu Tact und Geschmack besaß, so war dies seiner Zeit von außerordentlichem Werthe.

Voltaire nennt die Zeit Franzens eine Zeit der Verschwendung und des Unglücks. Dies ist Beides richtig, sagt aber nicht das Richtige. Franz verbrauchte viel, und wol auch manchmal unnützerweise; aber der Oekonom kann keinem Talente die Rechnung schreiben, denn alles Talent existirt außerhalb der vier Species. Ferner, Franz öffnete Quellen der Einnahme, die vorher unbekannt waren, und die nicht alle den Bürger und Bauer mehr bedrückten. Endlich, Franz hinterließ nicht nur keine Schulden, sondern wohl versehene Kasten. Sieht dies nicht fast aus wie Genialität? Sparen kann die Mittelmäßigkeit; frei und fröhlich ausgeben, und doch sammeln kann nur, wer erfindet.

Napoleon nennt ihn einen Turnier- und Salon-Helden, einen der großen Pygmäen. Er war Beides neben einem so innerlich dichten Charakter wie Napoleon, der so viel Keime reif in sich trug, und sich so viel Glück, will sagen so viel Macht zu bahnen wußte. Diese letzte Kraft, der echte Stempel des Helden, mangelte Franz, deshalb muß er einem Napoleon und neben einem Napoleon klein, spielerisch erscheinen. Die Geschichte braucht aber andere Maßstäbe als Napoleon, denn sie hat mehr Interesse zu nehmen als er.

Franz machte einen Napoleon möglich durch die Weiterbildung eines Despotismus, den Ludwig XI. geistreich angelegt, und den Franz schwunghaft, fortreißend, thatsächlich, ohne doctrinäre Erläuterung in Gestalt setzte. Er machte einen Napoleon möglich, durch alle sinnliche Richtung, die er den Franzosen gab, durch das Institut eines Hofes, der ganz Frankreich auf einen Fleck zusammendrängte, erst in Glanz und Geist, dann zu Grund und Stoff einer Opposition, die einen richtigen und stolzen Mittelpunkt des Angriffs darin fand, im Spiegel des Hofes sich einträchtig zusammenhielt, und so vermittelst des Hofes die ungeheuersten Ereignisse und Gedanken herbeiführte. Denn nichts entsteht im Leeren: Wind und Welle sind nur, wo sie Widerstand finden.

Vor Franz gabs keinen Hof in Frankreich, und ein Hof entstand dadurch, daß die Weiber ihre öffentliche Rolle begannen. Daher heißt es noch heute richtig einer Frau den Hof machen, wenn man sie mächtig macht. Franz pflegte zu sagen: ein Hof ohne Damen ist ein Jahr ohne Frühling, ein Frühling ohne Rosen. Man nannte auch bald nicht blos das mehr den Hof, wo der König war, sondern wo die Damen waren.

Wie überall waren die ersten Fürsten in Frankreich Anführer des Heeres. Ihr Hof waren tapfere Kriegsgenossen, die in Gesellschaft den wilden Stier jagten, aßen und richteten. Aber Alles in der Welt sucht sich eine Form, um für erst zu dauern, dann zu erstarren, dann zerstört zu werden. Denn das zur Form Gesammelte zerstört sich besser. So trat mit Clovis der erste

Wechſel ein in dieſen Verhältniſſen. Bei ihm ſpricht man zuerſt von Rechten der „Krone“. Mit Charlemagne ſteigert ſich das, er nimmt Kaiſertraditionen auf; bis zu ihm kannte man nur ein „Haus des Königs“, unter ihm wird's „le sacré palais“ — sacrum palatium. Als die große Perſönlichkeit ausging, ſpaltete ſich das aufgenommene Vorrecht in ariſtokratiſche Vorrechte, und die Majordome, Haushofmeiſter, wie wir ſie überſetzen, Maitres du palais, wie ſie Frankreich nennt, werden die Hauptträger derſelben.

Hugues Capet, welcher die ſogenannte dritte Königsrace beginnt, war ein ſolcher Maitre du palais. Der Hof war unter ihm wieder ganz klein, er hatte fünf Hausofficiere um ſich, das war Alles. Henault hat aus Du Tillet folgende wichtige Notiz von den Jahren 1103, 1104 und 1105 notirt:

„Der König Philipp (I), um ſeine Verordnungen (chartes) und Briefe zu autoriſiren, ließ ſie unterſchreiben von ſeinen Großofficieren, vom échanson chambrier, grand maitre, und dem connétable de France.“

Der König und der Connetable wußten noch meiſt nichts weiter zu ſchreiben als ein Kreuz oder ein Monogramm zu malen, und der Grand-Chancelier ſchrieb dazu was dies zu bedeuten habe.

Gegen Ende der Regierung Ludwigs IX., des Heiligen, wurden dieſe Rechte der Ariſtokratie ſchon wieder beſchränkt, und der König begann wieder Art und Macht Carls des Großen.

Ludwig XI. gab ſeinen officiers de la maison den Titel officiers de France, und begann damit die große Wendung, das Königshaus mit Frankreich zu identificiren, und einen Hof vorzubereiten, der früher nur als Privatgeſellſchaft vorhanden ſein konnte, und in allen Dingen ein ganz ander Anſehen hatte. Weihnacht und Oſtern nämlich kamen die großen „seigneurs territoriaux“ in des Königs Haus, das nur aus deſſen Familie und den wenigen „grands officiers“ beſtand. Ihre Weiber brachten ſie niemals mit. Und übrigens waren die seigneurs ſehr ſorglos,

es war das Haus des Königs, das erſte Amthaus des Landes, weiter nichts, und das Land waren ſie. — Von Garden war lange nur unbedeutend die Rede; erſt ſeit Carl VII. gab's hundert Schotten, „cent gentilhommes au bec de corbin ou de faucon“, wie man ſie unter Ludwig XI. nannte.

Kurz, vor Franz gab's keinen Hof. Er ſchuf ihn mit allem Luxus, mit allem klugen Despotismus gegen Garantien, mit allem Reize, ſo daß alles Leben und alle Welt des Landes nur um den König her zu finden iſt. Seine Mutter führte dieſen großen Reigen an, ſie ſuchte die ſchönen Mädchen aus, die Schweſter Margaretha gab eine andere Würze, das Spiel der Phantaſie und des witzigen Geiſtes, und Franz breitete über Alles den Glanz der Formen im Raum und Feſte, und brachte die Bewegung mit dem Begehren und Wechſeln. So entſtand mit den Weibern die Intrigue und der Luxus, und die Galanterie. Was iſt Galanterie? Montesquieu ſagt: ſie iſt die Lüge der Liebe. Iſt ſie nicht auch der Witz der Liebe? Der König war von alle dem der Mittelpunkt, das Herz der Galanterie, einer franzöſiſchen Welt, die von ihm herſtammt. Dem Könige gefallen wurde höher geſtellt als jede Pflicht. So entſtand die tragikomiſche Erſcheinung in Frankreich, daß das Wort Ungnade — disgrace — der Gipfel des Unglücks wurde, daß ein Exil vom Hofe ſo viel wurde wie Tod. Natürlich entſtanden damit die Zeichen des Vorzugs, die Unterſcheidungen und alle die kleinen Zeichen und Vorſchriften, welche man Etiquette nennt. Der König allein hat beim Zubettgehen einen goldenen Leuchter mit zwei Armen, dies iſt eins der älteſten Kennzeichen.

Der wichtige Schritt der Galanterie beſtand darin, daß Franz ſeine Maitreſſe ohne Blödigkeit zur erſten Perſon des Hofes machte. Jedes Weib brauchte nur einem Hofmanne zu gefallen, um deſſen Weib und damit courfähig zu werden. Juſt unter Franz begann zwar überhaupt der Gedanke einer Ahnenprobe, einer geſchriebenen Genealogie; aber man verlangte nur männliche Probe, die Weiber galten alſo entweder alle für adelig oder für gleichgiltig.

Was nebenbei, wenn von Race-Gedeihen die Rede ſein ſoll, nicht nur bequem, ſondern auch förderſam iſt und was die engliſche Lordſchaft immer friſch erhält. Auch begnügte man ſich bei jener Ahnenprobe mit einem Geſchlechtsnachweis von 115 Jahren. — Welche Verführung lag damit vor den Frauen! Die Staatswelt öffnete ſich ihrem Reizvermögen, wie jetzt der geiſtigen Fähigkeit jedes Mannes die Staatswelt in Frankreich offen liegt. Die Weiber wollten alſo gefallen, wenn nicht anders um jeden Preis. Dies heißt: man wurde galant. Und es iſt zu ermeſſen, welch eine Gefahr mit dieſer neuen Welt nach Frankreich kam.

Die Ehrendamen am Hofe waren in zwei Partien getheilt, die große und die kleine Truppe (bande). Jene war den Neigungen der Hofleute übergeben, dieſe war dem Könige und deſſen Söhnen vorbehalten. Später, zur Zeit der Guiſenmacht, war der Groß-Cardinal von Lothringen eine wichtige Hoffnung für die kleine Bande. Man avancirte natürlich, wenn ſich Vorzüge darſtellten, von der großen zur kleinen Bande, und in dieſer bis zur Maitreſſe des Königs. Diana von Poitiers hat dieſes Avancement vollſtändig gemacht. Kein heiteres Weib in Frankreich hatte mehr etwas anderes zu wünſchen, als den König zu reizen. Brantome ſagt, König Franz hätte alle diejenigen für Gecken und Narren erklärt, die keine Geliebte beſäßen.

Endlich wurde auch die Geiſtlichkeit durch das Concordat an den Hof gezogen, und ſo ſind nun alle Elemente beiſammen, deren Gährung das moderne Frankreich bildete.

Dieſe Glasperlenbude franzöſiſcher Eitelkeit und Hofſchranzerei erſcheint leicht unwürdig unter der Feder. Wozu die kindiſche Thorheit und Ausſchweifung verfolgen bis in die geheimen Kämmerchen? — Um dieſe Glasperlenbude gruppirt ſich aber ganz Frankreich, und auch das Wichtigſte und Werthvollſte kommt dabei zum Vorſchein. Es ſcheint gleichgiltig, daß unter Franz die Marquis aufkamen, und juſt an dieſe Adelsclaſſe hing ſich ſpäter alle Ausſchweifung der Zeit, die ausſchweifende Frechheit des ſchlechten Adels und der ausſchweifende Haß des demokratiſchen

Pöbels. Die Marquis kamen mit Catharina von Medicis aus Italien, und Franz, immer bedacht auf Lockung durch neuen Reiz, adoptirte sogleich den Titel. Vor ihm gab's in Frankreich nur zwei Marquis. Franz hat durch den Schwung einer gewissen Ritterlichkeit und durch die geschmackvollen Ketten der Unterscheidung, welche er den Seigneurs wie Ehren um den Hals warf, woran er sie aber in Wahrheit hielt und fesselte, er hat durch Mittel des Geschmacks den Adel leichter unterjocht als sonst ein König. Unter Ludwig XI., der das Werk nachdrücklich begann, entzogen sich die Seigneurs noch mürrisch dem Joche, und man nannte sie „boudeurs". Davon ist unter Franz nichts mehr zu spüren. Unter seinen Nachfolgern wurde das Hof- und Titelwesen, und der stolze Majestätsanspruch weiter ausgebildet, aber die Franz'sche Persönlichkeit fehlte, ein Weib hatte die moderne Krone unter den Valois aufrecht zu halten, zwar ein außerordentliches Weib, aber ein Weib, Catharina von Medicis. Der Adel bemächtigte sich als Herr der streitenden Zeitinteressen, und unter solcher Fahne kühlte er als Ligueur noch einmal allen alten Stolz gegen die Krone, besonders durch Repräsentanten wie die Anjou-Lotharingier waren, die ehernen Guisen. Aber auch da, unter den drohendsten Scenen, erkennt man, daß der Adel das Opium der Eitelkeit, das ihm Franz bereitet, schon tief im Geblüte trug. Man trotzte immer nur innerhalb der Formen, selbst der spielerischen Formen, die Franz eingeführt hatte. Und der letzte Versuch der Adeligen als Frondeurs, aufgeschreckt durch Richelieu's knöcherne Hand, dieser Versuch unter Mazarin und dem jungen Louis XIV. erscheint im Gefolge der Hofsitten bereits wie ein bloßes Paradespiel der Opposition.

So tief wurzelte sich die scheinbare Aeußerlichkeit, welche unter Franz aufkam. Sonst war Seigneur eben Seigneur gewesen, das war hinreichend; Herr war Herr, so oder so benannt. Franz führte eine Stufenfolge ein, obenan den Duc, dann den Marquis, dann den Comte, dann den Prince, dann den Baron, dann den schlichten Seigneur — der Adel ließ sich das gefallen,

und war damit ſchon unterjocht. Unter dem Sohne — Heinrich II. — ging es reißend in der Conſequenz vorwärts, aber in der Conſequenz nach oben, die directe Anrede wurde unterſagt, und die dritte Perſon anbefohlen. Ein alter Edelmann, Pasquier, ſagt verdrießlich ſonettenhaft darüber:

„On ne parle à la cour que de sa majesté,
Elle va, elle vient, elle est, elle a été.
N'est-ce faire la couronne en quenouille?“

Die Damen durften dem Könige nichts mehr reichen, nichts von ſeiner Hand empfangen, ohne dieſe Hand zu küſſen. Sie gaben bei großer Tafel dem Könige die naſſe Serviette, ſie mußten im Zimmer der Königin auf der Erde ſitzen. „Dîner avec le roi“ ward die höchſte Ehre, die Ludwig XIV. ſpäter noch ferner von ſich ſtellte, ſie verwandelnd in das bekannte „Monter dans les carosses“.

Unter Franz war das Alles noch neu, konnte nicht peinlich genommen werden und hatte vielleicht durch einen lebhaften, kriegeriſchen König eine intereſſante Färbung. Man vergaß aber ſehr bald, daß es intereſſant erhalten ſein müſſe, und legte ſo den Keim zu unabſehbaren Folgen, zur Abnützung aller Form. Der Stoff des Ehrgeizes ward Futter der Eitelkeit, die Noblesse par brevet entſtand, die Abenteurer aus Italien bildeten den Orden der Marquis, und dieſer Titel war ein Jahrhundert ſpäter bereits ſo geſunken, daß die Frau von Sévigné ihn ſchon 1675 profané nennt, usurpé, gâté, daß Ludwig XIV. ihn verachtete und wahrſcheinlich ſelbſt Molière veranlaßte, ihn im l'impromptu de Versailles auf das Niedrigſte zu verſpotten.

Die Adelsbriefe waren ein Kroneinkommen geworden, ein Trafik, und unter dem letzten Valois, Heinrich III., ging der Abſatz ſchon ſo ſchlecht, daß tauſend Stück vorräthig lagen ohne Käufer. Denn was gemein wird, iſt keine Auszeichnung mehr, und hat keinen Werth. La Roque in ſeinem „traité de la noblesse“ erzählt die Geſchichte von einem Ochſenhändler, die allein hinreicht, um das Anſehen des franzöſiſchen Adels zu

beleuchten: er ſoll durchaus einen Adelsbrief kaufen und will nicht, und er wird am Ende ausgepfändet, um den Brief bezahlt zu haben, und von Adel zu ſein. Als dies Unweſen 1789 ſo fürchterlich zur Sprache kam, hat man ausgerechnet, daß 15.000 adelige Familien in Frankreich ſeien, und 13.000 alſo und ähnlicherweiſe geadelt. Unter den übrigen 2000 ſeien 1400 alte verdiente Familien geweſen, verdient im Kriegsdienſt, in der Magiſtratur, in ſonſtig perſönlicher Auszeichnung, alſo wirklicher Adel, und 600 alter Erbadel. Man ſetzt aber hinzu, daß von dieſen, die wirklich dem Lande einverleibt, nur ſehr wenige emigrirt und daß die Emigrirten meiſt Hof- und erkaufter Adel geweſen ſeien.

Der Prinz von Artois, nachmals Carl X., fragte in Coblenz jeden neu ankommenden Emigranten: Nicht wahr, Ihr ſeid Edelmann? — „Ja, Sire.“ — Ich wußt' es. Sagte der Ankömmling: „Nein, ich bin nicht Edelmann,“ ſo erwiderte der Prinz: Ihr ſeid aber werth, es zu ſein.

Dies iſt eine ganz richtige Logik, die von Franz dem Erſten ſtammt, ſie hatte nur den Fehler, daß ſie ſchneeweiße Haare trug. Ein Mann wie Franz I. kann nicht dreihundert Jahre unverändert leben. Franz paßte, aber er war kein unabhängig großer Mann.

9.

Was die Leute gelernt haben, wird ihnen weniger beneidet, als was ſie gefunden. Iſt das nicht ganz billig und gerecht? Man lernt nur das Mittelmäßige, und Jedermann kann lernen. Alle Größe liegt außer oder über dem Gelernten, alle Größe iſt Talent oder Tugend. Man übt ſie, aber man lernt ſie nicht.

Große Menſchen der Geſchichte und alle Künſtler ſind deshalb der übelſten Nachrede ausgeſtellt, alle That des Geſchmacks wird am mißwilligſten angeſehen von der Nachwelt. Da muß Alles gut und glücklich geweſen ſein, ſonſt hängt man ſich ans kleinſte Häkchen, um gegen Leichtſinn, Glanzſucht, Verſchwendung zu declamiren. Man verzeiht nur das Nützliche, das Schöne iſt unnütz.

Das iſt auch in der Ordnung. Das allgemeine, gefolgerte Urtheil kann nur auf Dinge gehen, die zu berechnen ſind, der Geſchmack iſt nicht zu berechnen, er hat kein Erbrecht, als ſeinen Vorzug, er muß ſeinen Platz erobern, die Leute der Ordnung müſſen ſtets ſeine Feinde ſein.

Franz hat viel mehr Feinde bei den Hiſtorikern, weil er Geſchmack hatte und geſchmackvoll thätig war. Bilder und Schlöſſer neuen Stiles verzeiht man nach einigen Jahrhunderten, weil ſie zu tief verwachſen ſind mit dem Sinne der Zeit, die auf ihre Entſtehung gefolgt iſt. Man reißt zu viel auseinander, wenn man ſie wegwünſchen will. Die Titian und Primatice verzeiht man Franz. Die Bilder beſtehen auch noch, die Schlöſſer können noch Wohnungen abgeben — man geht vorüber. Aber wo derſelbe Geſchmack an vergänglicherem Stoffe ſich gezeigt, da kühlt man ſein Müthchen. Eine neue Kleidertracht verzeiht man nicht. Man rügt es, daß Franz den Schnitt des Wamſes verändert, daß er die zierliche, ſaubere Mode der Hemdaufſchlitze in den Aermeln aufgebracht, das Barett mehr nach der Seite geſetzt und ähnliche Dinge veranlaßt habe. Wäre es aber nicht angenehm, wenn Heinrich der Vierte, ein ſo galanter Mann, ſich mit derſelben Eleganz zu kleiden gewußt hätte, wie ſein Vorfahr, wenn er am Bildniſſe des erſten Valois, an dieſer freien, üppigen Erſcheinung des Menſchenkörpers ausgefunden hätte, daß ihm ſelbſt die kropfartige Halskrauſe ſehr übel ſtehe? Es ſtört wirklich die Illuſion, dieſen liebenswürdigen Heinrich auf allen Bildern und in allen Büſten garſtig zu finden, nicht blos weil er wirklich nicht hübſch war, ſondern namentlich, weil er ſich oben herum geſchmacklos

trug. Und er war doch ſonſt in ſo viel Zügen ein vervollkommneter Franz: der Reiz des Weſens an Franz war bei ihm zur unwiderſtehlichen Liebenswürdigkeit des Herzens geſteigert, der faniſche Zug der Sinnlichkeit zum leicht-ſinnlichen Zuge gemildert, der despotiſche Tic zur raſchen Handlung geſänftigt, wo durchgreifende That unerläßlich.

Die Deviſen und Sinnbilder dieſer und der folgenden Zeit ſtammen nicht von Franz, wie man es ihm als Spielerei nachgeſagt. Sie beſtanden ſchon vor ihm und waren aus Italien eingebracht. Sie ſind übrigens, eben als etwas Sinniges, ganz artig, und hatten der Welt nur durch den Verfall und Mißbrauch des Adels Anſtoß gegeben. Warum ſollte nicht Jedermann, der Sinn und Geiſt dazu hat, ſeinen Charakter ſelbſt bezeichnen dürfen durch ein Zeichen, durch ein Wort!

Ludwig XII. hatte zuerſt eine Deviſe angenommen, und war doch ein ſo einfacher Mann, ein Stachelſchwein mit den Worten „Cominus et eminus“ — „von nah und fern“. Dies gründet ſich auf die artige Jägerfabel jener Zeit, daß ein Stachelſchwein auch ſchießbare Stacheln habe, und daß es in die Ferne wie mit Pfeilen ſchieße, wenn es angegriffen ſei. — Franz führte bekanntlich einen Salamander im Feuer, den man verſchwenderiſch auf allen Gebäuden ſeiner Zeit angebracht ſieht, mit den Worten „Nutrisco et extinguo“ — „ich ernähre und vertilge“. Es iſt ſchwer, einen netten Sinn hineinzubringen, das Gewand iſt zu weit. Es war dies eine Art ritterlicher Myſtik, man konnte alles Mögliche aus ein Paar Worten machen, und der Führer ſolcher Deviſe wußte oft ſelbſt nichts Rechtes. Jede Zeit, jeder Stand braucht etwas Myſtik, wie jede Lebensluft etwas Stickſtoffgas. Die philologiſchen Hof-Zeichendeuter haben ſich in Combinationen erſchöpft über jene Deviſe, die Boiſy ſeinem Schüler gegeben hat.

Der Drang nach Sinnen- und Kunſtwelt hat denn auch die breite Hauptlinie ſeines Lebens gezogen. Dies war die Linie nach Italien. Mailand und Neapel will er beſitzen, dieſes Ver-

langen hat ihn zerſtört und belebt, hat den ewigen Krieg mit Carl dem Fünften erweckt und erhalten, und den Franz'ſchen Roman geſchürzt. Nicht die politiſche Idee der Hohenſtauffen zog ihn nach Italien, wenn es auch politiſch ſein mochte, den mächtigen Carl von dort zu vertreiben. Franz war der Künſtler, Carl der Politiker dieſer Zeit, und in aller beſonnenen, organiſchen Bildung und Klugheit war ihm dieſer Kaiſer weit überlegen. Wie leichtſinnig es klinge: Franz trug vielleicht den Krieg nach Italien, um Italien zu ſehen, und das bunte Kriegesſpiel in dieſem ſchönen Lande zu entfalten. Der abenteuerliche Gedanke überraſcht auch das Schickſal, Franz wird das erſte und einzige Mal vom Kriegsglück begünſtigt, und ſo gründet ein dreiſter Wurf das Anſehen ſeines Lebens, dieſer Neigungs-Feldzug gibt dem jungen Könige die Stellung in Frankreich, in Europa, in der Geſchichte.

Man kannte damals nur einen Weg über die Alpen, den über den Mont Cénis und Mont Genèvre. Der war vertheidigt, und um den Schweizern überraſchend und wirkſam zu nahen, bedurfte man eines andern. Die Stütze der Armee, Ritter Bayard, war aus dem Dauphiné, das ſich an den piemonteſiſchen und ſavoyiſchen Alpen hinzieht. Wenn man heute von Grénoble aufwärts das wunderſchöne Thal von Gréſivaudan hinanſteigt, ſo ſieht man die Ruinen des Bayard-Schloſſes, ernſt beſchattet von Tannenbäumen. Bayard, der den Bär, den Wolf und die Gemſe fleißig gejagt hatte daheim, kannte die Berge, und konnte ſagen, ob ein neuer, unerwarteter Weg auszufinden ſei. Aber Bayard zuckte die Achſeln. Da ſtellte ſich ein piemonteſiſcher Jäger ein und erbot ſich, das Heer über die Gebirge zu führen. Der junge König griff ſchnell nach dieſem romantiſchen Anhalte, und wie Hannibal, wie ſpäter Napoleon, kletterte er mit Mann und Roß und Train über die Felſen, und erſcheint unvorhergeſehen den Schweizern gegenüber in der lombardiſchen Ebene. Die Schlacht bei Marignano entbrennt, eine Schlacht gegen die für unbeſiegbar geltenden Schweizer, ein Hochgenuß für den kriegs- und ruhm-

luſtigen Franz, der wie ein Lanzenknecht im dichteſten Gedränge ficht, die Streiche ringsum auf ſich lockend durch die ſchimmernden Goldlilien auf dem azurblauen Panzer, durch die funkelnde Zier — rose d'escarboucles — auf ſeinem Helme. Denn Pracht, Glanz und Schönheit war ihm wichtiger als Sicherheit.

Die Schweizer ſtanden wie Mauern, die Nacht fiel auf die Felder, der Mond ging auf. So lange er ſpärlich leuchtete, ſo lange man die weißen Schlüſſel der päpſtlichen Schweizer auf dem Magen und der Achſel erkennen konnte, ſo lange ſchlug man zu. Aber es wird völlig finſter. Beide Theile müſſen raſten, wirr durcheinander gemiſcht im hitzigen Kampfe. Franz hält mitten im Gefilde, mitten unter den Schweizern, man ſchließt einen Kreis um ihn, man zündet eine Fackel an. Wer gut im Dunkeln ſieht, ſoll auf einige Schritte weit ſich umthun, wie man gelegen ſei. Wunderlich genug! lautet die Nachricht, fünfzig Schritt von uns ſteht die Hauptmacht der Schweizer, löſcht die Fackel aus, ſie erkennen den König! Dieſer ſtreckt ſich in voller Rüſtung auf eine Kanone, man erwartet ungeduldig die Morgendämmerung. Sie kommt, Alles raſſelt auf, und noch vier Stunden lang wird gefochten, da weichen langſam die Schweizerglieder rückwärts, aber langſam, feſt, in Ordnung wie Mauern. Franz empfindet wohl, daß es nicht gut ſei, die Verzweiflung alſo Weichender zu wecken, er findet den guten Ausdruck, „wir ſuchen den Sieg, nicht das Blutbad", er läßt nicht verfolgen. Dies iſt ſein Geſchick: da wo er am glücklichſten iſt, iſt er nicht entſchieden glücklich. Und er empfand dies richtig, wie jeder geſunde Menſch nicht nur die Grenze ſeiner Kraft, ſondern ſeiner Wirkung voraus kennt: hitzige Venetianer, die auf dem Schlachtfelde ankamen und den weichenden Feind verfolgten, erfuhren zum Schaden ihres Leibes, daß er Recht gehabt.

Eben ſo mußte Franz ſeiner Natur gemäß dieſen Sieg künſtleriſch krönen, eine ſchöne Ritterform, die ſchon aus dem Gebrauche wich, mußte ſich darſtellen, die Blume der franzöſiſchen Krieger, Bayard, wird gerufen, er ſoll den König zum Ritter

ſchlagen. Champier erzählt die Scene. Herriſch und befehlshaberiſch betrug ſich Franz, der geweiht ſein wollte, unterthänig Bayard, le bon chevalier, dem er doch die Kraft der Weihe zugeſtanden. Der Geiſt ſolcher Scene war von der Welt und von ihm gewichen, der Formenſchimmer allein lockte ihn, und übte ſeine Macht auf die Umgebung.

Dies unterſcheidet Franz vom Kaiſer Max, der noch vier Jahre neben ihm auf dem Throne ſaß, und mit dem er als ritterlicher König auf den erſten Anblick ſo viel Aehnlichkeit hatte. Max war naiv im Ritterthume, er glaubte es dogmatiſch, und wollte es dogmatiſch halten. Franz war ſchon moderner Despot, ihn reizte nur die Form, die er, ein Herr und Künſtler, beliebig handhaben wollte. Darum übte er noch Macht mit einer Form, in welcher Max nur Unmacht entwickelte.

II.

Chambord.

10.

Bis zur Reformation führten alle Wege nach Rom. Seit fünfzig Jahren führen alle nach Paris. Wenn man in die Provinz reist, so geschiehts wegen der Saison, nicht wegen der Provinz.

Und wie rund rollt sich's von der Seine nach der Loire das Land hinab, das nach der Mitte Frankreichs fällt in das Loirebecken. Sie sind hoch gepriesen in Frankreich die Ufer der Loire, und einer der liebenswürdigsten Schriftsteller dieses Landes, Alexander Dumas, stellt sie am höchsten, sogar über die Ufer des Rhone. Nach deutschem Geschmacke verdienen sie dies keineswegs. Aber der Geschmack beider Nationen wird in aller Frage über Naturschönheit selten zusammengehen. Der Franzose ist viel unabhängiger von der Natur als wir es sind, unabhängiger von ihren Einflüssen im Uebles und im Besten. Er erträgt gesund und fröhlich mit geringen Schutzmitteln schlechtes Wetter und Reizlosigkeit der Gegend, und die mittelmäßige wie die wundervollste Gegend hat für ihn nicht eine einzige Stimme aus dem romantischen Chore der Gottheit, welcher für den germanischen Sprößling darin gebunden liegt. Aller Natur gegenüber ist der Franzose römisch-gallischer Tactiker, und er findet sich da zum Zeichen der Erziehung mit einem conventionellen Ausdrucke ab, wo jeder Deutsche Dichter wird, und zu gebären und zu schaffen beginnt. Des Franzosen einzig mögliche Poesie ist die That, nicht

die Betrachtung. Darum iſt er politiſch mächtig, und der Natur gegenüber platt. Das verbindet ſich genau mit ſeiner Dichtkunſt. Wenn eine Schönheit darin iſt, ſo iſt ſie ein Ausdruck gefaßter, praktiſcher Welt. Darüber hinaus ins Unentwickelte reicht ſie niemals; eine übermenſchliche Prophezeihung wird ſie nimmer.

Wir Deutſche leiden unter den Vorzügen des Gegentheils. Denn zur Familie dieſer Vorzüge gehört auch alle unklare Faſelei, alle unthätige Hingebung an Unbeſtimmtes, all unſer Dahlen mit der Natur, ſo weit dieſe in Wahrheit nur etwas Lebloſes, nur ein Linienhaftes iſt. Statt den Inhalt zu geben, ſind wir begnügt, ihn zu ahnen. Aber wunderbar! in welcher unberechenbar logiſchen Folge entwickeln ſich die Wechſel in den Völkern! Seit uns das alte Vaterland mit Recht vorwirft, wir hätten uns in manchem äußeren Verlanguiſſe von der alten vaterländiſchen Art abgewendet, ſeit der Zeit erweiſt ſich's, wie lange und tief dieſe wirkliche Wechſelung in unſerer Geiſtes- und Herzenswelt ſchon vorbereitet war. An die dreißig Jahre baut ſich juſt neben einer Naturphiloſophie eine Lehre auf, die Hegel'ſche, worin die Natur, die alte Volksſouveränetät in Deutſchland, zurückgewieſen wird in das blos todte Daſein, worin das rein menſchliche Weben himmelhoch über alles bloße Naturweben erhoben wird. An die zwanzig Jahre ſpringt eine Dichtungsweiſe, die Heine'ſche, über Baum, Strom und Berge, dieſen todten Stoffen nur ein Leben verleihend, das ihnen augenblicks der menſchliche Geiſt ſchenkt, und ſomit ein überraſchendes. Es ſtammt alſo dies Leben nicht mehr von den Umriſſen, ſondern von der Bewegung deſſen, was Menſch iſt.

Im entgegengeſetzten aber entgegen kommenden Sinne die Franzoſen! Sie verſuchen es, der Natur eine eigene Sprache abzugewinnen, nicht mehr begnügt mit der conventionell franzöſiſchen, welche ſie ſonſt redete. Und Einzelnen, wie Georges Sand, gelingt's.

Dieſe Wendung, ſich zu ergänzen, iſt bei uns allgemeiner und ſtärker als in Frankreich. Wir haben nichts zu ändern als

die Neigung, der Franzoſe aber muß dafür eine überall eingeſchmiedete Form zerbrechen. Alle franzöſiſche Exiſtenz iſt in ſtrenge Form gebracht bis ins unſcheinbarſte Detail herab. Deshalb iſt die Nation ſo feſt, ſo bequem, wenn man ſie kennt, ſo langweilig, wenn man aus den Ländern der Perſönlichkeiten kommt. Deshalb nennt ſie ſich mit Recht die gebildete Nation Europa's, deshalb wird ihr jeder wirkliche Wechſel ſo ſchwer und krampfhaft.

Im Allgemeinen nennt auch jetzt noch der Franzoſe das eine ſchöne Gegend, wo ſchöner Waizen wächſt, wo Gemüſe und Wein gedeiht. Er ſagt noch jetzt von einer maleriſchen Gegend „elle est pittoresque mais aride“ — eben ſo wie der ſchlechte Geſchmack bei uns ſagt von einem ſchönen Gedichte: ja, es mag ſchön ſein, aber man lernt nichts daraus. Jenes „mais“ zeigt, was der Franzoſe eigentlich nur bemerkt und was er eigentlich nur will.

Und die Loire ſchmeichelt größtentheils dieſem Maßſtabe. Am wenigſten noch in ihrem Striche von Orleans abwärts nach Blois. Da tritt auch keine beſondere Fruchtbarkeit den Ufern nahe. Im Sommer bietet ſie einen dürftigen Anblick: ſie hat ein flaches, breites Sandbett, und iſt ſo arm an Waſſer, daß viel mehr Sandfläche als Waſſerfläche entgegen gähnt, und daß an vielen Stellen ein Heer Infanterie, überall ein Heer von Reitern ſie paſſiren kann. Betroffen fragt man bei Orleans, wo iſt die ſtolze Loire? Wo ſind die Mandelbäume der Frau von Chezy in der Euryanthe? Wo iſt dies Paradies Adolars? Ach, das ſtolze Orleans zeigt ſich gar einfach! Hätte es nicht eine hübſche quer durchſchneidende Straße von oben nach unten, nach der Loirebrücke, hätte es nicht einen wundervollen Dom, es wäre ganz eine kleine, reizloſe Stadt. Der Thurm, wo die Jungfrau gehauſt und commandirt, nimmt ſich unbedeutend aus, das Haus der Agnes Sorel, wie das Haus Franz des Erſten ſind unſcheinbar, ſchwarz, in Nebenſtraßen verſteckt, im Handwerkstreiben verborgen; die Statue Johannas iſt weniger als mittelmäßig. Das Mädchen von Orléans hat in Frankreich wenig Glück gehabt, ihre Erſcheinung

war für ein proſaiſches Land zu poetiſch, um bei der Kunſt eine würdige Verherrlichung zu finden. Voltaire hat ſie beſchrieben, und die Stadt ihres Feuertodes, Rouen, hat ſich auch einer mittelmäßigen Bildſäule zu ſchämen.

Aber ſprachen wir nicht von einer poetiſchen Wendung in Frankreich? Wahrlich, des Königs Tochter, eine Orleans, hat eine Statue hinterlaſſen, die den ganzen Zauber dieſer romantiſchen Erſcheinung ausdrückt, und die unſerer Schiller'ſchen Tragödie vollwürdig iſt. Wie unſer Dichter, und noch früher, grauſam früh hat dies edle Talent hinweg gemußt von unſerer Erde. —

Man hat es jetzt erkannt, daß der Dom das einzige Denkmal iſt, daß die alte Stadt Aurelians den altfranzöſiſchen Punkt Orleans am würdigſten darſtellt. Man reißt Häuſer und ganze Straßen nieder, um einen würdigen, großen Zugang zu öffnen für die Kathedrale, welche bis jetzt mit ihrer ſteinernen Pracht abſeits lag, halb verborgen. Welch einen Contraſt mit Departements und Religionsloſigkeit bilden die Kirchen in Frankreich! Wenn man ohne Schema reiſt, romantiſch von Stadt zu Stadt jenſeits des Rheins von Cöln bis Narbonne, von Antwerpen bis Nizza, ſo glaubt man, die Kirchenbauten ſeien unzählbar. Das ſüdweſtliche Deutſchland hat ſeinen ſchönen Theil an dieſer thatſchweren Welt der Geſchichte, wovon das weſtliche Europa der intereſſante Teppich. Wie arm, wie neu, wie wappenlos erſcheint daneben unſere beſcheidene, magere Heimat, der Nordoſt von Deutſchland, auf den wir doch ſo ſtolz ſind, und wo unſerm Glauben nach der feinſte Geiſt Europas in der Stille ſchafft! Ach, dieſer Troſt eines Glaubens iſt uns ſo nothwendig.

Die geſegnete Erde Europa's liegt nach dem Sonnenuntergange hin. Wir haben nur den Verſtand, die Genügſamkeit, die Kartoffel und den Willen. O, das iſt viel. Aber die Rebe, die Lebensluſt, den Reichthum, die Geſchichte haben die Völker des Weſtens. Wie oft in der Normandie müßt Ihr ſtill halten vor einem unſcheinbaren Städtchen, denn es hat einen Dom, der

unſern Hauptſtädten ein architektoniſches Juwel wäre. Kaum aus Paris heraus, kaum eingetreten in die alte Provinz Orléanois, und Chartres mit ſeiner Domespracht nöthigt Euch, ſtille zu ſtehen, und Orleans und Tours und Nantes und Poitiers, und jede neue Stadt desgleichen, und wohin Ihr Euch wendet, die grauen, feſten Zungen alter, ſo alter Geſchichte hemmen Euren Fuß und erfüllen Euch mit Ehrfurcht vor einer Nation, die ſo reich zuſammengewebt iſt, die ſich ſo leichtſinnig ohne Ahnenſtolz giebt, die Ihr im innerſten Herzen doch abgeſchmackt behandelt, weil Ihr ſie nicht kennt und verſteht, und die unermeßlich, unermeßlich mächtig iſt.

Der Dom zu Orleans, ein gothiſcher Bau, hat einen eigenthümlichen Reiz, er hat zum ſchlanken gothiſchen Wuchſe etwas ſüdlich Sattes durch ſeine Thürme. Sie ſchießen nicht jungſchmächtig, nicht gereckt auf nach gothiſcher Art, ſie erheben ſich mehr rund und gefüllt, mehr ſtattlich als zierlich, wie ſüdliche Weiber ſich ausnehmen neben nordiſchen. Die goldene Sonne des Juli, des Centrums von Frankreich, lag auf dieſen weißgrauen Steinen.

Ich ſtieg hinauf, um das Land zu überſehen, einen Hauptſitz der alten Gallier, das Land der Carnuten. Ein wenig nach Oſten, die Loire aufwärts, ſaßen die Sennonen, ſo berühmt im Cäſar. Cäſars Commentarien muß man neben dem Guide bei ſich führen, ſie ſind eine gar gute Reiſebeſchreibung durch Frankreich. Verwünſcht ſeien die Departements, die ſtarke politiſche Macht neuer Zeit, ſie haben den großen Reiz altfranzöſiſcher Provinzen vernichtet, haben den Arm ſtark, aber das Herz arm gemacht. Der alte Franzoſe weiß noch den Namen jedes kleinen Ländchens, und Frankreich war an ſolcher charakteriſtiſchen Sonderung ſehr reich. Der junge Franzoſe fragt nicht mehr darnach, und hat er auf Drängen des Fremden mühſam ausgefunden, daß hier oder da Turonen, Bretonen, Gascogner, Auvergnaten geweſen ſeien, ſo ſchneidet er ungeduldig die Betrachtung ab, und ſagt: enfin, wir ſind Franzoſen!

Liegt denn aber jener hiſtoriſche Zauber der Provinzen blos darin, daß ſie alt, daß ſie durch Zeit und Erinnerungen geweiht ſind? Nein, ſie waren eine von innen heraus gegliederte unterſchiedene Exiſtenz. Jetzt ſind ſie mit Uebergehung alles innerlichen Unterſchiedes von außen nivellirt. War es nicht möglich, auch das Unterſchiedene in geſammte Macht zu einigen? Und ſollen wir dies bei deutſch-politiſcher Speculation nicht im Auge behalten? Wir müſſen's wol, wenn nur das Kleinſte gelingen ſoll.

Nach Süden hinab, jenſeits der Loire, ſchräg gegenüber von Orleans, liegt ſolch ein abgeſondert Ländchen, die Sologne, das ſich in Armuth noch viel Eigenthümlichkeiten bewahrt, wie es am ſtrengſten der Bretone thut, ein wenig der Normanne, der Baske, der Provençale und in den innerſten Bergen des Landes der Auvergnat und der Limouſinier. Der Solognat, ein ſandiges, oder von Schilf-Teichen bedecktes Land bewohnend, ſteckt bei der Trauung nicht nur ſich den Ring ſelbſt an den Finger, ſondern auch der Braut zum Zeichen der Herrſchaft. Er hält wie ſie bei der Trauung eine brennende Wachskerze in der Hand, um zu wiſſen, wer am erſten ſterben wird. Derjenige nämlich, deſſen Licht am ſchnellſten brennt.

Noch auf dem Sandboden, wenn auch am Ende der Sologne, links alſo, wenn man die Loire hinabfährt, ſteht das Schloß Chambord. Vom Fluſſe ſelbſt ſieht man es nicht, weil das ſüdliche Ufer ſich etwas erhebt, und dies königliche Jagdſchloß deckt, dies Schloß, einzig in der Welt. Die bloße Neugier fuhr vorüber, und gewahrte nicht die prächtige Einſamkeit des Königs Franz am Walde Chambords. Denn auch die Heerſtraße nach Blois und Tours und Nantes hinab geht am nördlichen Ufer des Fluſſes. Auf dem Schloſſe zu Blois, da, wo die Zauberin Catharina von Medicis die Sterne beobachtet, giebt es einen einzigen Punkt, von wo man die weißen Schimmer von Chambord entdeckt.

Vom Dome in Orleans ſieht man weiter, aber Chambord verbirgt ſich. Man ſieht da nördlich das Land ſanft aufſteigend

gen Paris und Isle de France hin, baumreich und voll, noch ganz von jener Mittelfärbung, welche das grüne Erdlicht des Nordens trägt, und welche schon einen Schimmer gewinnt von dem tieferen Tone des Südens, von Braun und Roth. Jenseits, südlich der Loire, streckt sich das Land platteben nach dem Berry hin, nach Bourges, welches der Mittelpunkt von Frankreich, und weiter. Aber vor den einfachen, fruchtbaren Feldern des Berry wirkt die stille Wasserwelt der Loire noch weithin. Sümpfe, Teiche, karger Boden sind da jetzt noch nicht bezwungen. Hier, und noch tiefer ins Innere hinein, nach der Provinz Marche hin, hat sich denn auch die rohe Welt des gallischen Edelmannes am längsten erhalten. Nicht des luxuriosen Seigneurs, sondern des rohen Feudalherrns, die Welt der Mauprat, die uns Georges Sand schildert. Da sind Haiden und Wälder, wohinein die Revolution am schwersten und spätesten drang. Ganz anders war von jeher das Volk, das die Loire entlang wohnt. Es war stets das juste milieu von Frankreich, das juste milieu mit liebenswürdigem Maße, und nicht ohne Schwäche. Hierher flüchteten die Könige, wenn sie von allen Seiten bedroht waren, wenn das südliche Land, wild in Aeußerungen, sie bedrängte, wenn der Norden, der geistige Sitz aller Revolution Frankreichs, mit schonungsloser Folgerung ihnen ans Leben ging. Hier fanden sie, wenn nicht Schutz, doch Ruhe. Man ist hier mild und sanft und billig. Maßvolle Autoren, wie Alfred de Vigny, nennen es darum gern das wahre Frankreich, das Land von Blois — le pays blaisois — und die Touraine. Die französische Anmuth ist hier zu Hause, man spricht ein reines, einfaches Französisch, nicht so schnell und pikant wie in Paris, aber klar und voll. Die französische Macht aber wohnt hier nicht. Besonders am südlichen Ufer der Loire, wo die Touraine tief hinab geht nach dem Süden mit ihrem weichen, milden Erdreiche, da wird auch das Volk allzu weich, wird energielos, und der sprudelnde Franzose verliert sich. Blois selbst hält sich am günstigsten in der Mitte, wie der König, den es geboren und gehegt und gepflegt, Ludwig XII. Ebenso das

daranſtoßende Vendome, und Anjou, das an dieſes grenzt. Dieſe familiärſten Namen der Prinzen Frankreichs, treue Familienſitze des Königshauſes, die ſich nördlich von der Loire hinabziehen von Orléans bis an die Bretagne, verkündigen alle das innerliche, treue Frankreich. Die Bretagne, ein ſpät erworbenes Land, aus ganz andern Elementen zuſammengeſetzt, am zäheſten alter, eigener Sitte getreu, begrenzt ſcharf dies fränkiſche Königsland.

Die Geſchichte verlegt auch den religiöſen Hauptſitz des alten Gallien in dieſe Gegenden. Zwiſchen Orléans und Chartres hat ſich tiefe Waldung hingebreitet, und darin haben die Druiden Gott angebetet.

Wie dieſe Länder an die Krone gekommen ſind, das iſt ein unintereſſantes Weſen, weil es ſich überall in ähnlichen Sproſſen wiederholt. Wenn man den Hergang kennt von einer dieſer Provinzen, ſo genügt bei den übrigen ein Wort. Unter den Nachfolgern des Clovis gab's ein Königreich Orléans, das ſpäter an Auſtraſien kam, dann zum Herzogthume Frankreich gehörte und von Hugo Capet der Krone einverleibt wurde. Dieſe verſchenkte es dann als Lehen nach ihrem Belieben, und ſo gab es Ludwig XIV. ſeinem Bruder, von dem die jetzige Familie Orléans leiblich und ſolchergeſtalt namentlich abſtammt. Die Revolution, die all ſolchen Beſitz aufhob, verleibte dann auch Orleans 1793 dem Staate. Der Convent vereinfachte alles Erbrecht.

Blois hatte ſchon vom neunten Jahrhunderte an eigene Grafen. Sie ſchlugen ſich ſchon frühe brav für die Könige, und hießen eine Zeitlang Herzöge der Franzoſen und Grafen von Paris. Der Sohn Helenens trägt alſo keinen unerhörten Namen. Die Römer nannten den Ort castrum blesense, und daher ſtammt das Beiwort, das jetzt noch die Leute von Blois bezeichnet, Blaiſois. Sonſt muß man mit den lateiniſchen Ableitungen vorſichtig ſein, wenn die Verwandtſchaft nicht ſo unzweifelhaft iſt wie hier, wie bei Orleans, wie bei Vendome — ventorum domus — deſſen hohes Schloß ein wirkliches Eckhaus der Winde iſt. Man überſtudirt leicht den celtiſchen Urſprung, der unſerer

Vermuthung nicht ſo nahe liegt. Paris zum Beiſpiel leiten wir ſeines ausgezeichneten Kothes halber als Lutetia gern vom römiſchen lutum, Kothe, her, und doch iſt auch dies wahrſcheinlich celtiſcher Abſtammung, und unſere philologiſchen Scherze über dieſe alte Nobleſſe des Pariſer Unraths ſind Fehlgeburten.

II.

König Franz machte noch große Umwege, und zwar unnütze, ehe er wieder hierher an die Loire kam, und Chambord bauen ließ. Er ging erſt noch einmal nach Italien in kriegeriſcher Rüſtung, ging zur See nach Spanien, weil er beſiegt war, und kam ſpät über die Bidaſſoa wieder nach Frankreich, an die Loire. So war es 1526 geworden, ehe er den Bau von Chambord begann. Camborium, nach alter Sprache, war ein altes, altes Jagdſchloß der Grafen von Blois geweſen; es wird ſchon am Ende des elften Jahrhunderts erwähnt. Franz kannte es von ſeiner Jugend her, da er mit ſeiner Mutter eine Zeitlang in Romorantin, dem Hauptſtädtchen der Sologne, gelebt hatte. Der Landſtrich gehörte ſchon ſeinem Hauſe, und die erſten Jagdfreuden hatte er im Walde von Chambord erlebt. In der einſamen Gefangenſchaft malte er ſich das Ideal aus, hier ein prächtiges Schloß zu haben am Saume des Waldes. Der Hirſch fehlte ihm in Spanien; von dem platten Dache in Chambord, dachte er ſich, wirſt Du ihn heraustreten ſehen auf die Wieſen, wenn Du Dein Schloß hoch baueſt und frei. Er gewann den Plan ſo lieb, daß er ihn gleich ins Werk ſetzte, da er wieder in Freiheit, wieder König in Frankreich war.

Es war ein böſes Zeichen, daß Bayard ſterben mußte vor dieſem zweiten Zuge nach Italien, le bon chevalier sans paour.

Und er war erſt achtundvierzig Jahre, und in voller Kraft und Rüſtung, und in vollem Kriegesgeiſte, als er den 30. April 1524 in einem Gefechte fiel. Er und Carman, ſein Roß, fehlten bei Pavia! Le Carman war ein Wunder wie Bayard. Vor Ravenna ward es einſt dergeſtalt von Piken und Degen durchbohrt, daß Bayard abſteigen muß. Armer Carman! Führt ihn zurück, daß er ungeſtört ſterben kann. Am andern Morgen weckt ihn ein Gewieher — das iſt Carman's Stimme! Oho, wenn Du ſingſt, ſo wirſt Du leben! Komm, Carman! Und es kam, das Roß, und er ließ es heilen, und von Stund' an wurde er noch einmal ſo tapfer, als er geweſen. Seit dem Tage von Ravenna nämlich hatte Carman gegen alle nackten Säbel und Piken eine ſolche Wuth, — bei geringeren Naturen hätte die Erinnerung Furcht hervorgebracht — daß er mit offenem Rachen darauf los ſtürzte, welches ein großes Vergnügen war für den „bon chevalier!“

Man kann dies in den Memoiren nachleſen, die ſo einfach geſchrieben ſind, wie dieſer Mann beſchaffen war. Ach, er fehlte bei Pavia!

Und der Connetable, ein Bourbon, fehlte nicht nur, er focht gegen Frankreich, ihm ein ewiger Schmerz, den Franzoſen ein Gräuel. König Franz hatte harte und tyranniſche Züge, aber gegen den Connetable hatte er ſich gut benommen, es war eine unſelige Verwickelung der Anſprüche, welche dieſen Mann zur Flucht und zu den Feinden Frankreichs trieb. Es exiſtirt eine Beſchreibung, wie er, durch die Bergſchluchten des Dauphiné mit Pompérant irrend, um Savoyen zu erreichen, auf ein einſames Schloß kommt, und verkleidet um ein Nachtlager bittet, der Connetable von Frankreich! Noch hat der König nichts gegen ihn befohlen oder unternommen, jeder gute Franzoſe weiß nur: der Connetable aus dem Hauſe Bourbon iſt untreu an Frankreich und dem Könige! Hier tief in den Bergen, an der Grenze, wird er hier nicht eine Nacht Ruhe finden? Man kennt ihn nicht, man ſetzt ſich zur Abendtafel, man geräth in der Unterhaltung auf ſeinen Abfall — und hier iſt zu ſehen, welch ein Sinn Frankreich

ſo ſtark gemacht: Es iſt kein Schloßherr da, nur eine Herrin, und ſie erklärt kühl und unumwunden, daß ſie den Connetable von Bourbon todt oder lebendig ausliefern werde an den König von Frankreich, wenn er, wiſſentlich für ſie, ihr Gebiet beträte. — Nie war ihm ſein unglücklicher Entſchluß ſo zum Herzen geſtiegen, und in derſelben finſteren Nacht noch, unter Lebensgefahr entweicht er aus dem Schloſſe und flieht in die Berge, die er nicht kennt, die Abgründe weniger fürchtend als ſeinen Schmerz und eine patriotiſche Franzöſin. Und darin iſt Frankreich ſtets dasſelbe geblieben, einem Connetable von Bourbon, einem Marmont, einem Bourmont gegenüber.

Wie ein gemeiner Reiter gekleidet führte er den Feind, Italiener und Spanier und Deutſche, bei Pavia gegen den König und das Heer von Frankreich. In Trauer wollte er ſiegen, den Tod und ſeinen Feind, den Admiral Bonnivet, ſuchend auf allen Seiten des Schlachtfeldes. Er fand den Sieg, er fand Bonnivet, und er behielt den alten Schmerz. Bonnivet, nach deſſen Blut er dürſtete, war ſchon getödtet. So war die Rache gebrochen, und die betäubende Hitze erkaltete zu den traurigen Worten: Unglücklicher Bonnivet, Du biſt Schuld an der Niederlage Frankreichs und an der meinigen!

Es war ein fürchterlicher Tag, der Tag bei Pavia, der 24. Februar 1525, und doch iſt es den Berichten ſchwer abzuſehen, welcher Streich, welcher Fehl eigentlich die franzöſiſche Niederlage verurſacht. Ranke ſchildert ſie neuerlichſt in ſeiner „deutſchen Geſchichte“ und bei ihm iſt das einzig ſichtbare Motiv eine plötzlich allgemeine Feigheit der franzöſiſchen „hommes d'armes“. Davon habe ich in franzöſiſchen Quellen nichts gefunden; verſchweigen ſie's aus Nationaleitelkeit? Vielleicht. Aber die durch Ranke ſo talentvoll geltend gemachten Hilfsmittel für Geſchichtsſchreibung: die Geſandtſchaftsberichte, die Spiegelung der Vorfälle und Perſonen, die Spiegelung nämlich an benachbarten, fremden oder gar feindlichen Höfen und Zuſchauern, dieſe Hilfsmittel ſind intereſſant und haben ihren Werth, wenn ſie

fortwährend in zweiter Linie der Geltung bleiben. Sie geradezu für entſcheidende Hauptquelle anzunehmen, heißt ja doch die Nachricht aus zweiter und dritter Hand vorziehen, heißt den Nachbar befragen, auch wo man den Thäter ſelbſt befragen kann. Wer wird denn einmal die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution oder Napoleons vorzugsweiſe aus den Archiven von Wien ſchreiben wollen! Wer möchte unſere Geſchichte aus Paris beziehen! Volle Nationalitäten haben wie ſtarke Perſonen ihr gerechteſtes Richtmaß zunächſt in ſich ſelbſt. — Den franzöſiſchen Berichten nach kam und entwickelte ſich der Tag von Pavia unberechenbar, wie eben Kriegsglück kommt und ſich entwickelt: die Franzoſen gerathen beſonders dadurch in Verwirrung, daß ihre Hauptleute ringsum fallen. Die Basken ſchießen nur auf Officiere, und nur auf Kopf und Herz; mit ihren Izards in den Pyrenäen nehmen ſie es nicht ſo genau. So fällt die Blüthe Frankreichs; Tremouille, ein beſter Ritter, erhält mit einem Schlage eine Kugel ins Herz und eine in den Kopf. Aller Adel fällt um den König. Es war die Pflicht des Groß-Stallmeiſters, die Streiche auf den König zu pariren — eine entſetzliche Arbeit bei Pavia, wo die Streiche wie Platzregen herabſtürzten, wo Franz in einer ſchimmernden Rüſtung von Silberdraht und im leuchtenden Federbuſche alle Schläge auf ſich lockte wie ein goldener Blitzableiter. St. Severin, der Groß-Stallmeiſter, that redlich ſein Mögliches, bis er fiel. Als man ihm zu Hilfe eilte, ſchrie er noch: ich brauche nichts zum Sterben, ſchützt den König. Das Gewühl war ſo dicht, daß Niemand mehr ſchießen konnte. Franz, noch hoch zu Roſſe, konnte nicht vorwärts wegen eines Walles von Leichen. Seine beſten Freunde bildeten, zuſammengeballt mit Feinden, dieſe Mauer, und das brechende Auge manches Geliebten ſchürte ſeine Wuth. Wer andrang, empfing einen Todesſtreich von ihm. Da ward ſein Pferd getroffen, es ſtürzt, es wälzt ſich auf ihn — Spanier und Deutſche ſtürzen über ihn, und ſtreiten ſich um dieſen Gefangenen. Franz aber rafft ſich unter dem Schlachtpferde hervor, und obwol tief blutend aus der Stirn und aus den Beinen, nimmt er den Kampf

zu Fuße auf und ſtreckt noch zwei zu Boden — tauſend Stimmen ſchreien: ergib Dich, oder Du ſtirbſt! Er hört nicht, er will nicht hören. Da erſcheint Pompérant, er erkennt ihn trotz Blut und Schmutz, wie der Franzoſe ſagt, an dieſer königlichen Courage, er drängt ſich durch, er wirft die Soldaten auseinander, er ruft „es iſt König Franz", er ſtürzt ihm zu Füßen, er beſchwört ihn, ſich zu ergeben. Der König ſammelt Athem — Wem? — „Dem Connetable von Bourbon." — Lieber ſterben, ſchreit Franz, zitternd vor Wuth, als dieſem Verräther mich ergeben! Ruft den Vicekönig!

Dieſer kommt, empfängt knieend des Königs Schwert, küßt ihm die Hand und überreicht ihm einen andern Degen.

Franz läßt ſich in die Kirche führen, um zu beten. Eine Inſchrift aus den Pſalmen iſt das Erſte, was er ſieht: Es iſt mir gut, daß Du mich gedemüthigt, damit ich erlerne Deine Gebote — er lieſt es ruhig und beugt ſein Haupt.

Nicht nach Pavia führt mich, das ich ſo lange belagert, ſpricht er darnach, als er ſich aufgerichtet. Man führte ihn unter ein Zelt. Ermattet ſetzte er ſich, und ſchrieb an ſeine Mutter die altfranzöſiſchen Worte: tout est perdu, fors l'honneur!

Und nun lachte er, als Alles gelaufen kam, ihn zu ſehen. Ein Soldat zeigt ihm eine goldene Kugel und ſagt: Die war expreß für Dich, wenn ich Dir begegnete, und ich hatte noch ſechs ſilberne für ſechs franzöſiſche Anführer. — Wie viel haſt Du noch? — Blos noch die goldene. —

Der Connetable will ihn ſprechen. Er komme. Er empfängt ihn kalt, aber förmlich, wie einen Prinzen von Geblüt. Es kommt ein franzöſiſcher Edelmann nach dem andern, ſie waren in Sicherheit geweſen, hatten ſich aber zur Gefangenſchaft geſtellt, um mit dem Könige zu ſein, da ſie deſſen Unglück vernommen. Beim Auskleiden fehlen die Diener. Es meldet ſich ein Freiwilliger. — Wer ſeid Ihr? Wie's ſcheint Franzoſe? — Ja, Sire. Es war ein franzöſiſcher Edelmann, Montpezat. Er

blieb denn auch bei ihm, und ſtieg vom Kammerdiener bis zum Marechal de France.

All ſolche Wallung ritterlicher Theilnahme, wie anmuthig nimmt ſie ſich aus mitten in der Thatſächlichkeit! Die Franzoſen kommen nur leicht in die Gefahr, dies in der Folge, im Erzählen, im Behandeln zu übertreiben. Eine Memoirenſchrift wie Bayard's iſt in den nächſten Jahrhunderten nach Franz ſelten geworden. So erzählen ſie Folgendes: Zur Zeit Heinrichs des Vierten war eines Abends Schauſpiel in Madrid. Es waren viel vornehme Herren und Damen zum Zuſchauen im Theater, und man gab ein Stück, worin die Schlacht bei Pavia vorkam. Der König Franz fiel zu Boden, ein Spanier ſetzte ihm den Fuß auf die Gurgel und nöthigte ihn, um ſein Leben zu bitten. — Die Scene war allerdings unangenehm für einen franzöſiſchen Geſandten, der ebenfalls unter den Zuſchauern ſaß. Er hieß Emeri Jaubert de Barrault, und er hatte nichts Eiligeres zu thun, als auf die Scene zu ſpringen, und dem Soldaten-Schauſpieler ſeinen Degen durch den Leib zu rennen. — Und die Spanier? Von ihnen ſagt dieſe, wol franzöſiſch erfundene, Geſchichte nichts, ſie ſetzt nur triumphirend noch hinzu, das Stück ſei nicht wieder gegeben worden. —

Während König Franz ungeduldig in Italien gefangen ſaß und Antwort auf ſeine Auslöſungsvorſchläge erwartete, kam die Nachricht von der Niederlage bei Pavia nach Frankreich. Sie erzeugte natürlich die größte Verwirrung. Louiſe, des Königs Mutter, leidenſchaftlich wie ſie war, ſchien unterzugehen in Schmerz und Schluchzen und Verzweiflung, alle Umgebung hatte den Kopf verloren und ſtürmte auf ſie ein, dem Duc de Vendome, einem Bourbon, augenblicks die Regentſchaft zu übergeben. Aber ſie zeigte ſchnell, daß ſie nicht blos für das Frivole leidenſchaftliche Kraft beſitze. Bei der Zumuthung, die Zügel des Reichs

in andere Hände zu geben, richtete ſie ſich in die Höhe, trocknete die Augen, ließ alle Prinzen und Gouverneurs zuſammenrufen, ordnete, berieth, befahl, war des Königs Mutter, die zu zeigen wußte: Wenn mein Sohn, der König auch gefangen iſt, ſo iſt er doch nicht geſtorben.

Franz, dem die Unterhandlungen zu langſam ſchlichen, ließ ſich von ſeinem harſchen Temperamente zu einem unglücklichen Schritte fortreißen. Dieſe ritterliche Tradition, die eben unterging, hatte er mit Kaiſer Max völlig gemein, daß er die Perſönlichkeit für allmächtig hielt. Dies ward zum Unheil, da er juſt den Fürſten vor ſich hatte, in welchem die neue politiſche Miſchung, die mannigfaltige Rückſicht ſo reif ausgebildet war. Franz beging denn unter ſolchen Umſtänden eine politiſche Thorheit, ſich nach Spanien bringen zu laſſen. Er rechnete auf ritterliche Wallung des Gegners, weil er ſich ſelbſt einer ſolchen fähig wußte. Das war liebenswürdig an ihm, er wußte aber nicht, daß dieſe Art und ſolche Erwartung auch von Oberflächlichkeit zeugten, und daß ein Kaiſer moderner Politik nicht nach ſolchen Wallungen zu berechnen ſei. Sie gehörten, dieſe Wallungen, in eine Zeit, wo die Verhältniſſe noch ein unmittelbares Ergebniß feſter Sitte, feſten Glaubens waren. Sitte und Glaube waren aber juſt in mächtiger Wandelung begriffen, einer Wandelung, die Carl der Fünfte mit klugem Maße zu benutzen wußte. Franz, überall mehr temperamentsmäßig als logiſch verfahrend, riß in ſeinem Lande ebenfalls die Vortheile ſolcher Wandelung an ſich, indem er die unumſchränkte Monarchie zu ſeinem Vortheile ausbildete, und ſtellte ſich doch nicht vor, daß ſein politiſcher Feind die Verhältniſſe einer neuen Bedingungswelt gegen ihn geltend machen könnte. Ueberall monarchiſch-politiſch verfahrend, wo es ſeinen Vortheil betraf, erwartete er von einem klugen Feinde nichts als alte Ritterlichkeit! Darin war er beſchränkt. Er kannte die tieferen Fäden ſeiner Zeit, und er kannte ſeinen Gegner nicht. Dieſer Gegner war in wahrhaft perſönlicher Frage ebenſo ritterlich als er, wie ſich ſpäter zeigen wird, aber er kannte ſchärfer den Unter-

ſchied zwiſchen der fürſtlichen Perſon und dem Fürſten. Carl war Franz überlegen in aller Politik. Daß Franz durch ein offenes, fortreißendes Temperament, daß er durch Talent und Sinn für Talent in anderem Bereiche ſchöpferiſcher einwirken konnte als Carl, das kam hier nicht in Frage. Hier handelte es ſich um Sein oder Nicht-Sein, nicht aber um Geſchmack.

Freilich hoffte Franz auch von der Meerfahrt mehr Gelegenheit, befreit zu werden, als er mitten im feindlichen Italien hatte. Er hoffte auf ſeine Galeeren im Mittelmeere. Sind nun die Berichte über dieſe Ueberfahrt unzulänglich und verworren, oder war des Königs eigene Ausſicht unklar und verworren, kurz, es iſt nicht klug zu werden aus dem, was ſich auf dem Meere ereignete. König Franz ſaß auf dem Deck und ſah mit Schmerz die Schiffe hingleiten an den Küſten der Provence, an den blauen Bergen ſeines Königreiches. Man ſteuerte nahe an den Hieriſchen Inſeln vorüber, von Toulon, von Marſeille konnte man mit guten Gläſern den gefangenen König ſitzen ſehen. Giebt's keine Franzoſen mehr? Wo bleibt Andreas Doria mit den Galeeren? Und ſiehe da, am Golfe von Lyon erſcheint Andreas Doria, und er macht die ernſtlichſten Anſtalten. Der Vicekönig von Neapel, Lannoi, der den König führte, läßt ihm zurufen, es ſei der Tod des Königs, wenn er angreife. Franz war doch nicht der Mann, den ſolche Drohung eingeſchüchtert hätte, und Doria kannte ihn und ließ ſich auch durch dieſe Drohung nicht ſtören im Andrange. Da — wer begreift's? — tritt Franz ſelber an den Bord ſeines Schiffes und befiehlt ihm, ſich zurückzuziehen. —

Von da an ſchwammen die Galeeren friedlich und ungeſtört bis an die ſpaniſche Küſte. Hier bot ſich eine neue Gelegenheit zur Befreiung. Man war ſchon einige Tage am Lande, da rotteten ſich die Soldaten zuſammen vor dem Hauſe, worin Lannoi mit dem Könige wohnte, und brachen in offene Revolte aus, weil ihnen der Vicekönig den Sold ſchuldig geblieben war. Das Rufen, das Schreien wird immer drohender, das Feuern beginnt, Franz, an eine Marmorſäule gelehnt, ſteht mitten im

Kugelregen, Lannoi weiß kein Mittel der Beruhigung. Da geht Franz ans Fenſter, zeigt ſich den Truppen und wirft ihnen Geld hinab. Sie rufen ihm Vivas zu, und da er ſonſt nichts will, ſo zerſtreuen ſie ſich.

Wenn ich Carl ſehe, dachte er immer noch, ſo gleicht ſich das Alles in einem Geſpräche aus. Aber Carl machte gar keine Anſtalt, ihn zu ſehen. Gleich daran that ſich kund, wie falſch Franz ſpeculirt. Er ward ohne weitere Formalität nach Sciativa in Valencia gebracht, wohin ſonſt die Könige von Arragon ihre Staatsgefangenen eingeſetzt. Lannoi erwirkte mit Mühe, daß der Gefangene näher an Valencia wohnen dürfe, um ihm doch eine kleine Jagd möglich zu machen. Aber während Lannoi nach Madrid geht, dem Könige berichtet, und huldvoll aufgenommen wird, läßt dieſer König Franz in die Nähe von Madrid bringen. Denn die Nähe des Meeres bei Valencia ſchien ihm nicht rathſam für ſolchen Gefangenen.

Was thun? Dieſe Frage bewegte alle Großen Spaniens. Es war eben eine Frage, wo alte Sitte und neues Verhältniß ſich um den Rang ſtritten. Saß ein alter ſpaniſcher Grand auf dem Throne, ſo hatte Franz richtig ſpeculirt, dann wurde er in alter freimüthiger Form behandelt und entlaſſen. Carl hatte ſeine große Noth in Spanien: die Rittertradition war hier noch allmächtig. Als jener Connetable, der ſein Vaterland in feindlicher Abſicht verlaſſen hatte, nach Spanien kam, erbat Carl von Marquis de Villane den Palaſt zur Wohnung für dieſen Gaſt. Ich habe meinem Könige, erwiderte dieſer, nichts zu verſagen, aber wenn dieſer Bourbon abgereiſt iſt, werde ich ſelbſt dies mein Haus, worin er gewohnt, in Brand ſtecken.

So drängten denn auch jetzt die Großen den ſpaniſchen König, nur großmüthig ritterlich mit Franz zu verfahren: der Biſchof von Osma ſagte, man müſſe einen billigen, alſo ſoliden Frieden ſchließen, und vertrauensvoll auf die Erkenntlichkeit des Gefangenen ihm ohne weiteres die Freiheit geben.

So dachte Carl nicht, und Alba allein hielt zu ihm und nannte dergleichen Romanſtreiche. Aber dieſe Partei der Aufklärung war klein. Carl hielt die Sache hin, und ſah ſeinen Gefangenen nicht.

Was litt dieſer! Sein froher Muth, ſeine Lebensader ging verſiegen, zerſtreut, ſchweigſam ſchwankte er im Zimmer umher, nachdenklich, und Nachdenken war für ſeine Perſon ein Beginn von Krankheit. Eine Natur des Talentes findet die Gedanken auf den Fußſteigen des Thuns und Beginnens, eine ſolche Natur kann ſich nicht ſchicken, auf die Suche auszugehen von Gedanken, von bloßen Gedanken. Eine Künſtlernatur findet die Form und mit ihr den Sinn, den Leib und mit ihm die Seele, nicht umgekehrt.

Und die einzige Geſellſchaft, die er manchmal ſah, das einzig Leibliche was ihm kam, da ihm die Jagd abgeſchnitten oder verleidet war, ſpaniſche Granden, was ärgerten ſie ihn! Ja, die ritterliche Sitte war ihm und ihnen gemeinſam, aber das modernmonarchiſche Gelüſt, das ihm der neue Lebensreiz, das beleidigten ſie täglich und ſtündlich; denn ſie verwarfen es im Feudalſtolze. Alles Neue iſt allein und geplagt.

Sie verlangten, daß er ſich verneigte und beugte, wenn er zu ihnen eintrat. Er that es nicht, er erkennt ſolche Pairſchaft nicht mehr an. Aber ſie ſind eben ſo ſtolz auf den bloßen Schein, ſie laſſen die Thür niedriger machen, daß er ſich bücken muß beim Eintritte. Und er? er tritt rücklings ein.

Eines Tages ſpielt ein ſpaniſcher Grand mit ihm und verliert viel. Der König iſt müde, der Grand will Revanche, der König will nicht — da wirft der Grand das Geld auf die Tafel und ſchreit voller Wuth: Du haſt ganz Recht, Du brauchſt das gewonnene Geld, um Dich auszulöſen!

Darauf zieht Franz den Degen und erſticht den Edelmann. Es entſteht ein erſchrecklich Geſchrei am Hofe, man beſtürmt den Kaiſer — was ſoll ich thun? ſagt der Kaiſer, dem der übermüthige

Große ganz gelegen erſtochen war von einem Könige, „ich beklage den Mann, aber ich tadle ihn“. —

Es iſt ſehr ſchade, daß Bayle dieſe Geſchichte als unauthentiſch verwirft, hiſtoriſch iſt ſie.

12.

Es war eine traurige Zeit für die Freude in Frankreich. In der Bretagne, die ohnedies kein heiteres Land iſt, lag auf einem Schloſſe Tag und Nacht Kummer und Leid. Das Schloß hieß Chateaubriant, und liegt in der hohen Bretagne, wenig Meilen oberhalb Nantes.

Wir denken ſo gern, Alles was Franzoſe heißt, ſei frivol, ſei leichtſinnig. Unter den Meernebeln auf der Weſtküſte Frankreichs, in der Normandie und Bretagne, in zwei großen, mächtigen Provinzen findet ſich ſo viel Ernſt und Melancholie, daß wir gleich mit einem Ausdrucke bei der Hand ſein würden, den wir nur gar zu oft anbringen, mit dem Ausdrucke nämlich: ach wie deutſch ſieht es hier aus! Was uns ruhig, häuslich, langſam erſcheint in der Freude, das nennen wir deutſch. In der Normandie läßt ſich das noch eher hören, der alte Normannenſtamm, obwol er uns ein guter Feind und Räuber war, wie anderen Völkern, er ſtammte doch aus dem nördlichen Europa, das wir uns als ein gothiſch-germaniſches gern zum Ahnenthume zulegen. Aber auch in der Bretagne machen wir ſolche Verwandtſchaftsanſprüche, hier kann die Vetterſchaft doch nur die allerweitläufigſte ſein. Es haben mehrere Einwanderungen von Großbritannien ſtattgefunden, aber das waren juſt nicht unſere Vettern, welche England verließen, das waren eben Briten, die von unſern Vettern verdrängt wurden. Und dennoch, unſere vaterländiſche Empfindung täuſcht

uns ſchwerlich, aber die Verwandtſchaft iſt viel größer als man denkt: wir gehören zu den zähen Völkern des nordiſchen, des nordweſtlichen Europa; das Alter, die Zähigkeit, die Grundſitte, iſt uns gemeinſchaftlich geweſen von Breſt bis an die Eider, von der alten Pfalz bis an die ſchottiſchen Berge. Und auch die Celten waren weſentlich von dieſer Gemeinſchaftlichkeit; denn das Klima iſt die Polizei der Sitten und Gebräuche, und wo man ſich gleichmäßig ſchützen, und wo man gleichmäßig das Bischen Freude ſuchen muß, da wird auch der Begriff von Gott, der Charakter und aller Grundſtoff gleichmäßig. Die Kälte ſteigt in der Bretagne faſt nie über ſechs Grad in kälteſter Zeit, wie denn Frankreichs Lage gegen Weſten und gegen das Meer hin trotz gleichen Breitengrades mit uns um das doppelte und dreifache das Klima mildert — aber die feuchten Nebel machen den Bretonen dennoch zum Nordländer.

Man zweifelt nicht, daß in der Bretagne der Hauptſitz des alten Celtenreiches, Armorica, geweſen, das auch im Celtiſchen die Meernähe bezeichnen ſoll, daß die Rhedonen Rennes, die Veneten Vannes und die Namneten Nantes zu Hauptſtädten hatten. Cäſar unterwarf ſie nur mit Mühe und Grauſamkeit, und nach der Römerherrſchaft nahmen ſie wieder jene Art der Municipal-Republiken auf, die ein gemeinſchaftlicher Fürſt nicht hindert, ſondern verbindet, und die ſo celtiſch wie germaniſch ſind. Sogar Chateaubriant der heutige, welcher von jenem Schloſſe ſtammt, hat in ſeinem Royalismus eine ganz familienrichtige Aehnlichkeit damit. „Treue und Mannigfaltigkeit“ iſt die Deviſe dieſer celtiſch-germaniſchen Welt, und „Wechſel und Einheit“ iſt die Deviſe der neu-franzöſiſchen. Eins iſt indeſſen gewiß, und zwar zu unſerem Heil: wir lieben auch das geſchichtlich Vererbte, wir ſind treu dem Stamme und der Sitte, aber dergeſtalt blind hiſtoriſch, blind nachtretend wie der Celte ſind wir Germanen nicht. Wir prüfen doch auch das Erbe, der Celte prüft es nicht.

Erkennt man doch am Erdboden, daß man ein ungewöhnliches Land Frankreichs vor ſich hat, wenn man die Loire hinab

an die alte Grenze der Bretagne kommt, die seit Ludwig XII. und Franz I. aufhörte, eine Grenze abgesonderter Länder zu sein. Der Granit erscheint plötzlich, den man so lange vermißt hat. Von Paris bis in das mittlere Loireland beklagt man sich unaufhörlich, daß Frankreich kein frisches Wasser habe, und das vorherrschende Kalk- und Schiefergestein erbaut dem Reisenden die Vorstellung, daß der Charakter des Volkes aus solchen Erdgründen locker und beweglich und hitzig geworden sei. Von Orleans über Blois hinaus bis Amboise ist das Loireland ohne besonderen Reiz gewesen, nur südlich hinein nach der Touraine hat man eine milde Schönheit ahnen dürfen. Von Amboise über Tours bis zum malerisch gelegenen Saumur hat sich das gefällige, lieblich gefärbte Turonenland dargestellt, wohin Balzac so gern Romane verlegt. Bei Angers, der Hauptstadt von Anjou, die seitab vom Flusse in platter Fläche liegt, hat sich der Reiz wieder verloren, man hat geglaubt, die charakteristische Welt der Loire sei zu Ende, bis die Grenze der Bretagne plötzlich eine Strecke lang schärfere Umrisse, grünere Färbung bringt, Granit und frisches Wasser.

Die Hügelzüge sind nur eine Grenze, das bretonische Land fällt eben hinab in Aeckern und Wiesen, Teichen und Haiden nach Brest und St. Malo. Auch die Hohe-Bretagne nach der Loire hin ist kein Bergland, und der Hügelzug, welcher von Brest östlich nach dem alten Frankreich hinein läuft, ist ebenfalls unbedeutend.

Also bescheiden und einfach ist dies nordische Land beschaffen, Acker und Wasser bietend, vom Meere und ewigen Regen bedroht, aber festgehalten von zähen Menschen.

Wirklich; wenn man in ein Bauerhaus tritt, so glaubt man in Deutschland zu sein. Der Hauswirth fragt nichts, er bietet Euch den Trank, der stets gerüstet steht, den Trank der Gastfreundschaft — pichet — und nachdem Ihr diesen gekostet, gehört Ihr ganz seinem Schutze. Des Abends kommen die Nachbarsleute wie bei uns zum Rocken, die prächtigsten Gespenster-

geſchichten, unbekannt im ganzen übrigen, ſo lichten Frankreich, werden erzählt, und das liebliche Grauſen unſerer Romantik ſtellt ſich ein. Hochzeit und Begräbniß ſind noch die Hauptfeſte des Lebens. Der Knabe der ein Mädchen liebt, geht des Nachts an ihr Haus und ſingt folgende Chanſon:

Es leuchtet gar kein Mondenſchein,
Steh auf, ſteh auf, mein Kind!
Die braune Nacht, die hüllt uns ein,
Komm tanzen, komm geſchwind!

Wenn das Mädchen darauf antwortet:

Es iſt zu klarer Mondenſchein,
Zieh nur Deine Straße,
Uns Beide hüllt die Nacht nicht ein,
Ich tanz mit meiner Baſe —

dann mag der Burſche traurig heimgehen, er hat nichts zu erwarten. Wenn ſie aber das Fenſter öffnet und herabſingt:

Warum in der Schlafenszeit
Kommſt Du Schlimmer fragen!
In der Nacht, da bin ich taub,
Mußt am Tage fragen —

da hat es gute Wege, vierzehn Tage hintereinander muß er noch wiederkommen, dasſelbe ſingen und hören, und dann kann er ſicher die Hochzeit vorſchlagen.

Der Bretone liebt die Induſtrie nicht, das Detail des Kaufens und Verkaufens, das tägliche Sinnen auf Vortheil iſt ihm zuwider, er iſt auch dafür zu plump ehrlich. Bretoniſch Wort wiegt Gold, ſagt das Sprichwort. Er baut am liebſten das Land, wie es der Ur-Ur-Großvater gebaut hat, eine neue noch ſo gute Erfindung am Pfluge iſt ihm ein Gräuel. Aber eben ſo germaniſch lockt ihn die weite Reiſe über's Meer, der weit entlegene Fiſchfang, und eben ſo germaniſch liebt er den Trunk. Das iſt ſo gar nicht franzöſiſch. Man trinkt in Frankreich den Wein beiläufig — wo man Leute ſich hinſetzen ſieht, blos um Wein zu trinken, oder gar verſchiedene Sorten probiren, da ſind es nicht urſprüngliche Franzoſen, ſind Lothringer, Elſaſſer oder Bretonen.

Der Franzoſe iſt mäßig, und braucht wenig. Daß man jetzt in mancher Pariſer Geſellſchaft das Weintrinken zu einer beſonderen Angelegenheit macht, das iſt unfranzöſiſch, und ein Hinneigen zu uns, wovor wir ſelbſt warnen müſſen.

Auch das bretoniſche Weib hat die deutſche Stellung. Sie iſt geachtet, aber ſtreng Hausfrau. Der Mann iſt Herr und erſte Perſon — jener förmliche Cultus, eine wirkliche Religion in Frankreich, jenes Zauberwort „ah, c'est une dame“, das augenblicks Alles umgeſtaltet, es iſt durchaus nicht bretoniſch. Sogar in der bretoniſchen Kirche ſind die Männer allein in der Nähe des Altars, alles Weib hat ſeinen Platz hinten im Schiff der Kirche. Ein Fehl der Keuſchheit iſt unerbittlich geächtet. Die Veranlaſſung dazu ſcheint ſo groß im Hauſe des Pächters oder Bauern: Alles, Herr und Frau, Burſch und Mädchen, ſchläft in einem Zimmer, eine Wand von Serge trennt nur eins vom andern. Aber man hat ſelten einen Fall zu beklagen. In der Gegend von Chateaubriant gelten die Sitten für ſo einfach, daß das Gedächtniß eines Fehltrittes in der Familie bis auf Ur-Ur-Enkel fortlebt. Wie anders iſt dies, als wir uns Frankreich vorſtellen, denn ähnlich iſt's in den meiſten Provinzen und ſelbſt zu Paris beim eigentlichen Bourgeois. Ja, in der Gegend von Chateaubriant erſchrickt ſelbſt der Deutſche im Gegentheile, wenn er über ein Mädchen die Achſeln zucken, die Naſen rümpfen ſieht. Was iſt's? O 's iſt ein braves Mädchen, aber Jammerſchade, ihre Großmutter war es nicht! Niemand hat die Großmutter gekannt, aber die Schmach iſt erblich durch Tradition.

Und dort auf dem Schloſſe Chateaubriant ſaß um die Zeit, da König Franz in Spanien gefangen lag, ein wunderſchönes, blaſſes Weib auf ihrem einſamen Zimmer und weinte. Alles Land war in dicken Nebel gehüllt, und im Schloſſe war es todtenſtill. Das Zimmer dieſer Gräfin war klein, und hatte nur hoch oben ein kleines Fenſterchen, um den trüben Tag düſter hereinzulaſſen. Ihre Hände lagen auf ihrem Schooße und ſie dachte nach Spanien, an König Franz.

Es war Mittagszeit und die Glocke des Schloſſes läutete zur Tafel. Damals, und ſo lange es Könige von Frankreich gab, ſpeiſte man zur wirklichen Mittagszeit. Die beſſere Sitte, welche einen ſo langen Tag für Arbeit und Geſchäft bietet, erſt um fünf oder ſechs Uhr die große Mahlzeit des Tages zu halten, iſt durch die Revolution aufgebracht. — Beim Ton der Glocke ſtand die Gräfin auf, und eilte haſtig nach der verſchloſſenen Thür mit geſpannter Aufmerkſamkeit horchend. Es nahten Tritte, man ſchloß auf, ein zartes Mädchen eilte in die Arme der Mutter. Zwei Diener hatten ſie hergeführt. Sie hatten gleichzeitig Lichter mitgebracht und Speiſen. Es ward ein Tiſch gedeckt, Mutter und Tochter aßen zuſammen.

Nach Verlauf einer kleinen Stunde läutete die Glocke wieder, jetzt zum Schreck, wie vorher zur Freude. Die Tafel, die Tochter und auch die Lichter verſchwanden, die Gräfin ſaß wieder im Dunkeln und hatte vierundzwanzig Stunden zu harren auf dieſe einzige Freude des Tages. Sie konnte wieder nach Spanien an König Franz denken.

Es war die Gräfin Chateaubriant ſelbſt, und auch ihr Unglück begann wie das des Königs mit dem Tage von Pavia. Sie war des Königs Geliebte, und ſie liebte den König. Aus dem feurigen Geſchlechte der Foix, die in den ſüdlichen Pyrenäen ihre Heimat haben, hatte ſie der Leidenſchaft ſich hingegeben, den Gatten in der Bretagne verlaſſend für die Freuden der Königsliebe.

Nur der König und Bonnivet liebten ſie am Hofe. Sonſt beneidete ſie Jedermann, und ſie war auch eine herriſche Dame. Ja, man ſagte ihr nach, daß ſie neben Franz ſelber nicht immer ſpröde geweſen ſei gegen Bonnivet, den ſchönſten Mann des damaligen Frankreich. Der König habe eines Tages Beide dergeſtalt überraſcht, daß Bonnivet kein Ausgang geblieben ſei. Rathlos blickte er um ſich. Die Kamine waren früher oft wie kleine Hallen groß, ſo daß man ſich förmlich hineinſetzte. In der Sommerzeit, die eben blühte, füllte man ſie mit Blättern, und Bonnivet kroch

unter die Blätter. Franz mochte wol etwas wittern, da er eintrat, wollte aber auch nicht zu viel erfahren, denn ſie waren beide ſeine Lieblinge. Sollte er es indeß dem leichtſinnigen Admiral ganz ſchenken, der alle Weiber beunruhigte? Nein — er hatte oder zeigte ein Bedürfniß, und ging es zu befriedigen nicht weiter als in den Kamin.

Sonſt hatte der geiſtreiche Admiral ſeinen Sinn auf die Herzogin von Alençon geſtellt, eine Schweſter des Königs. Dagegen hatte Franz nichts einzuwenden, er ſah ihn lieber bei ſeiner Schweſter als bei ſeiner Geliebten. Obenein erhörte ſie ihn nicht, den ſonſt ſo Glücklichen. Als einſt der Hof bei ihm war auf Schloß Bonnivet, ſtieg der verwegene Günſtling Nachts durch eine dem Beſuche unbekannte Fallthür in ihr Zimmer. Sie vertheidigte ſich aber ſo gut, und eine Ehrendame kam ſo paſſend oder unpaſſend zu Hilfe, daß er entweichen mußte. Der König, ſchwor ſie, ſoll dieſe Frechheit ſtrafen. Nicht doch rieth die Ehrendame, die ſich auf ſo etwas verſtehen mußte. Die Herzogin hatte ihn übrigens ſchon geſtraft, er war dergeſtalt zerkratzt im Geſichte, daß er ſich vor aller Welt verbergen und am nächſten Morgen unterthänigſt anzeigen mußte, er ſei ſchwer krank. Wie? rief der König. — Ja, Sire, und zwar ſo krank, daß er kein Licht vertragen und Niemand reden hören kann.

Der König und der Hof lachten, und reiſten weiter. Bonnivet und der Stallmeiſter Graffy waren die gefährlichſten Männer am Hofe. Dieſer wurde oft des Nachts mit verbundenen Augen zu einer Dame geführt, und eben ſo von ihr, und die Dame ſprach kein Wort, ſo daß er ſie nicht ſehen und hören konnte, weil er — heißt es dabei — ſie alle Tage nur zu viel hörte und ſah. Die böſe Chronik ſagt nämlich, es ſei Niemand anders, als Louiſe, des Königs Mutter geweſen, und ſie habe dies nicht um irgend einer Blödigkeit, ſondern ihres Geizes willen gethan. Unter ſolcher Form nämlich hätten die Liebhaber nichts von ihr heiſchen können, als Liebe.

Mitten unter ſolcher Welt mochte die Chateaubriant wol leichter die ſtrenge Sitte der Bretagne vergeſſen. Aber die Bretagne blieb bei ihrer Sitte, und vergaß der bretoniſchen Gattin nicht. Als der unglückliche Tag bei Pavia ihr den Admiral getödtet, den König genommen, da war ſie ſchutzlos am Hofe, und man fragte ſie, was ſie noch wolle.

Sie wußte ſich keinen andern Rath, als auf ihr Schloß in der Bretagne, zu ihrem ſtrengen bretoniſchen Edelmanne heimzukehren. Schweren Herzens, aber ſtarken Herzens that ſie's, denn ſie war eine Foix. Sie hatte eine Täuſchungsgeſchichte zu erzählen, wie ihr der König den Ring ihres Gatten geſchickt, und ſie dadurch zu einem falſchen Rendezvous verlockt, wie ſie geweint, ſich geſträubt habe — aber der bretoniſche Edelmann verließ das Zimmer, da ſie eintrat, er nimmt ſie auf, aber er ſieht ſie nicht. Er ſperrt ſie ein, aber er macht ihr keinen Vorwurf.

Eines Mittags horchte ſie umſonſt; man kam nicht, ihre Tochter war erkrankt, war geſtorben. Das einzig übrige Band war für den Edelmann zerriſſen. Es vergehen ſechs lange Monate, da nahen ſich viele Schritte, Chateaubriant tritt ein, ſie ſieht ihn zum erſten Male wieder, aber neben ihm ſechs verlarvte Männer und zwei Wundärzte. Sie öffnen ihr auf Armen und Füßen die Adern, und ſie muß verbluten. —

Varillas erzählt dieſen romantiſchen Ausgang, er will aber mit ſonſtiger Nachricht ſich nicht vereinigen. Die Gräfin Chateaubriant erlebte nicht nur die Zurückkunft des Königs, ſondern wir ſehen ſie noch 1533 unter den Damen, die mit dem Hofe nach Marſeille gekommen ſind. Dort hatte Franz zum Aerger Carls eine intime Zuſammenkunft mit dem Papſte, und es ereignete ſich folgendes komiſche Mißverſtändniß in Betreff jener Damen. Ich glaube, es betraf eine Dispenſation von ſtrengen Faſten. Brantome ſagt: ſie wollten eine Erlaubniß haben, die man ſich wol manchmal nimmt, aber um die man nicht bittet. Der heilige Vater aber glaubte, es ſei von der Erlaubniß desjenigen ſinnlichen Genuſſes die Rede, den ſich eine Frau wol erlaube, von dem ſie aber

niemals ſpreche, und er fand ſolch Geſuch unanſtändig und ſagte Nein. Heiliger Vater, riefen die Damen ungeduldig, wir ſind ſchwach, wir brauchen ſolche Stärkung — Nein, nein! — Aber heiliger Vater, wenigſtens drei Mal in der Woche — Drei Mal! il peccato di lussuria!

Der gefangene Franz dachte wol oft mit ſchmerzlicher Sehnſucht an das geliebte und ſchöne Weib, an die lebhafte Chateaubriant, und er malte ſich in Caſtilien, wie ſie in der Bretagne, die Reize des Wiederſehens. Aber die Flügel wurden ihm zu feſt niedergedrückt, als daß er nicht auf eine Zeit lang zuſammengebrochen wäre. Er gehörte zu jenen Naturen der Freude, die aus jeder Stunde einen Reiz der Hoffnung oder des augenblicklichen Gelingens ziehen müſſen, um zu exiſtiren. Sie ertragen das Mißgeſchick nur, weil ſie's läugnen, und damit ertragen ſie oft großes. Das Ausruhen auf Schmerz und Klage, das Vertiefen darein iſt ihnen Tod, jede Hemmung in den raſchen Pulsſchlägen des Lebenslaufes iſt ihnen Lebensgefahr, jeder Seitenweg ein Rückweg. Erſt wenn alle Verſuche mißlingen, ſich ſelbſt das eigene Unglück zu beſchönigen, erſt dann brechen ſie zuſammen. Und auch dann ſelten lange, wenn die phyſiſche Kraft nicht verſiegt. Das Leben in ihnen iſt wie ein unmittelbares Atom des Gelingens, das aus dem Schooße der Gottheit in einen Menſchen geſtiegen iſt. Sie ſpringen immer wieder auf; Selbſtmörder ſind unter ſolcher Menſchenklaſſe unmöglich, denn die Hoffnung iſt das Blut derſelben, die Selbſtzufriedenheit iſt eine Bahn, wohin alles Leben bei ihnen von ſelbſt kehrt ohne ſtrenges Examen, ohne Veranlaſſung. Schwerſorgende Naturen ſind ihnen Laſt und Hemmniß, denn das kühnſte Beginnen fällt in der Weltgeſchichte dieſen Naturen der Freude zu. Beſonnene aber muthige Naturen ſind ihnen eine förderliche Begleitung, denn dieſe benehmen den Aufwand für das Unnütze.

Sie ſind raſch zum Strafen, aber noch ſicherer als darauf kann man auf ihre Verzeihung rechnen. Denn jede Strafe ſtört ihnen die Vorſtellung der Lebensharmonie, in der ſie allein weben und ſind.

Man ſieht, daß Franz nicht vollſtändig zu dieſen Naturen gehörte, denn er war oft hart ohne Umkehr, gedankenlos grauſam gegen die Proteſtanten. Aber Hauptbeſtandtheile jener Naturen beſaß er: wie übermüthig und tyranniſch er ſein mochte, es iſt kein Zug bekannt, der auf ein Leben der Rache in ihm ſchließen ließe. Die Rache iſt in ſolchen Naturen ganz unmöglich, und wir werden bald ſehen, wie ſie doch unter den ſpäteren Valois, unter den Guiſen, in der franzöſiſchen Herrſcherwelt noch bis auf Ludwig XIV. zu Hauſe war. Und Franz, der ſo jach, ſo ſtolz, ſo launiſch, wie viel Anlage hätte er zur Rachſucht gehabt, wenn nicht jene Freude-Natur ſein Grundelement geweſen wäre!

Jetzt, da ſo lange gar nichts mehr gelingen wollte, jetzt brach er zuſammen. Denn für ſeine ſtolze, ritterliche Art war einem Kaiſer Carl gegenüber am Ende nicht die kleinſte Hoffnung mehr übrig. Franz mußte am Ende doch erkennen, daß er hier an eine Welt klopfte, die ſeine Sprache gar nicht verſtand, oder nicht verſtehen wollte. Um alſo an ein Gelingen zu kommen, und damit wieder in die Fugen einer Harmonie, mußte ſeine ritterliche Sinnesart fremde Stoffe annehmen. Das galt aber eine ſtarke Revolution in ihm, denn auf die ritterliche Art war bis dahin Alles in ihm geſtellt. Uebrigens hat ſolche Freuden-Natur das Charakteriſtiſche, daß ihr kein Grundſatz ewig iſt, weil er eine ewige Schranke des Menſchen ſein könnte. Solche Natur iſt unfähig zum Märtyrerthume.

Franz hat denn auch wirklich in dieſer Zeit die Kriſis zu beſtehen, daß er ſich an die verſteckte, unwahre Politik gewöhnen muß, die verſpricht, ohne halten zu wollen. Das Ritterwort muß Abſchied nehmen. Wenn Franz Spanien verläßt, iſt dieſe große Wandelung mit ihm vorgegangen. Und wie wichtig ward ſie für franzöſiſche Welt! Ritterliche Form und Erſcheinung blieb ihr

von Franz wie von einem Vorbilde, und die kleine, unberechenbare Welt der Diplomatie bildete ſich aus zur Virtuoſität.

Franz wurde ſo krank, daß ſeine treue Schweſter Margarethe aus der Gascogne herbeieilen mußte, um ihn zu pflegen. Die Aerzte ſprachen zu Kaiſer Carl: er ſtirbt, wenn Du ihn nicht ſiehſt! Was mochte Carl Aergeres fürchten, als den Tod ſeines Gefangenen? Dann gingen alle nur möglichen Vortheile verloren und unabſehbare Nachtheile entſtanden. Aber die alte Granden-Tradition ſprach: Wenn Du ihn ſiehſt, iſt er begnadigt und frei, denn der Anblick des Königs begnadigt.

Das klang ſchmeichleriſch, aber Carl wußte, wo die goldenen Ketten der ſpaniſchen Majeſtät drückten und hemmten. In ihm lebte der neue König, den auch ſolcher Sirenengeſang der Tradition nicht binden durfte. Ich werde ihn ſehen, ſprach er, und er wird gefangen bleiben. Und ſomit ſtieg er zu Pferde und ritt hinaus. —

Wie! rief König Franz, als Carl ins Zimmer trat, Eure kaiſerliche Majeſtät kommt noch, um Ihren Gefangenen ſterben zu ſehen?

Ihr ſeid nicht mein Gefangener, ſprach der Kaiſer, und umarmte ihn, Ihr ſeid mein Freund und Bruder! Und in dieſem Stile ſprach er weiter, der ihm bereits ſo geläufig war, daß er gar keine directe Deutung vorausſetzte.

Als Franz von dieſem Freudenſchimmer geſundete, wurde Carl wieder zäh. Die Wallung ritterlicher Ueberlegenheit ergriff jenen im Aufathmen der Geſundheit, und er rief ſeiner Schweſter zu, die eben nach Frankreich zurückkehren wollte: Geh, Margarethe, reiſe ſchnell, ſage den Franzoſen, daß ich zu Gunſten des Dauphin, meines Sohnes, reſignirt habe, daß der König Franz nicht mehr exiſtirt, daß er als todt zu betrachten iſt.

Ach, dieſe Wallungen der alten Zeit wurden ſchon theatraliſch an ihm, Margaretha glaubte nicht an dieſe Phraſe, und that keinen Schritt dafür, und er glaubte nicht daran, denn er mahnte Niemand

an die Ausführung. Mein Gott, König Franz war damals einunddreißig Jahre alt. —

Und wie benahmen ſich die Franzoſen ſelbſt? O, ſie waren Hand in Hand mit den Wandelungsproceſſe, der in dem Könige vorging, das Gedächtniß ihres Königs Johann war völlig erloſchen. Verſprich, was Du mußt, ſagten ſie, und halte, was Du kannſt!

Auf Italien ſollte er verzichten — ei herzlich gern, es mußte jedenfalls erſt erobert werden; die Souveränetät über Flandern und Artois ſollte er aufgeben — das that ſehr weh, juſt die nördlichen Schutzprovinzen, wohlgenährte, wohlnährende Provinzen ſollte er aus den Händen gleiten ſehen; Burgund ſollte er abtreten — nimmermehr! Dies üppige Hügelland der Saone, dies mühſam errungene Weinland Burgund — nimmermehr! Noch mehr, ſeine Freunde ſollte er preisgeben, und eine neue Frau war ihm obenein in den Kauf beſtimmt, Eleonore, Witwe von Portugal, Schweſter des Kaiſers, denn die ſanfte Reine Claude war ſchon ein Jahr vor dem Zuge gegen Pavia geſtorben.

Die Zugabe der Frau war unangenehm, das hochblonde Haar, die breiten, langen Verhältniſſe ihres Leibes waren nicht ſein Geſchmack, er wollte ſich nicht umſonſt aufs Wiederſehen der Chateaubriant gefreut haben. Indeſſen das betraf nur Hausweſen, das konnte geordnet werden. Aber wenn er die übrigen Bedingungen erfüllte, ſo hieß dies Frankreich und ſich vernichten.

Für politiſche Lagen ſind Verſprechungen Wetter, wer kann fürs Wetter ſtehen! Man kann einen Frühling mit Sicherheit verſprechen, aber nicht, daß der Frühling kein regneriſcher, unangenehmer ſei. Was Millionen betrifft, darf nicht vom Gewiſſen eines Einzelnen leiden. Darum wird politiſchen Männern immer Unrecht geſchehen, wenn man ſie nach dem Maßſtabe der bürgerlichen Welt beurtheilt, nach dem Maßſtabe einer Welt, worin Jeder für den inneren Beſtand eine Garantie ſein muß. Nach außen ſind Grundſätze nöthig — glücklicherweiſe iſt das errungen — aber die bloße Redlichkeit iſt da ein Unglück.

Franz jedoch gab sein Wort, sich zu stellen, wenn er die Bedingungen nicht erfüllte. Dies ändert und verschlimmert den Standpunkt bei den ritterlichen Ansprüchen, die er sonst selber an Jedermann machte. Dadurch wurde die Sache aus einer politischen eine persönliche. Ein so schreiender Bruch vernichtet auch das innere bürgerliche Verhältniß. Um politisch zu handeln, mußte er für den Augenblick bei seiner Heimkehr sich fügen in die Opfer. Das Ungebührliche war dann wiederzugewinnen, wurde dann ein neues, ein rein politisches Verhältniß.

Freilich, der kluge Kaiser verrechnete sich im Charakter des Königs, er kannte die Wandelung noch nicht, die er selbst hervorgebracht in Franzens Sinnesart. Kannte er sie, so war es klüger, ihn ehrlich durch Großmuth zu verpflichten. Denn die Formen wechselt man leichter als das Herz, und Ehrlich ist auch stets das Klügste. Was zu schwer ist, um ertragen zu werden, das muß man nie Jemand aufladen, es fällt, eine schlecht aufgethürmte Last, auch auf uns.

In Carls Seele mochten sich solche Gedanken kreuzen, denn er war dergestalt zerstreut, daß er nach abgeschlossenem Vertrage den König noch einen Monat im Gefängnisse hielt. Dann endlich kam er, um ein Ende zu machen, hob ihn in die Carosse, führte ihn zu Fest und Ritterspiel und an den Traualtar, als ob Alles sehr schön und in Ordnung sei.

Ach, die Hochzeit war für König Franz vielleicht das Herbste des Befreiungsopfers. Es ging dies an seine Person, es erschien ihm das anders als den Historikern. Die Romantiker erzählen noch obenein Folgendes: Es lebte zu jener Zeit ein spanisch Mädchen, Chimene d'Infantado. Sie war äußerst naiv und lieb, und voll Zärtlichkeit für König Franz. Und sie sagte es ihm offen, sie gab ihm Rendezvous, sie schenkte ihm ein reiches Herz, aber sie gestattete ihm nichts, was die Jungfräulichkeit überschritten hätte. Sie opferte ihm den Ruf, aber nicht die Tugend. Franz, kein deutscher Romantiker, war in Verzweiflung über diese Sprödigkeit. Er nannte es liebloſe Großmuth, daß sie ihm dringend empfahl,

die Königin von Portugal zu heiraten, er fiel in Krankheit und böſeſte Laune.

Weißt Du nicht — ſprach ſie, ihn ſeit langer Zeit wieder erblickend — weißt Du nicht, daß ich auch ſterben muß, wenn Du ſtirbſt? — Heirate Eleonoren — „Wohl, ich werde, denn Deine Liebe iſt unerquicklich.“ —

Als er mit Eleonoren in die Kirche tritt, ſuchen ſeine Augen hinter jedem Pfeiler Chimenen, ſie iſt nicht zu ſehen. Zerſtreut wird er zum zweiten Male vermählt. Als er aus der Kirche ſchreitet, drückt man ihm unter dem Portale ein Billet in die Hand — „Du haſt gethan, was Du mußteſt, ich habe gerathen, was ich mußte, lebe wohl für dieſe Welt!“

Sie iſt ins Kloſter gegangen, Franz ſtürzt hinein, rüttelt am Gitter — ganz wie Balduin in Kotzebue's Kreuzfahrern — verlangt ſie zu ſehn. Das charaktervolle Mädchen erſcheint nicht.

Dieſer Erzählung ſteht nur im Wege, daß dem Könige Ludwig XII. eine eben ſolche Neigung begegnet war. Eine Genueſerin Thomaſſine Spinola war deſſen Chimene. Sie ſtarb vor Schmerz, als ſie hörte, Ludwig ſei todt. Das arme Mädchen! Die Nachricht war obenein falſch geweſen, Ludwig lebte weiter.

Aber nicht Alles, was im Wege ſteht, iſt unüberſteigliches Hinderniß. Die Könige von Frankreich ſchimmerten ſehr, und Gott ſei Dank, jede Zeit und jedes Land hat ſeine Thomaſſinen und Chimenen, damit die Liebe ein Element Himmels und der Erden bleibe.

13.

War es nicht eine ſchöne Zeit, da man nur auf Reiſen ging, um das heilige Grab zu ſuchen? Iſt der Moslem nicht glücklich, der durch die Wüſten nach Mekka zieht? Solche Reiſen haben

ein Ziel über die Erde hinaus. Wir rennen von einem Welttheile in den anderen, die Meilenzahl wird täglich größer, die Zahl der Reisenden ebenfalls, der Ehrgeizige oder Eitle braucht immer größeren Aufwand, um sich auszuzeichnen, der Stille findet immer schwerer Einsamkeit, und Jedermann findet heutiges Tages nur Kenntniß und Lebenserfahrung, Dinge, die doch von selber kommen. Den Himmel findet Niemand mehr. Wie schön war jenes alte Wort: Wer da glaubt, der wird selig!

Wie profan klingt das heutige Dogma: Wer da reist, der wird gesund. Man begegnet in Frankreich gar viel Leuten — nicht Franzosen, denn der Franzose ist kerngesund — die das gesunde Klima suchen, wie einst das heilige Grab gesucht wurde. Nizza hat nicht mehr allein sein Privilegium, Montpellier zum Beispiele, das golden-heiße trat als Nebenbuhler auf; denn es konnte am siegreichsten auf den einzigen Vorwurf antworten, der dem französischen Klima gemacht wird. Dies ist der Vorwurf des Regens. Frankreich hat einen milden Himmel aber viel Regen, deshalb ist die Blouse in diesem Lande so alt, daß man sie gallisch nennt. Wer über Land fährt, trägt die Blouse, und das ist eine Gefahr für den Deutschen, der die Standesunterschiede so gewohnt ist, und die Unterscheidungen im Aeußern. Zuerst glaubt er nur von Ouvriers umgeben zu sein, und wundert sich über die gleichmäßige Höflichkeit, welche der Conducteur dem feinen Mantel und der groben Blouse angedeihen läßt. Dann, mit der Blouse vertraut, späht er sehr, ob eine feine Kleidung darunter sei, erst zuletzt wird er jener französischen Gleichheit inne, die nicht blos durch den Regen veranlaßt, sondern durch die Revolution durchgesetzt ist. Diese Gleichheit ist viel mehr Fleisch und Blut geworden, als deutschen Demokraten vorstellbar, ja vielleicht erwünscht ist. Der Regen und die Blouse haben sicherlich zu diesem schnellen Erfolge beigetragen. Nur der Süden ist seit einigen Jahren auffallend zurückgeblieben im Regenwetter, besonders das untere Languedoc. Im Sommer 1839 hatte man in Montpellier seit drei Jahren keinen Regen von 24 Stunden mehr gesehen.

Aber wem nicht so viel Wärme nöthig ist, wer nur ein wohlthuendes Klima sucht, der reise nach jenem Winkel, wo der Ocean im biscayischen Golfe gleichzeitig Frankreich und Spanien bespült. Bayonne liegt noch unter dieser Küstenhöhe, aber eine Stunde davon am hohen Strande liegt ein wunderlicher zerstreuter Ort Namens Biarritz. Da ist der Ocean in unaufhörlich prächtiger Brandung, seinen frischen, und doch warmen Wind der Ewigkeit mit sich führend, da ist die Sonne warm und die Nacht milde, und das bloße Auge sieht immer fort drei Elemente: das Weltmeer, Frankreich und Spanien. Jede deutsche Zeitung ist da unbekannt, und der rheumatische und verdrießliche Deutsche gesundet dort leicht unter den Basken. Die Hecken sind schon Buchsbaum und Myrthengesträuch, der schwarze Feigenbaum ist schon zu Hause, und das Volk ist fröhlich Tag und Nacht. Wie ist man überrascht, wenn man den ersten Morgen aus dem Zimmer auf den Balcon tritt: nach Mittag zu in braunblauer Unordnung drängen sich von Ost nach West die letzten Pyrenäen bis ins Meer, das ist die Rune, das ist der Couronné, das ist der Berg von Fontarabia, und jene lange blaue Küste, die viele, viele Meilen weit über San Sebastian hinaus in den Ocean steigt, sie ist Spanien, Spanien selber. Da, ganz nahe, wo einzelne Felsen ins Meer treten, da, wo Ihr eine blinkende Oeffnung im Küstenblau seht, da mündet die Bidassoa ins Meer, da ist die Grenze zwischen Frankreich und Spanien. Der weiße Häuserschimmer daneben ist Fontarabia.

Gleitet der Blick langsam über das Meer nach Norden herauf, so trifft er auf die gepeitschten Buchten der französischen Küste, und schlank wie Menschenstolz stellt sich der Leuchthurm dar, der Phare de Biarritz, den man weit hinauf sieht am spanischen Strande, ein nächtliches Zeichen dem Español, daß der Francese lebt. Hinter dem Phare fällt der blaue Adour, der von Bayonne kommt, in den Ocean.

Es ist vielleicht einer der schönsten Wege in der Welt, der in dieser Gegend nach Spanien führt, die Straße nach Spanien,

wie ſie bald hinter den Thoren von Bayonne heißt. Die wenigen Verbindungen durch Pyrenäenpäſſe, welche noch exiſtiren, mögen noch grotesker ſein, aber ſie entbehren der charakteriſtiſchen Schönheit dieſes Weges. Auch die Straße im Süden von Perpignan nach Figueras beſitzt ſie nicht: das Meer ſelbſt nämlich und die Pyrenäen drängen ſich hier an einander; bergauf bergab rollt der Weg, bald nahe am Meere, bald nahe an den Bergen, man erwartet jeden Augenblick, daß ein Hochgebirge und das Weltmeer ſich unmittelbar berühren. Und man ſieht es vollbracht, wenn man auf der Höhe vor St. Jean de Luz ankommt; dieſe liebliche Stadt hat ſich als Zuſchauerin hingeſtellt ſolches ſeltenen Kuſſes. Mit der Fluth bringt das Meer durch den Hafen in das Bett eines kleinen Fluſſes und bewegt ſich bis an den Fuß eines Pyrenäenberges. Darum iſt St. Jean de Luz ein ſo eigenthümlicher Ort, rückwärts zugeſtellt durch hohe Berge, wo Alles zu endigen ſcheint, vorwärts geöffnet auf den Ocean, wo kein Ende abzuſehen. Und innen gekreuzt und bunt gefärbt von den ebenſo verſchiedenen Elementen: der ſpaniſche Schleier ziert die ſchönen Weiber, die Straßen ſelbſt haben ſchon ſpaniſche Namen, die Mäntel, die Kapuzen ſind ſpaniſch, die baskiſche Mundart verläßt ſpottend Frankreich und legt ſich in den ſpaniſchen Accent, und dennoch iſt es eine franzöſiſche Stadt, und ganz franzöſiſch. Hier hielt Franz das keuchende Pferd an, hier war er in Frankreich.

Frankreich wuchert im Norden und Oſten ſo weit über die Grenzen mit Sprache und Sitte, überall, wo es germaniſchen Stoff trifft, ſchmeichelt es ſich ein. Und wie ſonderbar! wo es romaniſch gemiſchtem Elemente begegnet, da iſt es machtlos. Savoyen und Piemont nehmen nichts franzöſiſches auf, Spanien zeigt ſich in der Abwehr ſogar überlegen und erobernd: die ſpaniſche Art reicht einige Lieues über die franzöſiſche Grenze herein, und wenn man die Bidaſſoa paſſirt hat, ſo iſt Frankreich nicht mehr auf der Erde. Im erſten Hauſe ſchon verſteht man nicht mehr franzöſiſch, ſchon am linken Ufer des Fluſſes iſt die Sprache der Welt unbekannt. Ich hatte mich in Yrun, der erſten Stadt,

eine halbe Stunde von Frankreich, glücklich zu preiſen, daß der Gaſtwirth, er allein im ganzen Hauſe, die nöthige Vermittelung über Eſſen und Trinken und Schlafen franzöſiſch zu machen wußte. Ein furchtbarer Krieg hat es der Welt zeigen müſſen, daß der moderne Schematismus nicht überall heilſam und möglich, daß hiſtoriſche Kenntniß die ewige Brücke zu aller Politik ſei. Welch ein gewaltiger Menſchenorganismus iſt dieſer baskiſche, der im Dienſte des unbedeutenden Don Carlos einen ſo unerſprießlichen Weg nehmen mußte! Welche Kräfte ſchlummern in aller ſpaniſchen Provinzialwelt, welche hiſtoriſche Weisheit, welche Macht in dieſen Gebräuchen, die Fleiſch und Blut geworden ſind! Was iſt in dieſen ſpaniſchen Landen für geſchichtliches Metall verſchiedener Zonen und Zeiten ineinander gehämmert, iberiſches, römiſches, gothiſches, arabiſches! Glaubt man, es ſei von ungefähr, und es bedeute nichts, daß ein Land ſo unerſchütterlich eigen bleibe, ſelbſt nachdem es Jahrhunderte lang ſchlecht regiert worden?

Alles, nicht blos die Sprache iſt anders, wenn man vom letzten Berge herunterkomut in die Bidaſſoaſchlucht. Dieſer Berg iſt wohl eine Stunde lang, und auf einer prächtigen Heerſtraße gleitet man hinab, das Meer und das baskiſche Bergland vor ſich. Heerſtraße und all ſolche Civiliſationsvortheile hören mit dem Augenblicke auf, ſobald man die hölzerne Brücke paſſirt hat. Dergleichen iſt niemals viel in Spanien geweſen, und der Krieg, den ich noch vorfand, hat alle geringen Spuren zerſtört. Der dunkle Grenzfluß hat von der Brücke bis ins Meer nur etwa noch eine Stunde Weges, und eben ſo weit iſt es etwa von Yrun bis Fontarabia, das mit ſeinen zerſchoſſenen Mauern an der Mündung des Fluſſes liegt. Dieſer Winkel, dicht hinter der Brücke ſchon von carliſtiſchen Bergen begrenzt, war ſeit langer Zeit unberührt vom Kriege, aber es gab keinen andern Weg nach Fontarabia als für Maulthiere oder mit der Fluth des Waſſers. Und es liegen nicht Berge zwiſchen dieſen kleinen Städten, nein, leichtwelliger dreifache Frucht tragender Boden. Aber die ſchmalen Spuren einer lehmigen Fahrſtraße waren mit Mühe aufzufinden,

man iſt in Spanien, wo jeder kleine Diſtrict ſeine ſpaniſchen Bohnen-Erbſen, ſeine Zwiebeln hinreichend erzeugt, wo jede Gemeinſchaft perſönlich-allein bleibt, und keine Verbindung mit dem nächſten Nachbar ſucht; der ſchreiendſte Gegenſatz zu Allem, was Frankreich heißt. Zieht eine Straße, heißt es in Frankreich, und Ihr habt die Hälfte der Cultur. Eine Diligence bringt die andere Hälfte. Es giebt auch vielleicht kein Land der Welt, wo man alle Tage, regelmäßig, wohlfeil, nach allen Seiten eine Diligence wie in Frankreich fände, und wo nur dicht neben dieſer Vollkommenheit jeder Ort, der abſeits von der grande route liegt, ſo ſchwer erreichbar wäre. Iſt dies ein Geſchenk Spaniens? Jeder Ort in Frankreich, abſeits vom Diligencen-Cours iſt ſpaniſch, wie ein deutſcher Ausdruck ſagt.

Es war in der Mitte des März 1526, wo der Frühling an der Bidaſſoa ſchon jubelt, als Franz, frei und glücklich in dieſem Grenzthale Spaniens ankam, und den Berg nach St. Jean de Luz drüben mit ungeduldigen Augen verſchlang. Am andern Ufer warteten ſeine Söhne, die er als Geiſeln für ſeine Befreiung laſſen mußte. Er winkte haſtig, die Kähne ſtießen von beiden Ufern, er umarmte ſeine Kinder, aber er hatte keine Zeit, keine Stimmung, von dem Schickſale ergriffen zu ſein, daß er die Kinder nur wiederſehen könne, um ſie ſogleich wieder zu verlieren, er ſah nur auf franzöſiſchem Boden das türkiſche Pferd, das ſeiner harrend ungeduldig Erdſchollen in die Luft ſchleuderte. Gott ſchütze Euch Kinder, rief er haſtig, ſprang ans Ufer, ſprang aufs Pferd, und ohne ſich einmal umzublicken jagte er in einem Galopp die langen Berge hinauf und hinab bis nach St. Jean de Luz. Er war wieder in Frankreich, ſein Wille, ſeine Laune war von dieſem Augenblicke an wieder allmächtig, er war wieder König von Frankreich.

Louiſe natürlich, die zärtliche Mutter, eilte ihm entgegen, und all ihre ſchönen Mädchen führte ſie mit ſich. O, ſie kannte ihres Sohnes Geſchmack, und die junge Anne de Piſſeleu, ſpäter Mlle. de Heilly genannt, war nicht vergeſſen in dem Gefolge.

Wol aber fehlte die Chateaubriant — die ſchöne Anna ſollte den Sinn Franzens ablenken von jener herriſchen Chateaubriant. Wie gut kannte ſie des Sohnes Geſchmack, wie kam ihr das romantiſche Glück zu Hilfe! Franz blieb erſtaunt vor dem jungen Mädchen ſtehen; ſie hatte eine frappante Aehnlichkeit mit Chimenen!

Dies entſchied über die zweite Lebenshälfte des Königs, es entſpann ſich eine lebhafte und, wie es ſcheint, innige und gegenſeitige Zuneigung, die — mit Ausnahme der abenteuerlichen Seitenwege des Königs — ſein ganzes noch übriges Leben ausfüllte. Marot, der immer ſchmeichelnde Hofpoet, der Gegenſatz von dem Alles tadelnden Rabelais, ſagt von ihr:

Dix et huit ans je Vous donne,
Belle et bonne,
Mais à Votre sens rassis
Trente-cinq ou trente-six
J'en ordonne.

Denn das glücklich begabte Mädchen theilte auch allen guten Geſchmack mit dem Könige, und ward die Stütze der Künſte und Wiſſenſchaften, die Stütze der ſchönen Renaiſſance. Davon erhielt ſie den Beinamen „la savante des Belles“. Sie war auch allein gut gegen die Proteſtanten, ſie ward, ein ſeltener Fall! geliebtes, förmliches Mitglied der Familie. Die Mutter des Königs liebte ſie, die Schweſter Margarethe liebte ſie, und aller Zwieſpalt hörte auf, der unter der Chateaubriant geherrſcht. Zehn Jahre ſpäter gab ſie Franz einem Herrn von Broſſe zur Frau, und machte ihn zum Herzoge von Etampes — unter dieſem Namen iſt ſie in der Geſchichte bekannt.

War ſie indeſſen auch ein glücklicheres Naturell als die Chateaubriant, ein edlerer Charakter war ſie nicht, und Franz verließ in dieſer vielleicht eine ſtolzere und mächtigere Liebe. Ob aus eigener kleiner Eiferſucht und aus gewöhnlichem Maitreſſenneide, ob gehetzt von der Königin-Mutter, ich weiß es nicht, kurz

ſie hatte die Thorheit, Franz dahin zu bringen, daß er zur Chateaubriant ſchickt, und ihr befehlen läßt, all ſeine Briefe und Geſchenke auszuliefern, all die Deviſen und Ringe des verflogenen Rauſches.

Ich bin jetzt krank — erwidert die Chateaubriant — ich werde ſie ſuchen, in drei Tagen ſollt Ihr ſie haben. Unter der Zeit läßt ſie alle Ringe und Spangen und ſonſtigen Metallſchmuck zuſammenſchmelzen in Klumpen, und als der Bote nach drei Tagen wiederkehrt, giebt ſie ihm die Metallklumpen und ſagt:

Tragt dies zum Könige, das Gewicht iſt voll und ganz. Die Deviſen, und was Ihr ſonſt verlangt, ſind in mein Herz gegraben, dort muß er ſie ſuchen.

Der König beſtürzt und geſchmeichelt ruft aus: Dieſe Frau, hat mehr Muth und Größe, als ich dem Geſchlechte zugetraut! Bringt ihr das Gold zurück, ich hätte ihr das Doppelte gegeben für die einfachen Deviſen.

14.

Chambord iſt ſehr leicht zu beſchreiben, und dann haben die guten Leſer eine allgemeine, unklare Vorſtellung von einem weißen Schloſſe, auf deſſen flachen Dächern man ſpazieren geht zwiſchen zierlichen Kuppeln und Thürmen, zwiſchen Schornſteinen und Giebeln, von denen jedes einzelne Stück ein Kunſtwerk iſt. Und die phantaſtiſchen Leſer bauen ſich in arabiſch-toskaniſch-chriſtlichem Geſchmacke ein Waldſchloß der Armide, ein Zauberſchloß Arioſto's.

Wäre dann die Aufgabe gelöſt? Iſt ſie zu löſen? Ein architektoniſches Gedicht in beſchreibende Worte geſetzt, Shakeſpeare im Munde Franz Horns, können ſie das Rechte wirken? — Eine

vollſtändige Beſchreibung iſt ein Fehler, wenn von künſtleriſchem Eindrucke die Rede ſein ſoll. Chambord aber kann juſt zur Vollſtändigkeit verführen; es ſteht auf einem Wieſenplane, die Waſſer davor ſind abgeleitet, man kann es ringsum betrachten, man kann es umgreifen, alle Theile daran ſind ſauber, deutlich, vollendet, man kann ſie alle einzeln faſſen die Arkaden, die Pilaſter, die achthundert Kapitäler, die Karyatiden, die Treppen à jour — und wenn Ihr Alles habt, und den grünen Waldesgrund dazu, und die einſame Zauberſtille einer ſonſt magern Gegend, die Zauberruhe einer unökonomiſchen und unbetretenen Welt, Chambord habt Ihr noch nicht. Die ſchönen Verhältniſſe aller einzelnen Theile geben den wohligen Eindruck einer klaſſiſchen Zeit, und doch mahnen die kühnen Spitzen, die phantaſtiſchen Vorſprünge, der abenteuerliche Tumult des Daches ans Morgenland, an die arabiſche Welt. Nein, nicht klaſſiſch, nicht orientaliſch, der ganze rieſige Leib ſchließt ſich an die Schloßburgform des Mittelalters mit Flankenthürmen an der Seite und dem Donjon in der Mitte. Was endlich?

Geſchichtlicher Hauch bezaubert Euch. Wie ſich der Grieche, wie ſich der Orientale, wie ſich der Ritter ſeine Schönheitsvorſtellung geformt hat in Stein und Wohnung und Pracht, eine in Stein gefaßte Seele weit entlegener Zeiten und Länder wirkt mit einem Male auf Euch, von einem dichten Mittelpunkte — Ihr vergeßt, daß Ihr in Frankreich, Ihr denkt nicht, wo Ihr ſeid. Und wären dies nicht Zeichen eines Zauberorts? Wahrlich, Schloß Chambord iſt einzig in der Welt.

Krank und traurig waren die letzten Lebensjahre des Königs Franz. Ein ſchleichend Gift nagte an ſeinem Leibe, und die raſchen Schwingungen und Entſchlüſſe ſeines unternehmenden Weſens konnten ſich trotz aller Anſtrengung des moraliſchen Willens nicht mehr erheben. Da floh er vor ſich ſelber nach Chambord hin, betrat nicht Orleans, nicht Blois, ſondern eine Fähre zwiſchen beiden Städten, und eilte auch mitten in der Nacht über die Loire. Das Roß ward geſpornt, um raſch über die kleine Höhe von St. Dié

zu kommen, welche den Anblick des Schloſſes deckt. Der volle Mond ſchimmerte über der Sologne, von fernher leuchtete matt im lichten Steinſchimmer ſein geliebtes Schloß, ſein ſchönſtes Werk. Langſam ritt er darauf zu, und vor der großen Loire-Fronte hielt er ſtill auf dem Wieſenplane, der ſtillen Wunderwelt ſich hingebend, um derenwillen er von Paris gekommen, über welcher er des Leibes Schwäche vergaß. Hier webte Alles im Ungemeinen, und der täglichen trivialen Sorge ward er entrückt. Die ſchwere Bruſt ward wieder leicht geſchwellt von dem Gedanken: Du haſt doch auch geſorgt für Höheres, für Unberechenbares, der Schlamm der Liebſchaften, welcher Dich befleckt, hat doch nur Deine Füße berührt; mag er den Leib und dies Leben vernichten, Edleres wird von Dir zeugen auch im fernen Jahrhunderte dem fernher kommenden Wanderer, gegrüßt ſeiſt Du im Mondenlichte, mein Chambord! Da wo noch einzelne Lichter ſchimmerten, da ſaßen über dem ewigen Gedanken der Welt ſeine gelehrten Freunde, ſeine Künſtler aus Italien, ſeine gefeierten Flüchtlinge aus Byzanz, die vor den türkiſchen Barbaren geflohen. Hoch oben aus der Kuppel des Donjon in der Mitte des Schloſſes, wie ein Wappenſtern leuchtete ein feiner Lichtſchein: da meſſen ſie mir die Geſtirne des Himmels, die fleißigen Leute!

Im Mondenſcheine entfaltet Chambord ſeinen vollen Zauber-charakter. Von der breiten Fronte treten beſcheiden die Flanken mit ihren Eckthürmen in geringeres Licht, und das mittlere Schloß, das Schloß des Donjon, die majeſtätiſche Krone, auf welche Alles ſich zuſammenhäuft, tritt wie ein blendendes und doch hundertfach beſchattetes Märchen hervor. Links und rechts, wo es ſich an die Flanken ſchließt, runden ſich zwei weiße Thurmhäuſer, juſt wie an den beiden äußerſten Spitzen der Flanke. Aber die Thürme ſind hier vornehmer durch die ſchlankeren Giebel, durch den höheren Aufſchwung. Dieſer höhere Aufſchwung iſt nur ſcheinbar, er wird nur hervorgebracht durch die zahlreich zuſammentretenden Maſſen. Um die beiden Thurmzimmer herum gruppiren ſich jene feinen hohen Giebel, die wie in Alabaſter gearbeitet ausſehen, und zwiſchen

ihnen und der Zinne des Thurms ſchießen die weißen Schornſteine auf, ſchmal und ſchlank auf der Eckſeite, breiter und mit Stuccatur geſchmückt auf der Flächenſeite, von Weitem an Minarets erinnernd. So werden die Zinnen der Thürme theils verdeckt, theils gehoben, und ſind wie eine Ueberraſchung über den coquetten Schmuck hinaus gereckt.

Dieſe Giebel und Schornſtein-Minarets verlängern ſich nun wie Geiſterreigen von einem Thurme des Donjons zum andern, als wollten ſie über die Mitte des Hauſes, über den Glanzpunkt täuſchen. Denn in der Mitte ſelbſt ſteigt aus dem Zinnengewimmel der höchſte Thurm auf, eine Treppe von unten bis oben, und welch eine Treppe, wahrſcheinlich die kunſtreichſte der Welt.

So weiß man nicht zu zählen, daß man von einem Ende der Front bis zur andern fünf Thürme vor ſich hat, das proſaiſche Zählen gelingt nur bei den Flankenthürmen, im Mittelhauſe thürmt ſich Alles dergeſtalt, daß man nur von einem Reize zum andern irrt, und dieſen weißgezackten Wald wie ein Wunder auf ſich wirken läßt. Wie müßten auch die tauſend Ecken und Spitzen das Auge verletzen, wäre es nicht ein Wunder der Kunſt! Das Auge iſt glücklich, und ſchlüpft von den Zinnen zum Monde, vom Monde auf den Wald und vom Walde wieder auf das Schloß, die Phantaſie von einem Traume zum andern führend.

Der Coſſon, ein Flüßchen durch den Wald hergeleitet, umgab ſonſt das Schloß mit Waſſerſpiegeln. Stanislaus Lescinski, dem es der Schwiegerſohn Ludwig der Fünfzehnte zur Wohnung gegeben, beſeitigte dies Element, wodurch Chambord noch leichter und durchſichtiger gemacht war. Jetzt iſt man durch keine Brücke mehr getrennt vom Eingange in die Hauptfronte. Tretet ein. Der große Gartenſaal empfängt Euch, der in einer Wucht die drei Etagen hindurch bis ans Dachparterre ſtieg, und den man in ſeiner ganzen Macht überſah auf jener großen Treppe, die in der Mitte des Schloſſes, à jour gefaßt, aufſtieg. Ludwig XIV. hat ihn verdorben. Er hat Decken dazwiſchen gelegt und Zimmer gewonnen.

Sein Geſchmack war prächtig, aber bei Weitem nicht ſo poetiſch frei und groß wie der Königs Franz.

Die Treppe ſelbſt kann kein Geſchmack verderben und kein Vandalismus der Politik. Sie iſt von Stein, von feſtem Stein, und geht in doppelter Windung bis zur Kuppel über dem Dache. Und auch dort hört ſie noch nicht auf, und verläßt nur die doppelte Windung. Die Zerſtörung wäre eine Monats-Arbeit für einen ganzen Klub. Aber man ſieht's in Frankreich oft mit ſchreckhaftem Erſtaunen, wie ausdauernd arbeitſam der politiſche Haß iſt auch gegen todte Symbole. Man kriecht auf Thürme, man hängt ſich über Abgründe, um einen Punkt auszulöſchen, um eine kleine Lilie abzukratzen. Solcher Eifer mag nöthig ſein, um etwas durchzuſetzen, oder er mag doch ein nöthiges Symptom ſein. In Deutſchland wenigſtens, wo der Reſpect für alles Geſchichtliche ſo groß iſt, hat man keine Umwandlung zu ſegnen, keinen Vandalismus zu beklagen gehabt. Unſer Sinn iſt ſo gebildet — in guter Bedeutung des Wortes — und darum vielleicht ſo matt, daß wir unſers Erbfeindes Wappen ins Muſeum tragen würden, mit Handſchuhen und unter Thränen.

Es iſt nicht mehr möglich, daß die großen und ſchönen Grundſätze der neuen franzöſiſchen Welt wieder verloren gingen. Das Land durchreiſend erkennt man, ſie ſind Seele und Blut geworden wie der Proteſtantismus in Deutſchland. Man kann alſo jetzt ungeſcheut den Skandal mit Worten und für alle Zukunft brandmarken, den Skandal, der die große Bewegung begleitet hat. Es iſt faſt kein hiſtoriſches Denkmal in Frankreich, das nicht der rohe Fanatismus angetaſtet hätte. Unzählbar Wichtiges und Schönes iſt für immer zerſtört.

Und doch, gegen wen richtet man die Anklage? Gegen die menſchliche Art und gegen die nothwendigen Krankheitsſymptome in der Geſchichte. Wo hätte man eine lebensgefährliche Entzündung mit Zuckerwaſſer gewendet! Iſt die Zukunft etwas Gutmüthiges? Nimmermehr! Sie iſt ein täglicher Feind, und um Großes zu gewinnen, muß Größeres in die Schanze geſchlagen werden. Wer entſetzt ſich nicht vor den fanatiſchen Horden aller tumultuariſchen

Bewegung, und wenn man die verſchiedenen Zwecke aufzählt, wenn man die mordenden Liguiſten der Bartholomäusnacht neben den Sansculotten nennt, ſo verſtummt wol auch für einen Augenblick der revolutionäre Jargon, der das Morden ſo liebenswürdig zeigt wie den Sieg, und dem der rohe Säufer als Mann des Volkes ſchätzbarer iſt als der gebildete Menſch. Wer begreift nicht, daß es ein Irrthum des Herzens ſei, die Außerordentlichkeit, die Revolution zum Geſetze zu machen. Aber bei alle dem thut man doch beſſer, auch in Frankreich noch ſchweigend an den Schädelſtätten vorüberzugehen, und keinen Fluch auszuſprechen über die Zeichen der Zerſtörungs-Barbarei, an welche der Fuß ſtößt. Man blickt zum Himmel, man zuckt die Achſeln — das Vollendete hat Recht, es ſteht uns nicht zu, auszurechnen, wie viel Opfer höchſten Falles nöthig geweſen wären, die großen Ereigniſſe machen ſich nicht nach dem Rechnenbuche.

Uebrigens kennt man in der Ferne den ſchmerzlichen Eindruck nicht, den ſolche ſcheinbar unnütze Zerſtörung hervorbringt. Man kann mit der Beſchreibung zum Genuſſe deſſen reizen, was da iſt, aber tiefes Leid erweckt man nicht für das, was zerſtört worden. Das Verſchwinden entſpricht zu ſehr dem Gange der Zeit, der Dinge, der Geſchichte. Man muß neben die Leichen ſelbſt treten, und die Verſtümmelungen anſehen. O was haben Euch die friedlichen Gedanken unbefangener Künſtler gethan, die Kapitäler, die Säulen, die Karyatiden? Begreiflich iſt der Haß gegen die Sinnbilder, mit denen namentlich Chambord beſäet war. Die höchſte Zinne in der Mitte iſt eine koloſſale Lilie von Stein. Ohne Lebensgefahr zerſtört man ſo etwas nicht, aber dies hat die erhitzten Leute nicht abgeſchreckt, man hat an der Lilie gehämmert mit Macht und Nachdruck und ihr wirklich Stücke ausgebrochen. Laßt's Euch nicht leid ſein, daß dies Symbol nicht ganz verſchwunden iſt, die zerriſſenen Blätter ſind deutliches Zeichen genug, daß das Geſchlecht und Syſtem der goldenen Lilie voll und ganz in Frankreich nicht mehr möglich iſt. Alle Wände in Chambord, beſonders die breiten Seiten der Schornſteine ſind mit dem Salamander Franzens und

dem gekrönten F. bedeckt, und der Nachfolger Heinrich, der am Schloſſe weiter gebaut, hat ſeine Chiffer überall angebracht, ſein H, wodurch die Maitreſſe Diana überall als Herrin figurirt, ſelbſt in der Capelle. Dies Alles auszulöſchen war offenbar zu langweilig. Hat nicht vielleicht auch der räthſelvolle Gedanke jener großen Treppe ſie ſtutzig gemacht, und ihren einzigen Gedanken zerſplittert? Wenn ſie ſchaarenweiſe auf- und niederſtürmten, und ſich doch nicht erblickten, hat es ihnen nicht ein Staunen, einen Schauer erweckt?

Man bemerkt es unten kaum, daß ſie zweifach aufſteigt, dieſe wunderliche Erfindung beginnt ganz unſcheinbar. Man gehe links, man gehe rechts, man betritt eine offene Steintreppe, die in ſanfter Windung bis auf das Dach und den Thurm hinaufführt. Iſt's ein Gaukelſpiel? Neben Euch drüben ſteigt man auch hinauf, Ihr hört's, aber Ihr ſeht nichts. Die Treppe iſt offen durchbrochen, ihr anderer Arm nicht minder, und nicht hier, nicht dort ſieht man den Auf- oder Abſteigenden. Iſt das Ganze nur eine Curioſität? So kann es nach der Beſchreibung erſcheinen, in der That aber iſt es ein ſo großartiger, ſo geſchmackvoller Mittelpunkt des Schloſſes, daß man ſich gezwungen ſieht, ein intereſſantes Kunſtwerk anzuſtaunen. Und weil es intereſſant und geheimnißvoll, hat es ſeine Rolle in der Hiſtorie geſpielt. Hier war's, wo der unglückliche Cinq-Mars herabeilte von Ludwig XIII., der oben im Thurmzimmer wohnte. Der Günſtling war glücklich, den Herrn immer weiter getrieben zu haben gegen Richelieu, den verhaßten. Was iſt? Auf der zweiten Treppe ſteigt Jemand hinauf? Zum Könige, der Niemand ſieht? Wer kann dies ſein? Cinq-Mars ſteigt wieder aufwärts, der unſichtbare Begleiter ſteigt Schritt für Schritt wie er. Er ſteigt abwärts. Jener auch. Es iſt kein Mittel, dahinter zu kommen. Und es war denn auch Niemand anders, als Pater Joſeph, Richelieu's Arm, der zum Könige ging, und von dieſem ſchwachen Menſchen die Pläne des Günſtlings gegen den Cardinal noch in dampfender Brutwärme erfuhr. Die Treppe koſtete Cinq-Mars den Kopf.

An beiden Seiten des Donjon-Gebäudes, wo sich die Flanken anschließen, sind ebenfalls zwei prächtige, à jour gefaßte Treppenthürme. Sie würden an jedem anderen Orte bewundert, hier verschwinden sie als einfache Treppen neben dem schönen Räthsel des Mittelpunktes. Und doch beginnt eine neue phantastische Welt des Reizes, da wo diese große Treppe auf das Dach heraussteigt, und sich wie eine Krönung des Ganzen pyramidalisch in übereinander gebauten Colonnaden zum Belvedere und zur letzten Zinne bis zur kolossalen Lilie erhebt, noch hundert Fuß aufsteigend vom platten Dache. Dieses Dach selbst ist wie ein Wald von Statuen durch all die Schornstein- und Giebelthürme, die sich hier in feinster Grazie zusammenfinden. Was bei uns gern verborgen wird als eine mißliche Nothwendigkeit des bewohnbaren Baues, der Schornstein erhebt sich überall als Zierde. Die dreihundertfünfundsechzig Zimmer, eine damals beliebte Zahl, oder nach Andern die vierhundertvierzig, welche das Schloß enthielt, besaßen all ihre Camine, und sie erregen noch heute den Neid der Baumeister. Sie sind alle schön, sie rauchen nicht, und sie bedürfen nicht der hundertfachen, unschönen Ausgänge. Wohlgebildet senden sie alle ihre Wolken in die Obelisken des Daches.

Von diesem Himmelszimmer Chambords, diesem eigenthümlichen Dache, sieht man tief in den Wald des alten Jagdschlosses, der sieben Lieues im Umfange hatte und mit Mauern umgeben war. Eigentlich ist auch des Gebäudes Anblick von der Waldseite am Eigensten, weil hier die Treppenthürme sich darstellen. Aber auch dies hat Ludwig XIV. vernichtet durch niedrige Seitenflügel, die er daran geklebt. Mansard selbst, der hier zuerst seine Dächer versucht, obwol ein großes Talent, verstand es entweder nicht, dem originalen Geschmacke der Renaissance zu folgen, oder der Eigensinn des Herrn zwang ihn zur Geschmackswidrigkeit. Das Schloß, im Wesentlichen bis 1540 vollendet unter Franz, der zwölf Jahre täglich eintausendachthundert Arbeiter daran bauen ließ, verlor seine Seele mit dem Tode des Königs. Sein Sohn Heinrich, der mit mäßiger Kraft überall in des Vaters Fußstapfen

trat, hat die Fortſetzung noch am Eifrigſten betrieben, und unter Anderm die ſchöne Capelle vollendet. Denn Catharina, ſeine Gemahlin, damals noch jung und dem Reiten und Jagen zugethan, hatte treibenden Geſchmack für ſolche Schöpfung, und überſah es, daß ihr Gatte Alles nur für Diana that. Oben im Belvedere ſaß auch ſie gern des Nachts, um ungeſtörter als anderswo die Sterne zu befragen. Ihre jüngeren Söhne Franz II., Carl IX. und Heinrich III. thaten nichts für Chambord, Carl, den die Hetzjagd lockte, nahm einen kurzen Anlauf, der bald endigte. Heinrich IV. konnte nicht gut auf längere Zeit von Paris und zog deshalb Fontainebleau vor und St. Germain. Ludwig XIII., für deſſen Melancholie und einſame Jagd Chambord vorzüglich gepaßt hätte, kam einige Male, unternahm auch Verſchönerungen, aber ſein matter Charakter ließ ſolchen Anfang bald wieder ſinken. Ludwig XIV. gab einige Feſte und verdarb Manches durch moderne Willkürlichkeit. Sein Schöpfergeiſt konnte ſich auch nicht begnügen mit Reparatur und verſammelte ſich auf Verſailles.

Unter Ludwig XV. lebte der gute König Stanislaus hier zum Segen der Sologuaten, und nach ihm erhielt's der Marſchall von Sachſen zur Apanage. Mit ihm kam ein nicht unintereſſantes Leben hieher, wenn auch kein bedeutendes. Er ließ auf den Flächen nach der Loire zu ſeine Uhlanen-Regimenter manövriren, und jagte die ukrainiſchen Remontepferde in den Wald, damit ſie ihrer heimatlichen Gewohnheit pflegen könnten. Wenn man ihrer bedurfte, dann ſtieg ein Reiter auf das Dach, blies eine Fanfare nach dem Walde hinüber, und die Roſſe verließen ihre Weide und kamen wiehernd angeſprengt zu den Mauern Chambords. Auch hatte der Marſchall lange Zeit den bekannten Favart und ſeine Truppe bei ſich, und ließ Molière'ſche Stücke aufführen, die hier und in Verſailles vor Ludwig XIV. zuerſt gegeben wurden. Uebrigens hallte das Schloß wieder vom luſtigen Leben des alten Kriegers, und ſah denn auch bald deſſen Leiche. Das Schloß ward dann von Neuem verſchenkt und die Revolution fand darin die Polignacs. Sie emigrirten, es ſtand leer, ward verwüſtet und ſo weit es anging zerſtört.

Napoleon nahm großes Intereſſe daran, und wollte es hergeſtellt ſehen. Unter dieſer Bedingung gab er's Berthier. Aber dieſe Bedingung ward nicht erfüllt, im Gegentheile verkaufte ſehr bürgerlich die Frau Berthier vom ſchönen Walde, was ſich nur niederſchlagen ließ. Die Reſtauration veranſtaltete die famoſe Subſcription, um es mit Hilfe des ſolchergeſtalt zuſammengebrachten Geldes dem Herzoge von Bordeaux zu ſchenken. Dieſem gehört es denn auch noch, denn erſt vor Kurzem hat er den von der Juli-Regierung begonnenen Proceß dagegen in letzter Inſtanz gewonnen.

Es mag recht poetiſch ſein, daß ein vertriebener Enkel Königs Franz im Auslande Herr von Chambord ſei, von einem verlaſſenen, wüſten Steinhauſe des alten Königthums. Aber beſſer wär's, es wäre anders, damit dies wunderbare Monument der Renaiſſance wieder geſchmückt würde in ſeiner alten Pracht. Und das jetzige Haupt der Orleans und des Staates verſteht dies, und würde Chambord bald wieder zu Chambord machen. Wo nähme ein vertriebener Prätendent die ungeheuren Mittel her, welche nöthig ſind, für die Wiederherſtellung eines Schloſſes, das ausgehöhlt bis auf die kahlſten Wände offen daliegt für Wind und Wetter. Ein Paar Maurer, die ſich in dem weiten Hauſe verlieren, klappern jetzt den guten Willen einer Reſtauration, und machen die Oede und Armuth erſt recht bemerklich. Traurig und doch reich ſcheidet man von dieſem verzauberten Schloſſe. Die weißen Steine von den Hügeln des Cher, aus denen es erbaut iſt, die ſchwarzblauen Striche, welche der Regen von den blauen Schieferdächern an die Hohlkehle gemalt hat, ſie liegen ſo ſatt und traurig in der Mittagſonne, immer wieder hält man auf dem ſandigen Parkwege das Pferd an, um dieſen Anblick noch einmal aufzunehmen. Raſch entzieht er ſich wie ein Gedicht, das weiter gedichtet ſein will im Herzen.

Wie von aller wunderartigen Schöpfung weiß man auch von Chambord den Schöpfer nicht. Die gewöhnlichen Hiſtoriker nennen Primatice, und das iſt ſo fraglos übergegangen in Aller Mund, als

verſtünde es ſich von ſelbſt. Primatice iſt nicht der Schöpfer von Chambord. Die Zeitgenoſſen wiſſen nichts davon, der Stil Primatice's iſt nirgends ſo phantaſtiſch-erfinderiſch, er iſt directere Nachahmung der Antike, er iſt Renaiſſance in der erſten Bedeutung des Wortes, nicht in der mannigfaltigeren und intereſſanteren, wie wir ſie uns gebildet.

In dem Allen könnte man indeſſen doch irre geleitet ſein. Die ſchlagendſte Verneinung liegt darin, daß Primatice zum erſten Male 1531 nach Frankreich kam, ſechs Jahre nach Beginn des Schloßbaues. Hätte er ſechs Jahre früher einen Plan an König Franz geſchickt, und wäre erſt nach ſo langem Zwiſchenraume ſelbſt gekommen aus dem nahen Italien, um nach der Ausführung zu ſehen? Zu ſolcher Annahme berechtigt uns nichts.

Vergnaud, bekannt mit dieſer Unwahrſcheinlichkeit, hat an Meiſter Roux gedacht, wie man in Frankreich den Italiener Roſſo nennt, welcher unter Franz alle großen Bauten in Frankreich leitete und beaufſichtigte. Aber Niemand ſpricht davon, und bei Roux's Charakter wäre ſein Name ſicherlich bekannt wie der Name Chambord. Roux war über die Maßen ehrgeizig und ruhmſüchtig, er machte von ſich reden ſo viel er nur konnte, er war in dieſem Betrachte ein ewiger Friedenſtörer durch neidiſche Cabale, er war eine Qual für Franz, er manövrirte Primatice nach deſſen erſter Ankunft ſogleich wieder nach Italien zurück, er tödtete ſich am Ende ſelbſt, wie man ſagt aus verzweifelndem Neide über die Macht Primatice's.

Auch Vignolle hat man genannt, um einen berühmten Namen für den Schöpfer Chambords aufzufinden. Aber Vignolle kam erſt 1540 nach Frankreich, wo es im Ganzen ſchon vollendet, wo der Donjon ſelbſt in all ſeinem Reichthume ſchon fertig war. Wird es nicht ſo ſein, wie man neueſter Zeit vermuthet, daß ein beſcheidenes Provinztalent dies Zauberſchloß erdacht? Die ſtille Märchenwelt der Einſamkeit ſchwebt ja auch darüber. Man findet jetzt in alten Quellen, daß man ſchon frühe von einem Baumeiſter aus Blois wie vom Erfinder Chambords geſprochen. Noch

zu Berniers Zeit existirte in Blois ein Schloß-Modell in Holz, das im Wesentlichen dem Schlosse Chambord entsprochen, noch heute sieht man einige Hotels zu Blois in der Foulerie, die ganz im Chambord'schen Stile sind.

Die Einwanderung des damals modern-italienischen Geschmacks, der sich aus dem erwachenden Sinn für die Antike gebildet, kann auch nicht streng auf die Zeit der Roux und Primatice eingeschränkt werden. Dergleichen entsteht nicht wie eine plötzliche Entdeckung. Besonders an der Loire, von den geschmackvollen Prinzen Orleans ausgehend, war dieser neue Bausinn schon früher geweckt worden. Valentine von Mailand, die als junge Gattin in dies Haus von Orleans gekommen, hatte schon Risse und Pläne und Bilder mitgebracht, welche die Phantasie junger Architekten lange beschäftigt und befruchtet hatten. Ludwig XII. und die Seigneurs an der Loire hatten im fünfzehnten Jahrhunderte reichlich und geschmackvoll Schlösser und Hotels erbaut. Konnte das Alles nicht ganz organisch in einem Talente den Plan Chambords gereift haben? Besonders in Blois, wo unter Ludwig das Königshaus lebte, das mit den größten Mitteln zu Unternehmungen leicht die Geburt eines großen Bauplans befördern konnte. Und ist es nicht auch ein Triumph der Wissenschaft, just das Meisterstück einer neu erwachten Kunst in einheimischer, selbstständiger Verarbeitung hervorgebracht zu sehen, nicht zusammenhangslos eingebracht von außen?

Es ist bekannt, daß die jungen Franzosen lebhaft und anstellig sich den italienischen Meistern anschlossen. Simon und Claude von Paris, Lorenz le Picard, Franz von Orleans und andere werden als solche genannt, die unter Roux's Leitung schon mit großer Selbstständigkeit in Fontainebleau arbeiteten. Es ist bekannt, mit welchem Erfolge die Baukunst in Frankreich selbstständig weiterging neben und unter den italienischen Anregungen der florentinischen Weiber, der Catharina und Marie von Medicis, von denen jene den Louvre, diese das Luxembourg baute. Unter Ludwig XIV. gab Mansard schon den allgemeinen Ton an in

Europa. An Energie alſo und Geſchick fehlte es hierin dem franzöſiſchen Naturell keineswegs, und es iſt zu verwundern, daß die ſonſt ſo national-ehrgeizigen Franzoſen nicht ſchon lange jenen bleſiſchen Meiſter, den großen Unbekannten, in ein helleres Licht geſtellt, und den Triumph der Renaiſſance, Schloß Chambord, für ſich allein in Anſpruch genommen haben. Der ſanfte, liebliche Charakter des bleſiſchen und turainiſchen Volkes, die ſaubere, ſorgfältige Handhabung der Sprache, welche hier zu Hauſe, deutet gar wohl auf ein künſtleriſches Element. Bis jetzt hat erſt ein Herr de la Sauſſaye in einer kleinen Broſchüre jenen Ruhm für Blois in Anſpruch genommen, und zwar in einer beſcheidenen, liebenswürdigen und gründlichen Weiſe.

15.

Das Thema der Künſte iſt ſo günſtig für Franz! Auch ſeine erbittertſten Gegner, diejenigen dogmatiſchen wie Röderer ſelbſt, welche ihm dreihundert Jahre rückwärts zum Vorwurfe machen, daß er nicht nach der Charte von 1830 regiert habe, auch dieſe Gegner zeigen ſich hierbei gütig. Freilich nur in ſo weit, als man eine Nebenſache des Luxus wie die Kunſt beiläufig loben kann. Aber auch das Thema der Wiſſenſchaften ſteht günſtig für König Franz. Es iſt ein merkwürdig Zeugniß dafür vorhanden: Theodor Beza, dem Franz als Verfolger des Proteſtantismus tief verhaßt war, geſteht zu, daß man dieſem Könige nach ſeinem Tode allgemein den Beinamen des Großen gegeben habe, und zwar darum, weil er die Wiſſenſchaften ungemein befördert habe, nicht um anderer Dinge willen.

Dieſen Beinamen verdient er eben ſo wenig, als er die rohen Handgriffe heutiger Puritaner verdient. Man mache ſich nur eine deutliche Vorſtellung, wie Frankreich damaliger Zeit noch ungebildet war! Die Anſtalten, welche Franz traf, werden es zeigen, und doch iſt Niemand ſo thöricht, in dieſem Punkte heutige Maßſtäbe anzulegen. Nur in der ſchwierigſten Lebenswiſſenſchaft, in der Politik heiſcht man das Ungebührliche!

„Das iſt Griechiſch, man kann es nicht leſen“ war noch Sprichwort in jener Zeit. Julius Camillus konnte daneben noch mit der Charlaterie Glauben finden, daß er in dreißig Stunden griechiſch und lateiniſch ſprechen und als Zugabe auch noch detto Verſe machen lehre. Franz verſuchte es auch zwei Stunden. — Als Franz Dauphin war, druckte man zum erſten Male ein griechiſches Buch in Paris. Als er die erwähnte Zuſammenkunft mit dem Papſte Clemens VII. in Marſeille hatte, der ihm ſeine Nichte Catharina von Medicis mit dem Dauphin einſegnen ſollte, war ſämmtliche franzöſiſche Herrlichkeit in peinlichſter Sorge wegen einiger Worte Latein. König und Papſt wohnten einander gegenüber, man hatte eine Brücke zwiſchen den Fenſtern erbaut, die erſte Begrüßung ſollte ſtattfinden, und es kam zur Sprache, daß der heilige Vater lateiniſch angeredet ſein müſſe. Wer kann ein paar Worte Lateiniſch? Kein Menſch! Die Verlegenheit iſt groß — der Biſchof von Paris, der ſich im Gefühl lateiniſcher Schwäche ebenfalls ſträubt, muß am Ende doch die ſchwierige Rolle übernehmen.

Franz ſelbſt, der im Collége de Navarre unterrichtet worden, wußte ſelbſt ſehr wenig Latein, hielt aber ſehr auf Sprachkenntniß, und ſprach ſehr gut Franzöſiſch. Trotz dieſem Sprachtriebe hatte er den ſehr richtigen Tact, den Tact, der immer einer mächtigen Nationalbildung vorausgeht, die Landesſprache rein und allmächtig zu wollen. Er verbot mit aller Strenge den lateiniſch-franzöſiſchen Jargon in den Gerichtshöfen, und man kann von ihm den reinen Sprachſinn datiren, der ſich in Frankreich bis zum bewußten Stolze des gemeinen Mannes ausgebildet und der

Nation eine europäiſche Ueberlegenheit gegeben hat, ein Sprachſinn, der uns gar ſehr zu wünſchen wäre.

Zum Sinn für Wiſſenſchaften hat man den König glücklich geſtachelt, man hat vorausgeſagt, daß er wäre, was er — von da an werden mußte, um nicht hinter den ſchmeichelhaften Titeln eines Förderers der Wiſſenſchaft zurückzubleiben. Dem vierzehnjährigen Knaben widmete man eine hebräiſche Grammatik, Caſtiglione ließ ſich von dem Buben Rathſchläge geben für ſein „goldenes Buch“ — ſollte man dies Alles gethan haben, ohne eines offenen, viel verſprechenden Sinnes in dieſer jungen Natur inne zu ſein?

Man hat ihm denn auch ſpäter vorgeworfen, daß er zu viel mit Gelehrten verkehre, mit unpraktiſchen Leuten, daß er ihnen die wichtigſten Staatsaufträge, beſonders Geſandtſchaften anvertraue, denen ſie nicht gewachſen ſeien. Es fehlten auch nicht ſeltſame Scenen in dieſem Bereiche, da er den Ritterſinn oft mit dem wiſſenſchaftlichen verwechſelte. So ſchickte er einſt einen Gelehrten als Ambaſſadeur nach England, und es handelte ſich juſt um ſehr kühne Aufträge — Sire, wandte dieſer ſchüchtern ein, man wird mir den Kopf abſchlagen — Foi de gentilhomme! fuhr der König auf, das ſoll dreißigtauſend engliſche koſten. — Das iſt recht ſchön, erwiederte der gelehrte Ambaſſadeur, und das glaub ich wohl, aber das kann erſt ſpäter geſchehen, nachdem — — und von all den engliſchen Köpfen paßt keiner ſo gut auf meine Schultern, als der, den ich da noch habe.

Die Großen, die Beamten des Reichs erſchwerten ihm alle Einführung wiſſenſchaftlicher Inſtitute. Guillaume Budé, der wiſſenſchaftliche Arm des Königs, hatte ſich alle Tage bitterlich zu beſchweren. So begann er auf dem Terrain der alten Tour de Nesle das Collége royal, das jetzige Collége Mazarin, aber es war wegen immerwährend erhobener Schwierigkeiten und mangelnden Geldes nicht von der Stelle zu bringen. Was Wunder, wenn er da oft mit deſpotiſchen Griffen dazwiſchen fuhr. Die deſpotiſchen Maßregeln ſind auch für den Hiſtoriker nur dann unerträglich, wenn ſie von kleinen Menſchen und für kleine

Zwecke geübt werden, wie dies unter den kleinen Valois und unter Ludwig XV. namentlich geſchah. Sonſt ſiegt ja doch alles Neue nur deſpotiſch, erſcheine es in der ſtarken Natur eines Einzelnen, oder im Geſammtdrange einer Zeit, einer Reform, einer Revolution. Was ſind Reformen und Revolutionen anders als Deſpotismen? Das Recht iſt ein Behelf, denn es iſt ein Gedanke der Erhaltung, es iſt ein Behelf gegen alle Ueberhebung und für alle Mittelmäßigkeit; denn Mittelmaß iſt die nothwendige Ordnung des Allgemeinen. In ihr liegt kein Wechſel, kein Fortſchritt, ſondern nur Sicherheit des Bekannten. Wir ſind nur von vornherein zur Feindſchaft gegen allen Eigenwillen, das iſt Deſpotismus, genöthigt, weil es die Aufgabe unſrer Zeit iſt, die großen Reſultate eines revolutionären Deſpotismus in das Mittelmaß der Ordnung zu bringen, und weil neben einem Gedankenreichthume ſolches revolutionären Deſpotismus noch kein perſönlicher aufgetreten iſt, der ſich an Genialität der Erfindung mit jenem hätte meſſen können. Ja, wir ſehen ſeit langer Zeit den Deſpotismus immer nur in der unerfinderiſchen Form des Rückſtauens.

Ein ſolcher war er nicht in König Franz, nicht in Heinrich IV., nicht in Ludwig XIV., nicht in Friedrich II., welcher die franzöſiſchen Könige in der Mark Brandenburg fortſetzte.

Man ſagt, König Franz hätte die Künſte und Wiſſenſchaften nur aus Ehrſucht befördert, namentlich um dem deutſchen Reiche zu zeigen, was es an ihm verloren, wie thöricht es gehandelt, ſeine Candidatur um die Kaiſerkrone zurückzuweiſen, und ſeinen Rival, den ſpaniſchen Carl zu krönen. Das ſollte uns nicht kümmern, auch wenn es wahr, auch wenn es nicht blos ein Stachel mehr für Franz geweſen wäre. Der Sinn für Wiſſenſchaft war ihm aber wirkliches Bedürfniß. Wir ſehen die Gelehrten überall um ihn, er nimmt ſie mit auf ſeine Schlöſſer, ſie ſaßen täglich an ſeiner Tafel, er führt ſie mit zu den Jagden, um ihrer lehrreichen Unterhaltung überall theilhaft zu ſein. Zu Walde reitend ließ er ſich beſonders gern von Naturgeſchichte erzählen, und er vertrug von klugen Leuten alle ſcharfe Erwiderung. In ſolcher derben

Entgegnung zeichnete ſich namentlich Du Chatel aus. Der König hatte in Betreff ſeiner Ahnen die ſchwächſte Empfindlichkeit, die Hand in Hand ging mit Vorbereitung einer heiligen Monarchie, wie ſie von Ludwig XIV. deutlich ausgebildet wurde. In dieſem Sinne war er bornirt eingenommen gegen Dante, und weil dieſer in ſeinem Gedichte den Königsahn Hugo Capet zum Schlächter gemacht, ſchimpfte ihn Franz einen lächerlichen Autor, und wollte einen Augenblick lang Dante's Buch in ganz Frankreich verbieten. Die geiſtreichen Leute ſeiner Umgebung brachten ihn davon zurück. Als er eines Tages Du Chatel fragte, wer ſeine Ahnen geweſen, erwiderte dieſer: Sire, Noah hatte drei Söhne, ich weiß nicht genau, von welchen der Drei mein Vater abſtammte. Und Franz verſtand den Hieb auf den Capetingiſchen Stolz, und lachte.

So mag die Bewerbung um Erasmus auch von der Eitelkeit unterſtützt worden ſein, den berühmteſten Gelehrten Europa's in Paris zu haben. Aber hat nicht juſt dieſe franzöſiſche Eitelkeit Frankreich ſo groß gemacht? Wie um eine Braut wirbt Franz Jahre lang um dieſen klugen Mann, und Budé, der unermüdliche Brautwerber, bietet dem epicuräiſchen Erasmus immer lockendere Bedingungen. Burgund iſt franzöſiſch, ſagt er ihm, wohl wiſſend, was für eine Macht die Weinhügel der Saône für den berühmten Mann hatten, für dieſen prächtigen Egoiſten, der die Welt ſo klug überſah, der die Schwächen und die nothwendigen Reformen ſo gut kannte, der aber keines Wagniſſes für den Gedanken fähig war, der keiner Ueberzeugung ſich hingab, als der, ſich ſelbſt geſund und wohl zu erhalten. Burgund lag ihm ſehr am Herzen, denn der burgundiſche Wein war ihm als höchſt heilſam für ſeinen Magen angeprieſen. Er wies auch, wie ein guter Diplomat, keine Aufforderung, kein Anerbieten zurück, aber er ließ ſich dem Kaiſer doch nicht entwenden. Zu großem Leidweſen Königs Franz! All die ächten Griechen Tiphernas, Hermonymos, Andronikos, Laskaris entſchädigten ihn nicht für Erasmus. Er beförderte ſie nach Kräften, er ließ durch Laskaris und Budé die Bibliothek in Fontainebleau errichten, er glaubte an die Kraft der Bücher, er gab

Geld für Paul Paradis, den getauften Israeliten, ließ Guidacerio aus Calabrien kommen, Vatable aus der Picardie, Mercier aus Languedoc, um das Hebräiſche betrieben zu ſehen, von dem er nichts verſtand, und von deſſen Bibeldrucke er als guter Katholik keinen Vortheil einſah. Aber das Alles intereſſirte ihn nicht ſo wie Erasmus. Er hatte eine Ahnung, daß von dieſem Manne eine brauchbare Welt-Quinteſſenz alles Bücherſtudiums zu erfahren ſei. Er ließ ein anatomiſch Theater errichten, ließ Vidus Vidius beſolden, obwol er an die Medicin der Chriſtenheit nicht glaubte. Alles das that er gern für den fern liegenden wiſſenſchaftlichen Gedanken. Für ſeine Perſon behielt er den hergebrachten Glauben, nur Juden und Araber ſeien gute Mediciner. Als er 1538 ſchwer krank wurde, bat er Carl V. um einen Juden. Der Jude kam — biſt Du auch ein ächter Jude? fragt der König, und der Arzt, von der beſonderen Vorliebe des allerchriſtlichſten Königs nichts wiſſend, rühmt ſich zuverſichtlich, vor Kurzem getauft zu ſein. Fort mit Dir! Ich will keinen getauften, ich will einen ächten Juden. Er ſchickte bis Conſtantinopel nach ſolcher Originalausgabe, ſie kam, und heilte ihn wirklich. Es hat gar viel für ſich, ſich mit der Leibesſorge nach alten Naturvölkern umzuthun, die Jahrtauſende lang dem Erdproceſſe zugeſehen. Mit einfacher Eſelsmilch heilte ihn der byzantiniſche Jude — die lag ſo nahe in Frankreich, wo der Eſel ſo allgemeines Hausthier iſt, verbreiteter faſt als das Pferd, wo man darum auf den Landſtraßen keinem Fußgänger begegnet, weil überall wohlfeile Diligencen ſind, und auch der arme Mann ſeinen Eſel beſitzt.

Nur ein Gelehrter fand keine Gunſt bei König Franz, und zwar der wichtigſte. Witterte Franz das demokratiſche Reformelement in Petrus Ramus? Er haßte ihn wenigſtens nicht ohne Methode: Ramus läſterte und verwarf den Ariſtoteles. Das hielt Franz für Barbarei, und das wird man nicht blos einem Manne nicht verargen, welcher praktiſcher Welt, und nicht religiöſer Welt zugeneigt iſt. Von dieſem üblem Verhältniſſe an hat denn Ramus auch nur Unglück in Frankreich gehabt: erſt unter Heinrich II.

gelang es der Empfehlung des Cardinals von Lothringen, ihn in einen Posten zu bringen, den er wieder verlor, als man seiner Reformideen inne wurde. Diese Reformideen waren so selbstständig und eigen, daß sie etwas Besseres als ein Exil verdient hätten. Unter Carl IX., das heißt unter Catharina, die vollkommen vorurtheilsfrei, fand er denn auch eine Zuflucht in der Bibliothek zu Fontainebleau. Zu seinem Unglück! Aufs Neue verjagt, namentlich wegen der Aussprache des Buchstaben q, — wie frivol erzählt wird — machte er eine Universitätsreise durch Deutschland, wagte sich wieder nach Frankreich, und wurde in der Bartholomäusnacht massakrirt. Ach, dies ist das Schicksal manches Gelehrten, dem unter Franz die Wissenschaften aufgethan wurden! Die kleinen Valois haben in ihrer Unmacht gar viele Saat des Familienhauptes zertreten. Sogar die Nachkommen jenes Budé mußten in späterer Zeit das Land fliehen, wo ihr Vorfahr die Wissenschaften eingeführt, und mußten in Deutschland und in der Schweiz eine Zuflucht suchen.

Wie glücklich sind die Künste, aus denen man kein Dogma ziehen und verketzern kann! Sogar der schlechte Geschmack hat kein Exil zu fürchten. Niemand hat in den Massakren die Baumeister gesucht, welche die Louvre-Gallerie so geschmacklos unter Dach gesteckt, und adelichen Pferdställen ähnlich gemacht haben, Niemand hat die Baumeister des Luxembourg gestraft, daß sie den reinen Geschmack des Louvre-Vierecks in so kurzer Zeit verdorben und zum eingekniffenen italienischen Geschmacke herabgebracht haben. Die Kunst findet nicht leicht Brot und Amt, aber auch nicht leicht ein Schaffot. Sie sollen nicht klagen die Künstler, wenn sie hungern, dieser Hunger sei ihnen ein tröstlich Zeichen, daß sie außerhalb der polizeilichen Grenze leben. Er ist aber auch ein Zeichen, daß die Kunst der laufenden Dogmatik nicht unterzuordnen sei.

Franz hatte den Louvre begonnen, und seiner Mutter gebührt vielleicht die Wahl des Ortes. Er war ein alter Thurm, in den man Gefangene steckte, und den alte Karten schon zu

Philipp Auguſts Zeit hinmalen. Die früheren Könige wohnten meiſt im jetzigen Juſtizpalaſte; unter Franz war der Hof lange Zeit in dieſem Palais des Tournelles, nahe bei der Cathedrale. Louiſe fand den Grabengeruch der alten Feſtung unerträglich, und ließ ſich 1519 ein Haus des Nicolas de Neuville in den Ziegeleien — tuileries — einwechſeln, um am Fluſſe zu ſein. Catharina, die prächtige Schwiegertochter, ließ die Pavillons errichten, welche jetzt noch die Tuilerien heißen, und die eben ſo dem Louvre-Carrée, das Heinrich II. ihr Gemahl ausbaute, den Rücken kehren, wie dieſer mit Diana ſeiner Gattin Catharina den Rücken kehrte.

Franz ſelbſt ließ außer dem Louvre-Anfange nicht eben in Paris viel bauen. Seine Welt waren die Luſtſchlöſſer, und außer Chambord baute und verſchönerte er Fontainebleau, St. Germain-en-Laye — Folembray — Villers-Cotterets und das Château de Madrid im Boulogner Holze bei Paris, das ihn an die ſpaniſche Zeit erinnern mußte. Das kleine Villers-Cotterets, nicht zu verwechſeln mit Cauterets dem Pyrenäenbade, iſt berühmt durch die Ordonanz, welche die Proceſſe reformirte und abkürzte. Obgleich Deſpot drang er doch ſtreng auf Juſtiz, wo es ihn perſönlich nicht betraf, und auf Ordnung drang er überall. Er führte die öffentlichen Gerichtstage in den Provinzen ein, die Taufregiſter, die Eintheilung des Reiches in Generalités, er zwang das Kirchenrecht in engere Grenzen, einer gallicaniſchen Kirche zu arbeitend, wie freundſchaftlich er auch mit den Päpſten ſich verhielt, wie gefällig er Leo den Mediceer zum Geſchmacksvorbilde nahm und deſſen Künſtler mit offenen Armen empfing. Leonardo da Vinci kam ihm von da, Andrea del Sarto, Cellini, Titian — Leonardo da Vinci ſtarb zu Fontainebleau in des Königs Armen. Nur Cellini machte kein Glück. Er muß doch beſonders grob geweſen ſein, da ſich Franz ſonſt nicht eben heikel und empfindlich zeigt gegen deſpotiſche Künſtlernaturen, die ihres Abſolutismus bedürfen zu eigenthümlicher Schöpfung. Das meiſterhafte Porträt, das Titian vom Könige ſelbſt gemacht, iſt überall in Frankreich Typus der Franz-Bilder. Titian hat ganz allein dieſen König der Nach-

welt präſentirt — alle andern Franz-Bilder ſind verſchwunden vor ſeinem Ausſpruche: ſo und nicht anders erſcheint König Franz, ſo und nicht anders iſt er. Denn der Hiſtoriker ſtudiert den Charakter zur Hälfte aus dieſem Porträt. Rubens ſelbſt, der Maler Heinrichs IV., hat nicht ſolche Macht geübt.

Die Wahrheit zu ſagen, es tritt ein tyranniſcher, ſinnlicher Menſch aus dieſem ſcharf ausgebildeten Antlitze entgegen, aus dieſem runden, kurz verſchorenen Kopfe, aus dieſen feiſt blickenden, braunen Augen, die man größer wünſchen müßte für großen Adel, aus dieſer ſchön geformten aber großen Naſe, um derentwillen ihn der Pariſer „le roi grand nez“ nannte. Der Mund iſt ſchmal und fein, deutet, da er koſtend ausſieht, auf erprobten Geſchmack, und hat in den künſtlich lächelnden Winkeln denſelben Herrſcher-Uebermuth, der ſich in den gefalteten Augenwinkeln hervorthut, indem er ſich zurückzieht. Das untere Geſicht, der Sinnlichkeits-Verräther, birgt ſich im ſchwarzen Barte, aber der fleiſchige Hals und ſtarke Nacken hätten allein für Lavater genügt, dieſem Manne Hartnäckigkeit und fleiſchlichen Sinn zuzuſchreiben.

Franz war von breiter Bruſt und hoch gewachſen. Herr v. Raumer wirft ihm unter Anderm vor, daß er zu dünne Beine gehabt. Es iſt nichts dagegen zu ſagen, Herr v. Raumer hat dafür einen geübten Blick. Seiner Zeit hat Franz nicht darunter zu leiden gehabt, er galt für einen ſchön gewachſenen Mann, und ſein Freund Heinrich VIII. von England beneidete ihm dieſen ſchlanken Wuchs gar ſehr. Seit ſie ſich im goldenen Lager geſehen hatten — ein Luſtlager, das Franz im Anfange ſeiner Regierung ſiebzehn Tage lang mit Feſten erfüllte zu Ehren des engliſchen Beſuches — ſeit ſie ſich dort in jugendlichem Uebermuthe aus den Betten getragen, mit einander gerungen hatten, war der engliſche Blaubart von Tag zu Tage dicker geworden. Er konnte am Ende keine Treppe mehr erſteigen, und ſeine Laſt auch keinen Trägern anvertrauen, die Thüren waren ihm zu enge und es blieb ihm nichts übrig, als ſich von einem Orte zum andern ziehen zu laſſen. Was Wunder, daß er ſeinen Bruder von Frankreich beneidete! Ach, auch dieſer

fand die goldene Laune jenes Luſtlagers nicht mehr! Was hatten ſie gelacht, als Heinrich den abgeſchloſſenen Vertrag vorleſen wollte, und in Ableſung der alten Titel Englands auch an die Stelle kam — et je, Henri, roi d'Angleterre et — „hier ſteht eigentlich", unterbrach er ſich engliſchen Humors, „‚et de France', da Ihr aber ſelber dabei ſeid, ſo will ich's lieber auslaſſen, um nicht offenbar zu lügen".

Die Geſundheit Königs Franz ging nach der Rückkehr aus Spanien ebenfalls abwärts, ſchneller als des Königs Ausſehen dem italieniſchen Maler verrathen mochte. Auf dem zweiten Bilde Titian's, wo Franz ſeinem Beſucher, dem Kaiſer Carl, die Königsgruft von St. Denis zeigt, hat ihn aber auch Titian ſchon durchſichtiger, ausgehöhlter dargeſtellt.

Die Maler, welche Franz berief, haben zunächſt wenig Folge in Frankreich erweckt, viel weniger als die Baumeiſter. Wir ſehen erſt unter Ludwig XIV. eine franzöſiſche Malerſchule an italiſchen Muſtern ſich aufbauen, die Schule Lebrun's. Und Primatice iſt auch noch deshalb dauernd in Frankreich geblieben, weil er ungeheure Transporte von Kunſtwerken einführte und für immer aufſtellte. Die Kunſt-Monumente, worauf der Franzoſe ſo ſtolz, beginnen von ihm. Außer dem Laokoon, außer der mediciäiſchen Venus, außer der Kleopatra, außer den vielen Büſten brachte Primatice hundertfünfundzwanzig Statuen aus Italien mit, was Alles in Bronze nach Fontainebleau geſtellt wurde. Franz bezahlte freudig ſchweres Geld dafür, und Frankreich hatte von nun an reine Vorbilder für Geſchmack.

Vergißt man es wirklich, oder will man's vergeſſen, daß Franz außer der abſoluten Monarchie auch deren organiſchen Untergang begründete? Er gab dem noch rohen Frankreich Wiſſenſchaft und Kunſt, das Gift aller unpaſſenden Regierung. Wer etwas einführt, was er ſelbſt nicht berechnen kann, was in den Folgen unberechenbar iſt, ſtellt ſich der nicht ſchon dadurch über die banale Beurtheilung hinaus? Die Mittelmäßigkeit iſt eben dadurch Mittelmäßigkeit, daß ſie nur das Nächſte, das Zweifelloſe beſorgt und

bedenkt. Sie will nur das, was ſie bereits kennt; darum ſind der Status quo und die Reaction ihre Welt.

Wolle genügt für unſer Klima, ſagt der conſequente Puritaner, warum in Lyon Seidenmanufacturen anlegen, wie König Franz gethan? Warum gar Tage lang in den Hof von Fontainebleau ſich hinſtellen, um Primatice zuzuſchauen, wie er das berühmte Pferd Marc Aurels von Vignole nachbilden und gießen und aufſtellen läßt?

Alle Kunſt des Wortes, alle literariſche Kunſt mußte noch zurückbleiben, da die Sprache noch nicht formirt war. Auch bleibt Franz ein deſpotiſcher Regent nach all der üblen Seite hin, welche der Deſpotismus immer mit ſich führt. Die literariſche Welt kann ſich nicht unbeſtimmt geben wie alles andere Kunſtwerk, ſie entwickelt ſich in Gedanken, von denen jeder einzeln betrachtet, in Conſequenzen verfolgt und dem Deſpotismus bedenklich ſein kann. Franz war nicht groß genug, um dieſem Elemente gegenüber nicht oft klein zu ſein. Es iſt auch das ewige Loos der Schriftſteller, daß ſie, welche ihre Erfindung nackt darbieten, am erſten der Verfolgung ausgeſetzt und zur Verſchleierung genöthigt ſind. Sie greifen der geſchichtlichen Entwicklung vor, weil ſie deren vorausgeborene Söhne ſind. Man wundert ſich, man klagt, daß ſie zu aller Zeit Oppoſition machen, aber man bedenkt nicht, daß ſie die Oppoſition ſelber ſind, indem ſie das Kommende, das Andere repräſentiren. Sie ſind nichts Beſonderes, ſie ſind alſo nichts, wenn ſie mit ihrem Worte in dem allgemein Bekannten und Anerkannten verbleiben. Je mehr ſie Künſtler ſind, deſto weniger grell und herausfordernd erfüllen ſie ihren Beruf; denn die Kunſt hüllt das Ewige in die vorhandene Geſtalt.

Eben ſo bedenkt man nicht, daß die beſtehende Welt ſich gegen Anmaßung der Zukunft wehren muß, ſei dieſe Anmaßung auch noch ſo genial, und werde ſie auch ſicherlich einſt die beſtehende Welt. So wie ſie aus einem Einzelnen hervorſpringt, iſt ſie niemals das, was wirklich entſtehen ſoll, eben weil ſie nur aus einem Einzelnen kommt. Die beſtehende Welt muß ebenfalls an ſich

glauben, und ſie thut das von ſelbſt, es iſt ihr Geſetz der Schwere — ſie muß gegen das Geniale einwirken, damit es organiſch dem Vorhandenen einverleibt werde. Es iſt gleichgültig, daß ſolche Entgegnung immer dahin gerichtet iſt, das Neue zu zerſtören. Solche Abſicht einer Regierung iſt immer unmächtig gegen den ewigen Gang der Weltregierung. Aber es iſt nicht gleichgültig, welcher Unterdrückungsmittel ſich eine Regierung bedient. Die außerordentlichen ſtehen ihr nicht zu, denn ſie ſoll eben mit ihrer Ordnung, als Ordnung das unregelmäßig Eindringende bekämpfen. Nur ſo bleibt ſie ihrem Weſen treu, und kann eines ruhigen Proceſſes gewiß ſein, eines Proceſſes, der ſie ſelbſt erhält und fortbewegt; im entgegengeſetzten Falle aber eines Proceſſes, der ſie vernichtet und mit ihr den wohlthuenden, organiſchen Gang einer Ordnungswelt. Deshalb ſind die Staatsſtreiche, gehen ſie von reactionärer oder von revolutionärer Welt aus, immer von ſo langen Nachwehen verfolgt.

Wie möchte man dieſe Gedankenwelt heutiger Zeit von König Franz fordern! Er ſah auch keine Literaten in Frankreich, die ſeine freche Welt des Temperamentes und Talentes zu einer gedachten Vermittelung aufgefordert hätten. Die Literaten wachſen nicht in der Wildniß, ſie wachſen auf cultivirtem Boden, und Franz begann erſt die Cultur Frankreichs. In einem Hiſtoriker, in Comines zeigte ſich das literariſche Wort maßvoll, und Comines war ein geachteter Mann. Das poetiſche Talent der Zeit war Marot, aber Marot war ein ſchwacher Menſch, und erhob ſich in moraliſcher Stellung nur etwa eine Stufe über Triboulet den Hofnarren. Es war viel Wichtiges und Neues in ihm, aber er brachte es nur klein zum Vorſchein, und beſchützte das, was er gebracht, noch kläglicher. Sein Herkommen, ſeine Stellung brachte es ſo mit ſich, da kein ſtarker Wille und Charakter dem Poeten zu Hilfe kam. Marot war Kammerdiener am Hofe, erſt bei Margaretha, dann bei Franz ſelber. Wenn er ketzeriſche Dinge gereimt hatte, ſo drohte ihm Franz mit dem Finger, und um nicht eingeſperrt zu werden, reimte er Bagatellen und Schmeicheleien. Es iſt darin noch viel

ſchlechter Geſchmack, und erſt im Kleinen zeigt ſich Artiges. Später hat ſich Marot öfter hinausgewagt in hugenotiſche Ergüſſe, und wenn er auch die Verfolgung immer dadurch los zu werden ſuchte, daß er keine Meinung hielt, ſeine Geſänge dieſer Gattung ſind von Wichtigkeit geworden. Wir hören die Marot'ſchen Pſalmen in den Schlachten, welche der Huguenot dem Ligueur lieferte, wir hören ſie in den Thälern des Dauphiné, der Cevennen, hinter den Mauern von La Rochelle. Ohne Franzens Zuthun oder Verſchulden war ſolch eine Welt aus ſeiner Garderobe hervorgegangen.

Es heißt, die Zeit Königs Franz beginne auch in der Literatur einen beſſeren Geſchmack, man habe die fad gewordenen Spielereien der jeux floraux verlaſſen, man habe es ſogar mit einer ernſtlichen Metrik verſucht, mit alcäiſchen und ſapphiſchen Verſen, was man bekanntlich ſpäter ganz aufgeben mußte oder zu früh aufgab, wie Meyerbeer, ein hiefür competenter Mann, behauptet und zu erweiſen gedenkt. Aber in Wahrheit iſt von alle dem aus jener Zeit noch wenig zu erwähnen. Ein Theater gab's noch nicht, und man kann deſſen Urſprung erſt unter den folgenden Valois ſuchen bei den Feſten Catharinas von Medicis, für welche der Feſtſpiel-Geſchmack Italiens eingeführt wurde, die mythologiſche Herrlichkeit, welche der Hof ſelbſt ſpielte und tanzte. Die zweite Medicäerin, Maria, ſetzte als Regentin nach Heinrichs IV. Tode, dieſes Feſtdrama mit erhöhtem Luxus fort.

Rabelais, der in der zweiten Regierungshälfte Königs Franz auftauchte, und dieſe wie Heinrichs II. Regierung in allen Theilen angriff und verhöhnte, dieſer Geiſtliche von Meudon iſt zwar ein directes Widerſpiel von Marot durch Oppoſition und Schärfe; aber deshalb doch noch nicht die Ergänzung des Hofpoeten. Was dieſer an Liebe zu viel, und deshalb an Schwäche zu viel hat, das hat Rabelais an Liebe zu wenig, wenn nicht blos von literariſcher That, ſondern von Schilderung der Zeit die Rede ſein ſoll. Keine Zeit, am mindeſten die einer ſolchen Renaiſſance, giebt blos zur Satire Stoff, und wenn man ſich blos ſatiriſch dazu verhält, ſo erheuchelt man einen Reichthum, der blos ein Reichthum des

ſpeciellen Talentes iſt, womit man die Armuth verbirgt, die Armuth, Neues zu begreifen, anzuerkennen und darzuſtellen.

Rabelais erſcheint natürlich ganz anders, wenn man ihn nur von der literariſchen Seite betrachtet, wenn man hinter ſeinem Spotte das Talent ſucht, nicht den hiſtoriſchen Hintergrund, nicht die nothwendige Wahrheit. Sein phantaſtiſcher Uebermuth, ſein Wer da? iſt das Zeichen einer Schildwacht, die ein Jahrhundert vorausgeſchoben iſt. Sein Wer da? wird in dieſem Jahrhunderte nur von den unzähligen Pamphlets der Liguen- und Fronde-Zeit fortgetragen bis zu Molière und derjenigen franzöſiſchen Schriftwelt, die für alle große und kleine Erſcheinung das willkürliche Wort ſich bewahrt, die geiſtreich, witzig, ungezogen, frei ſein will, mag Himmel oder Hölle neben ihr ſtehen.

So iſt der Poſten in Meudon ein merkwürdiger Ruf in die Zukunft neben einer Renaiſſance, die überall in neue Formen eingrenzen will. Rabelais iſt ein vorzeitig ausgebildetes Oppoſitionstalent des Bürgerthums: derbes Talent und noch haltloſe Speculation ballen ſich in noch unbeſiegten Mißverhältniſſe zu auswüchſiger, oft fratzenhafter Geſtalt. —

Juſt in Meudon ward nach Primatice's Plan ein Schloß für den Cardinal von Lothringen gebaut. Wenn man in Paris nach Natur ſchmachtet, nach Ausſicht, nach Gegend, ein ſchmachtendes Verlangen, das oft wie ein heißer Wind über den Deutſchen kommt, ſo fährt man die Seine entlang nach Weſten hinaus, nach St. Cloud, hinter welchem ſich links und rechts die Seine-Hügel erheben, rechts gen St. Germain hinüber, links, und zwar ganz nahe nach Meudon, wo ſie durch eine Schlucht geſpalten ſind. In dieſe Schlucht ſieht das Schloß von der einen Seite auf dunkle Waldhügel, welche den Blick begrenzen. Nach der andern Seite ſieht es von ſeinen Terraſſen Paris, weiß und blau mit den Kuppeln der Invaliden, des Pantheons, des Val de Grace, mit den ſchwarzen, abgeſtumpften Thürmen von Notre-Dame.

Dieſer Blick abwärts auf die Plaine und auf Paris macht die Luſtſchlöſſerreihe an den Seine-Bergen hin ſo lieblich, macht

Meudon, St. Cloud und St. Germain ſo ſchön. Beſonders Meudon iſt von den Deutſchen geliebt. Und das iſt Alles ſo nahe, und viertelſtündlich ſtreiten ſich die Wagen um Euch. Selbſt St. Germain hat den Vorzug verloren, den es für Ludwig XIV. hatte, doch einige Stunden entfernt zu ſein von der ungezogenen Hauptſtadt, eine Eiſenbahn führt jetzt in einer halben Stunde dahin, wie eine andere in einer Viertelſtunde nach St. Cloud führt. Nur Meudon links im Schluchtwinkel bleibt unberührt von dieſer Zudringlichkeit moderner Erfindung.

In Deutſchland nennt man plattirt, was der Franzoſe plaqué heißt, und man hört in Deutſchland ſo viel von dem plattirten Weſen Frankreichs, daß man Anfangs glaubt, all dies ſchwere Silbergeräth der Reſtaurants ſei plaqué. Man findet bis zum kleinen Speiſewirthe herab den ſchweren Löffel, die ſchwere Gabel von Silber. Plaqué, plaqué, ruft der deutſche Autor, der mit dem edlen Metall nicht allzu bekannt iſt. In dieſe weſtliche Flur von Paris hinauskommend, hat man wirklich auch zuerſt den Gedanken: iſt dieſe Gegend nicht auch plaqué? Carus hat einmal verſichert, Paris habe auch eine ſehr ſchöne Gegend; aber Carus iſt ein Goethianer. Der Goethianer macht ſich aus dem Kleinen Schönes!

Jenes Silbergeſchirr iſt echt, denn Frankreich iſt ein ſehr wohlhabendes Land und dieſe Gegend iſt nicht minder echt. Vollends Meudon; dies Palais paßt ganz für einen Dichter wie Goethe. Aber für Rabelais paßte der Ort nicht beſonders, die Rabelais'ſche Laune entbehrt dieſes dunklen Hintergrundes, auf welchem unſer Gelächter entſpringt, das Gelächter echter Laune. Wir lachen nicht über dieſen Vater der franzöſiſchen Satire, oder wir lachen nur unſerer literargeſchichtlichen Kenntniß zu Gefallen.

16.

Das Unglück trat dem Könige Franz läſtig in die Wege, da er aus Spanien kam. Bei Cognac traf er ſeinen erſten Wald, die lang verſagte Luſt den Hirſch zu verfolgen, ſollte ausgekoſtet werden — der König ſtürzt mit dem Roſſe, verletzt ſich gefährlich, iſt verhindert ſich ſeiner endlichen Heimkehr ganz und breit und mit Glanz zu erfreuen. Doppelt ärgerlich wurden ihm nun die Bedingungen des Vertrages, und als erſt ſeine neue Gattin die Söhne ihm wieder zurückgebracht, da übertäubt er alles beſſere Ehrgefühl des gegebenen Wortes, da wird er immer heftiger, je ruhiger Carl auf dem Vertrage beſteht, da beleidigt er am Ende dergeſtalt, daß Carl ſich perſönlich vertheidigen muß.

Wäre dies nicht eine feine Diplomatie, das politiſche Uebel auf einen perſönlichen Streit abzuleiten? Ein Zweikampf hat ſeine Chancen, Franz iſt ein geübter Ritter, und Carl? Carl hat die perſönliche Herausforderung angenommen, was will der König mehr! man unterhandelt blos noch über die Form.

Kommt ans Ufer der Bidaſſoa, ſagt der Kaiſer, der Ort iſt Euch bekannt, Ihr wurdet da frei, Ihr gabt mir da Eure Kinder, kommt dahin, wenn Ihr Eure Ehre lieb habt, Jeder bringe nur einen Edelmann mit ſich. Wenn Ihr in vierzig Tagen nicht da ſeid, ſo fällt auf Euch die Schande.

Man ſagt, Carl habe ſchon ſeinen Secundanten erwählt gehabt in Baltazar Caſtiglione, dem tapferſten Spanier jener Zeit. Und Franz? Es klingt unerklärlich! Ueber allen Zweifel hinaus war er ein tapfrer Mann. Wüßte man nichts als folgenden Vorfall, man fände ſein Betragen an dieſer Stelle unerklärlich: Ein deutſcher Graf, ſagte man, habe ein Attentat auf ihn vor, Franz erfährts, als ſie zuſammen auf die Jagd reiten. Augenblicks ſondert er ſich mit ihm ab und vertieft ſich mit ihm allein in den Wald.

Plötzlich hält er ſein Roß an, ſieht dem Grafen feſt ins Auge, zieht ſein Schwert und ſagt: Betrachte dieſe Klinge! Iſt ſie gut? Und dieſen Arm! Iſt er ſtark? Wer beide und mein Herz kennt, wird der noch daran denken, mich anzufallen? Und doch, hat er's einmal gedacht, ſo iſt er ein Wicht, wenn er ſich hierdurch abhalten läßt. —

Was iſt dies, wenn nicht Courage? Und doch war jene Herausforderung zwiſchen Franz und dem Kaiſer meiſt öffentlich durch Herolde betrieben worden vor den Ohren Europa's, und doch —

Ich habe mit Aufmerkſamkeit die Darſtellung beider Cartelträger geleſen, wie ſie aus den Manuſcripten Bethune's überliefert worden, ich habe geſehen, daß gegen die ſpaniſche Darſtellung nichts der Rede Werthes von franzöſiſcher Seite eingewendet wird, ich bekenne, daß mir dieſes Ereigniß ein Räthſel bleibt.

Nachdem der letzte Cartelträger Carls mit immer erneuter Schwierigkeit zu kämpfen gehabt, um bis Paris vorzudringen, nachdem man ihn ganz ſo herumgezerrt, wie Jemand zu zerren pflegt, der ſich nicht ſchlagen will, nachdem dieſer Cartelträger endlich durch Montmorency, den Grand-Maitre, die Zuſicherung einer Audienz erhalten, da kommt endlich der Tag, wo Franz ihn hören muß.

König Franz, von einer großen Verſammlung ſeines Adels umgeben, ſitzt finſteren Geſichtes da, als der Spanier eintritt. — Bringſt Du, Herold, ruft er ihm ungeduldig entgegen, bringſt Du Sicherung des Ortes? — assurance du champ —

Sire —

Was Du ſonſt haſt, hernach, bringſt Du Sicherung des Ortes?

Sire, die geheiligtſte Majeſtät des Kaiſers —

Nichts da, weiter will ich nichts wiſſen!

Sire, ich habe Ordre, das Cartel zu leſen —

Was? — und hier ſprang der König von ſeinem Sitze auf — Dein Herr will neue Gebräuche einführen? Was für ein neuer Zug von Verſtellung iſt das wieder?

Sire, mein Herr thut ſtets, was ein rechtſchaffener und ehrenhafter Prinz thun ſoll.

Ah, ah, das glaub' ich —

Sire! — erhebt ſich Montmorency —

Nichts da, den Ort weiter nichts, ſag Herold, oder geh, woher Du gekommen.

Sire, wenn Ihr nicht wollt, kann ich meinen Auftrag nicht ausrichten — wollt Ihr mir nicht die Erlaubniß zum Reden geben, ſo beſcheinigt mir dieſe Verweigerung ſchriftlich, und gebt mir freies Rückgeleit!

Ja wol, man geb's ihm, ſprach der König, ſtand auf und ging von dannen, ganz als ob er nur um jeden Preis von der Sache nichts wiſſen wolle. Deutlich ſpricht der Herold noch einmal anderen Tages mit Montmorency, damit nicht etwa aus mangelnder Form bei einer Audienz die Botſchaft dem Könige entgehe, und Montmorency, der Grand-Maitre, geht von ihm mit den Worten: Der König ſoll alles genau wiſſen. —

Des andern Morgens wird dem Spanier bedeutet, der König könne ihn nicht mehr ſehen, er könne abreiſen. Der Spanier ſtand in der großen Gallerie des Louvre, und an die hundert Leute waren in der Nähe, als er mit lauter Stimme ſprach: Euer König alſo entweicht dem Duell, und alle Welt ſoll es wiſſen.

Es vergingen Jahre, ohne daß die gegenſeitig üble Stimmung gewichen wäre. Eleonore, des Kaiſers Schweſter, hatte unter ſolchem Verhältniſſe kein Roſenlager als Königin von Frankreich. Aber die Politik kann nicht ſtille ſtehen, denn jeder neue Tag iſt ein Wechſel, und ſie iſt die Kunſt und Wiſſenſchaft des Tages und des Wechſels. Es hatten ſich wieder ſo viele Fragen bis zum Jahre 1538 aufgehäuft, daß eine Unterredung der beiden Fürſten nöthig war. Nizza, das europäiſche Krankenzimmer, deſſen dreifache Wände die Alpen, deſſen Fenſter das Mittelmeer, wurde zum Rendezvous beſtimmt, es ſollte den alten Schaden, wenn nicht heilen, doch lindern. Aber ſie beſprachen ſich dort, ohne ſich zu

ſehen, es war zu viel böſes Blut zwiſchen ihnen aufgehäuft. Der Kaiſer lag in einer Galeere vor Anker, und der Papſt Paul III. ging als politiſcher Beichtvater herüber und hinüber zwiſchen ihnen.

Da Alles zu Ende, da Beide abgereiſt waren, kam dem Kaiſer, Gott weiß welche Regung in den Sinn, Regung des Herzens oder des Kopfes? wer mag es beſtimmen? Denn er kannte den ſanguiniſchen Franz, und wußte, wie er durch perſönliche Hingebung fortzureißen war. Er ſchrieb ihm, ſie müßten ſich doch ſehen von Angeſicht zu Angeſicht, er wolle in Aigues Mortes ans Land ſteigen. Franz kam ſogleich, ſie verkehrten freundſchaftlich mit einander, wie es ſcheint über Wichtiges. Wenn er nicht in directem Kriege war mit Frankreich, ſo wollte der Kaiſer gern die Paſſage frei haben durch Frankreich nach ſeinen neuen Niederlanden. Dahin war oft eine ſchnelle Reiſe nöthig, der Weg über Italien war gar zu weit, und dahin oder direct zur See nach den Niederlanden war man mit der Galeere den zufälligen Winden, den See-Romantikern Frankreichs und Englands ausgeſetzt. Hätte man ſchon Dampfſchiffe gekannt, die Geſchichte hätte vielleicht nichts zu erzählen von den freundſchaftlichen Beſuchen Kaiſer Carls in Frankreich.

Als Franz von Aigues Mortes nach dem Norden zurückkehrte und in ſein Schloß zu Compiègne einritt, ſchlug die Krankheit über ihm zuſammen, deren nagendes Gift er ſchon mit ſich herumgetragen. Man ſchiebt ſie als Anſteckung auf eine einzelne Begebenheit, auf eine einzelne Perſon, die ſchöne Eiſenhändlerin — la belle ferronière. Vielleicht mit Unrecht in ſolcher Ausdehnung. Franz war, dem Journal ſeiner Mutter nach, ſehr empfindlich, und dieſes Gift der Umarmungen war damals, wie man ſagt, nach dem eröffneten Verkehre mit Amerika, in großer Menge verbreitet. Sagen doch alte Schriftſteller, die Entſtehung des weiblichen Hofes und die Galanterien desſelben ſei darum ein Glück geweſen, weil man nun die Avanturen nicht mehr draußen geſucht, draußen unter der Maſſe, wo ſo viele Krankheiten im Schwange

geweſen. Uebrigens hat Europa das Gift dieſer Krankheiten wahrſcheinlich ſchon ſeit den Kreuzzügen gekannt, und es war vielleicht ein hiſtoriſch gebildetes Verlangen, daß König Franz durchaus einen ächt orientaliſchen Arzt haben wollte. Mochte er doch auch übrigens, wie jeder Menſch, der lebhaft wünſcht oder krank iſt, geheimnißvollen Kräften gern einmal entgegen gehen, und jenen deutſchen Zauberer gewähren laſſen, der ihm aus Spanien ſeine Söhne durch die Luft zuführen wollte.

Vorſichtig war er nie geweſen. Wenn er auf der Jagd umherſtrich und müde oder durſtig war, da kehrte er überall ein, und ließ ſich überall nieder, und führte ſein leichtſinniges Sprichwort im Munde: Der ärmſte Edelmann kann den größten Fürſten gut bewirthen, wenn er ihm eine ſchöne Frau, ein gutes Pferd und einen guten Windhund präſentirt. In Paris ſelbſt, durch die Straßen reitend, hatte er an der Ladenthüre die belle ferronière geſehen. Sie war ein junges ernſthaftes Weib, ſogar ihre Geſichtszüge zeigen etwas Zurückhaltendes. Die langen Wimpern, der nach innen zurückgehende Blick, der ruhige kleine Mund, die mehr hochrunden als weichrunden Formen, das ganze Geſammtbild lehnt ab, ſtatt anzulocken. Es exiſtirt ein Bild der Ferronière von Leonardo da Vinci, das Verhältniß iſt alſo wahrſcheinlich kein ſo flüchtiges und romantiſches geweſen, wie der Bericht Louis Guyon's es darſtellt. Wenn man des Königs Maler zu einem Oelgemälde ſitzt, ſo iſt man nicht mehr in flüchtigem, romantiſchem Verhältniſſe.

Sei's wie es wolle, dieſe Liebſchaft zeigt die Frechheit des Königs Franz mit allen ſchrecklichen Folgen für die Opfer der Frivolität und für den König ſelbſt. Die Ferronière war ſo tugendhaft wie ſchön, und brachte den König in Verzweiflung durch ihre Kälte. Leute, die viel ſinnlich verkehrt, ſind bekanntlich am Verlangſamſten nach ſtrengen, ſpröden Formen des Leibes, die weiche Rundung iſt für ſie erſchlafft. Als ſich hier nun auch ſo viel moraliſche Sprödigkeit zeigte, da traten die Höflinge zum Könige, und ſprachen: ein König braucht nicht zu gefallen, um ein Weib zu beſiegen. Desgleichen ſprachen ſie zur Ferronière. Dieſe ent-

ſetzte ſich darüber dergeſtalt, daß ſie zitterte bis an die Stirn hinauf, daß ihr zierliches Stirnkettchen von den Schlafadern bebte. Sie eilte zu ihrem Manne, ſie bat ihn um Schutz.

Es giebt keinen andern, als aus dem Reiche zu fliehen. Dazu gürten ſie ſich, aber es wird ihnen unmöglich gemacht. Wohlan denn, ſprach ihr Gatte, ſo bleibt uns nichts, als die Frechheit zu rächen! Und er ging hin zu einem verpeſteten Weibe der Halle, und von ihr kehrte er zu ſeiner Frau.

Der König kam, und holte ſich den Keim des Todes. Als er in Compiègne zuſammenbrach, ſchauerte ihm eine ſchreckliche Ahnung davon durch Mark und Bein. Obwol er noch neun Jahre lebte, ſo war er doch zum Tode vergiftet. Die Ferronière ſtarb bald, nur ihr Mann genas.

Andere Berichte machen den Mann der Ferronière zum Advocaten, und glauben, die Liebſchaft mit ihr ſei dieſelbe, welche Margarethe unter dem Titel der „Advocatin" erzählt. Dies iſt dem Namen und der Tradition nach nicht wahrſcheinlich, aber man muß beide neben einander ſtellen, um ſich nicht entrüſtet von einer Tyrannei abzuwenden, die mit orientaliſcher Brutalität in die Familie einbricht. Die Advocatin-Geſchichte iſt ſo komödienhaft launig wie jene tragiſch. Margaretha und der Prior hatten die allerliebſte Advocatin bei einer Hochzeit geſehen, und dem Könige die Adreſſe gegeben und geebnet. Er paſſirte durch das Kloſter, wie es hieß, um in der Kirche zu beten, die bei ſo früher Tageszeit von außen noch verſchloſſen war. Von da gab's einen verborgenen Ausgang in des Advocaten Haus. Rechts an der Treppe führte eine Thür in die Garderobe. Darin war die Advocatin am frühen Morgen beſchäftigt. Der König ſteigt die Treppe hinauf, und begegnet zufällig noch vor der Garderobenthür dem Advocaten — dieſer iſt außer ſich vor Erſtaunen, denkt aber eher an alle ſeine Talente und Qualitäten, als an ſeine Frau, und fragt nur, was der König befehle, ob ein Gutachten, ein Urtheil — ein Gutachten, erwidert der König, über das Duell; aber in einer Stunde muß es fertig ſein, ich komme vorüber, es mir abzuholen,

Adieu! An die Arbeit! — Keine Begleitung! Keinen Schritt! In Euer Zimmer! An die Arbeit, fort!

Der Advocat ſtürzt in ſein Zimmer, und als er die Thür zuſchlägt, öffnet der König die der Garderobe. Nach einer Stunde tritt er lächelnd zum Advocaten ein, und fragt nach deſſen Gutachten.

Und doch ſind einzelne Sittenzüge jener Zeit übrig, die eine furchtbare Strenge verrathen, wo es ſich um einen unnatürlichen Sinnlichkeitsverkehr handelte: eine Ehefrau verklagte ihren Mann wegen unzüchtiger Dinge des Ehebettes, es war da kein weiterer Zeuge möglich, aber dem Manne ward ohne Weiteres der Kopf abgeſchlagen. — Ebenſo ward ein Soldat zum Tode verurtheilt, der ſeiner ſchönen Frau die Naſe abgebiſſen und dazu die witzige Bemerkung gemacht hatte: wenn auch nicht mich, ihre Schönheit wird ſie doch bedauern.

Noch fiechte König Franz, als der Kaiſer unter großen Verſprechungen um die Erlaubniß bat, ſeine Reiſe nach Flandern durch Frankreich machen zu dürfen. Franz richtete ſich auf, rüttelte den kranken Leib zuſammen, wies in adelicher Manier die Verſprechungen zurück, und verſicherte, daß ihm ein ſolcher Gaſt ſehr willkommen ſein werde. Er ſchickt ihm ſeine zwei Söhne mit dem Connetable bis Bayonne entgegen, er ſelbſt macht ſich mühſam auf bis Chatelleraud. Der Rival ſoll nicht ahnen, daß er den Tod im Herzen trägt. Er führt ihn unter Feſten über Amboiſe, Blois, Orleans, Fontainebleau nach Paris, und läßt ihm allen möglichen Pomp angedeihen. Der Kaiſer übte alle Rechte des Landesherrn auf dieſer Reiſe, und befreite damit in jedem Orte, den er paſſirte, die Gefangenen, eine ſchöne, alte Sitte!

Carl war indeß nicht ohne Unruhe, denn er war wirklich in einem großen Wagniſſe begriffen. Welch einen Rückfall aus den ritterlichen Gewohnheiten hatte er nicht erlebt an dieſem Könige Franz bei Gelegenheit der Freilaſſung, bei Gelegenheit des Duells! War denn dieſer Franz ſo einfach zu berechnen, wie es früher geſchienen hatte? Gab es nicht doch unerwartete Winkelzüge in dieſem chevalereſken Charakter? Wenn er den Kaiſer feſthielt!

In Amboiſe auf dem Schloſſe, was hoch und abgeſondert hinabblickt auf die Loire, brannte plötzlich eine ſeidene Tapete an, Alles wird voll Rauch, Alles rennt durcheinander, beginnt ein Attentat?

Der Kanzler Payet, der den Kaiſer becomplimentirt, bleibt mit der langen Robe an einem Scheite Holz hangen, reißt und reißt, reißt dergeſtalt, daß er's dem Kaiſer an den Kopf ſchleudert. Alles ſpringt hinzu — beginnt ein Attentat? Es iſt geſchichtliche Erſcheinung, daß der mörderiſche Anfall in Frankreich meiſt wie der Blitz aus blauem Himmel ſchlägt, daß er den Bedrohten mitten in der ſicheren, geſelligen Form überraſcht, damit die Aiſance des Verkehrs, da ſie doch geſtört werden muß, wenigſtens nur einen Augenblick, nur im letzten Augenblicke geſtört werde.

Im Hofe zu Fontainebleau ſpringt des Königs Sohn, der Herzog von Orleans, ein muthwilliger Bube, dem Pferde des Kaiſers plötzlich auf die Croupe, umfaßt den Kaiſer und ſchreit: Eure kaiſerliche Majeſtät iſt mein Gefangener! Der Kaiſer zittert und lacht.

König Franz zeigt ihm ſeine Geliebte d'Etaupes mit den Worten: Betrachtet, mein Bruder, dieſe ſchöne Dame! Sie meint, ich ſolle Euch nicht von Paris laſſen, bis Ihr den Frieden von Madrid widerrufen habt!

Carl giebt faſſungslos die ſchlechteſte Erwiderung mit den Worten: Wenn der Rath gut iſt, muß man ihn befolgen. — Die Erwiderung war ſchlecht, denn ſie hätte jede feindliche Handlung erleichtert. Carl fand dies ſelbſt, und ſuchte ſie gut zu machen. Tags darauf, da er ſich zu Tiſche ſetzen und nach dem damaligen Brauch die Hände waſchen will, zieht er einen koſtbaren Diamant vom Finger, und läßt ihn zu den Füßen der Herzogin d'Etaupes fallen. Sie ſtand neben ihm, um die Serviette zu präſentiren, hebt den Ring auf, und präſentirt ihn dem Kaiſer. Dieſer aber ſagt: O, Madame, der Kaiſer hebt nichts auf.

Von Stunde an ſprach ſie nicht mehr von feindlichen Dingen, und Carl hatte den Tact, gegen den König keiner politiſchen Dankbarkeit mehr zu erwähnen, die ſolcher Empfang hervorgerufen habe. Nach achttägigem Aufenthalte verließ er Paris, und hat

denn auch in der That dieſer ritterlichen Aufnahme keine erkenntliche Folge gegeben.

17.

„Geduld, da das Glück fehlt“ ſoll noch ein Ausruf Königs Franz geweſen ſein am Abende von Pavia. Ach, in ſeiner letzten Lebensſtunde konnte er ihn oft wiederholen! Aber ſeinem Naturell war die Geduld nicht gewährt. Wir meinen überhaupt, ſie ſei den Franzoſen verſagt, und wir ſind wie über vieles Franzöſiſche darin im Irrthume: der Franzoſe hat ſehr viele Eigenſchaften einer beſchränkten, aber fleißigen Künſtlernatur, einer Künſtlernatur, die klein in der Empfängniß, aber groß in der unermüdlichen und exacten Ausführung. Er hat ſeine kleine Sprache dadurch zur Weltſprache gemacht, er hat deren beſchränkten Umfang zur deutlichſten feſteſten Form ausgebildet, er hat jeden Fall ihres kleinen Umkreiſes vorhergeſehen und feſtgeſtellt, er hat nicht das kleinſte Möbel ohne Namen gelaſſen. Seht, wie nachläſſig wir darin ſind im Vertrauen auf unſern inneren Reichthum! Welches Heer kleiner Bezeichnungen Frankreichs uns unentbehrlich geworden iſt, weil wir zu träge und unkünſtleriſch ſind, ſie ſelbſt zu erfinden und zu bilden. Betrachtet Kleidung, Möbel, geſellige Form! Betrachtet die Maler, in denen uns jetzt ein ſo großer Reichthum aufgeht! Wie grau, wie gedrückt, wie unbeholfen ſehen unſere Bilder in aller Technik aus neben der freien, feſten Geſchicklichkeit franzöſiſcher. Unſer Stolz auf den reicheren Grund von Phantaſie und Geiſt, den wir voraus haben, er iſt gerecht, er iſt Erbtheil unſerer Art, unſerer Gattung als Nation. Aber es iſt moderne Aufgabe jeder Nation, ſich zu ergänzen in den Punkten, wo ihre natürliche Anlage ſchwach wird. Und was man nicht bis zur Form bewältigt hat, das beſitzt man auch noch nicht.

Franz gehörte nur in einzelnen Künſten zu dieſer geduldigen Art Frankreichs. Wenn er bauen, malen, bilden ließ, da beſaß er

dieſen ausharrenden Sinn. Nicht in der Lebenskunſt, und auch darin beſitzt ihn der ſonſt ſo ungeſtüme Franzoſe. Die Diplomatie, welche er ausgebildet, weicht nicht blos aus, ſie bereitet vor auf lange hin, ſie wartet, ſie trägt Steinchen für Steinchen, um einſt ein groß Gebäude zu ſehen. Wir thun dies mit Gedanken, und laſſen den Herrgott ſorgen, der uns Geſchichte heißt. Der Franzoſe thut dies mit Maximen, mit Maßregeln, und er ſorgt ununterbrochen ſelbſt durch neues Zuthun für das Gedeihen ſeiner Abſicht. Frankreich iſt voll ſilberner Maximen; die feinſten Verſchränkungen des geſelligen Lebens und des Menſchenlebens überhaupt ſind geiſtreich in überraſchende Phraſen eingearbeitet, und ſo iſt das Leben überall ausgebildet zu einer feinen Kunſt.

Die franzöſiſche Mutter ſagt zu ihrem Sohne: Beginne niemals blöde, aus Furcht, läſtig zu ſein. Jeder Unbekannte iſt zuerſt läſtig. Niemand hat Zeit für einen Fremden, denn das Leben iſt eingetheilt, und der Fremde iſt neu. Aber ſage kurz das Weſentliche, wiſſe zu enden. Appellire nicht von vornherein an das Herz, wie in Deutſchland, wo auch die Coquetterie mit dem Herzen coquettirt, ſtatt mit dem Geiſte. Das Herz iſt perſönlicher als der Geiſt, es iſt zudringlich, ſich an jenes zu drängen. Der Geiſt iſt frei und offen für alle Welt. — Du weißt nicht, ob Du einer neuen Bekanntſchaft etwas geben kannſt, poche alſo nicht auf Kenntniß und Vorzüge. Eins kann man mit Geſchicklichkeit immer geben, wenigſtens leichter: Dies iſt ein angenehmer Eindruck. — Wenn Du einen Dienſt erweiſeſt, ſo entſchuldige Dich dafür, ſonſt wirder eine Laſt. Erweiſe ihn Jedermann, zu jeder Zeit; an den Pforten Deiner Gefälligkeit darf kein Portier ſitzen, der ſie controlirt, dieſe Pforten müſſen immer offen, müſſen mit Blumen beſtreut ſein. Je beſſer Du weißt, daß diejenigen Leute, die Du verpflichteſt, eben darum Deine natürlichen Feinde ſind, deſto unſcheinbarer wirſt Du ſie verpflichten. — Wenn Du einen entſchiedenen Gegner vor Dir haſt, disputire niemals, die dritte Entgegnung iſt eine Impertinenz. Wie könnten ſonſt die feindlichſten Parteien geſellig-friedlich neben einander leben! Einen entſchiedenen

Widerſpruch bekehrt man nicht durch Disputiren, ſondern man beſtärkt, man erbittert ihn. — Deine Ueberlegenheit verbirg. Iſt ſie zur Entſcheidung der Sache nöthig, ſo gieb ſie als Sache, und bitte für Deine Perſon um Verzeihung. — Kannſt Du eine Bekanntſchaft oder Freundſchaft nicht vertheidigen, ſo höre dem Angriffe aufmerkſam, aber ſchweigend zu. Verläugne niemals den Bekannten oder Freund. Es iſt gemein, und der Angreifende ſelbſt vergißt Dir niemals dieſen Fehl gegen ſeinen Feind. — Sei doppelt artig gegen den Geringeren, der Gleichgeſtellte erwartet nur das Gebührliche. —

Nicht blos Larochefoucauld iſt Muſter dafür, auch die ſcheinbar leere Perſon hat in ihrer geſelligen Cultur einen ganz feinen Lebens-Katechismus.

Was ſtürmte aber auch Alles auf König Franz, um ihn aus ſolchem franzöſiſchen Gleichgewichte der Lebensregel zu werfen, wie ſie von ſeiner Zeit an mehr und mehr ſich ausbildete. Er war wie ein gehetzter Hirſch, Hinderniß auf Hinderniß, Verluſt auf Verluſt, Schlag auf Schlag fielen auf die erſchöpfte Kraft; kam das feindliche Heer noch einen Schritt näher ſo mußte er zuſammenbrechen. Es war im Lager von Valence am Rhone-Ufer, wo er die Nachricht erhielt, daß ſein geliebter Sohn, der Dauphin, geſtorben ſei. Er ſchreit auf, er ſchluchzt, er reißt das Fenſter auf, er ſtreckt die Hände zum Himmel, Gott möge ihm helfen. Sein Sohn Heinrich, den er am wenigſten liebte, ward nun Erbe des Reiches. Warum nicht der, wenn denn geſtorben ſein muß! Der dritte Sohn, Franz, iſt ſo ganz des Vaters Ebenbild, iſt ſo friſch und des Vaters Augapfel. Auch dieſer dritte Sohn ſtirbt, angeſteckt von der Peſt, weil er darauf beſtanden hatte, frevlen Muthes, im Zimmer eines an der Peſt Geſtorbenen zu ſchlafen, oder vernichtet durch Anſteckung anderen Giftes. François, François, warum haſt Du mir das gethan! rief der unglückliche Vater und ſank in apathiſche Ohnmacht.

Das fröhliche Haus wurde verödet. Auch die Mutter Louiſe, die lebensſtarke, war todt. Ihr Leben lang hatte ſie den Tod gefürchtet und die Prediger gehaßt — offenbar wiſſen ſie nichts,

pflegte ſie zu ſagen, weil ſie ſtets wiederholen, was Jedermann weiß. Als ſie aber einſt des Nachts von ihrem Bette aus einen Cometen ſah, da war ſie überzeugt, dies ſei ihr Tod, und nun ſah ſie ihm feſt ins Auge, und bereitete ſich ſtandhaft darauf vor. Ach, wie fehlte ihr ſtarker, ſchmeichleriſcher Zuſpruch dem gebeugten Sohne! Im Hauſe war eitel Zank und Verdrießlichkeit. Die Maitreſſe Heinrichs, Diana von Poitiers, war in ſtetem Hader mit der Etampes, das bildete Parteien, das gab Intrigue, das machte den kranken König immer unmuthiger und tyranniſcher. Dies ſpäter immer wiederkehrende Schickſal in Frankreich, daß der Dauphin oder ein Krou-Prätendent in die Macht hineinſtrebte, ſchien zu beginnen, der Connetable Montmorency und anderer Adel hielten zur Diana, und Franz riß eines Tages die Thüren auf, und machte ein gewaltſames Ende. Er entſetzte den Connetable und ließ ihn ins Gefängniß werfen. Wie krank er war, vom ſchwachen Weſen eines dritten Heinrich, oder eines dreizehnten Ludwig hatte er nichts.

Noch mehr: auch die Etampes wendete ſich von dem untergehenden Sterne ab. Sie ſah, wie der Tod immer enger ihren Herrn umkreiſte, ſie ſah, wie ihre Feinde den Fuß aushoben nach der höchſten Thronesſtufe, ſie blickte nach Sicherung und Hilfe umher. Seit ſie eines Tages den Dauphin mit der Bemerkung roth gemacht, daß er an dem Tage geboren worden, da Diana ſich verheirathet, ſeit dieſer empfindlichſten Beleidigung durfte ſie keiner Gnade vor ſeinen Augen gewärtig ſein. Und ſie wendete ſich an Kaiſer Carl! Und das verunglückte. So hatte ſie den Geiſt ihres Herrn verunglimpft und nichts gewonnen. Als er ſtarb, floh ſie auf ihre Güter, und dort hat ſie noch an die dreißig Jahre gelebt, und iſt unter dem Trubel der kleinen Valois verſchollen. Kinder hat ſie nicht geboren. Man erzählt, daß ihr kläglicher Mann nach des Königs Tode als Ankläger gegen ihr Verhältniß zu Franz aufgetreten ſei! Königs Franz Galanterieen außerhalb der halbehelichen Verbindung mit der Chateaubriant und Etampes haben ſich in ihrer Gefährlichkeit dargeſtellt. Die Nachwelt iſt in dieſem

Punkte viel ſtrenger gegen ihn geweſen als gegen Heinrich IV., neben deſſen vierzehn Maitreſſen er dilettantenartig erſcheint. Vielleicht mit Recht ſtrenger, da er am dreiſteſten dies Treiben begonnen, da er nicht ſo nachdrücklich durch große politiſche That ſein Privatleben bedeckt hat. Das Bild einer wägenden Geſchichte iſt ein geiſtvolles Bild; ſie zählt nicht. Aber man hat ihm wol auch Falſches aufgebürdet. Daß Diana ihm vor ſeinem Sohne gehört, dieſe widerwärtige Erſcheinung iſt in zweifelhaftes Dunkel gehüllt. Man weiß, daß ſie als junges, bildſchönes Mädchen zu ſeinen Füßen gelegen, Pardon erbittend für ihren mit dem Tode bedrohten Vater. Man ſetzt hinzu, daß er dieſen Pardon nicht ohne Entſchädigung gewährt habe, was viel widerwärtiger ſich ausnimmt als der Bericht irgend einer gewaltſamen Verführung. Denn es hieße das ſchönſte und edelſte Vorrecht der Krone beſudeln, nicht nur mit einer Handlung beſudeln, die man nur gegenſeitiger Leidenſchaft vergiebt, ſondern mit dem ſchachernden Trafik einer Handlung. Aber wie viel haben die Proteſtanten ihrer ewigen Feindin, jener Diana nachgeſagt! Gleichgültig konnte es ihnen ſein, ob es auch auf Franz mitfalle, der ihnen ebenfalls verhaßt. Vielleicht iſt dadurch alles Leben Diana's ſo zum Gräuel verkehrt, denn eine Frau, die ein langes Leben hindurch einen jüngeren Mann dauernd zu feſſeln weiß, die in der franzöſiſchen Geſchichte ſolche Bedeutung gewinnt, die einen König zur Seite hat, welchen man nicht thöricht, nicht ſchwach, nicht unbedeutend nennen kann, die neben einer Catharina von Medicis ſich mächtig erhält, eine ſolche Frau kann nicht gemein ſein. Auch exiſtirt nur jene Andeutung über ein flüchtiges Verhältniß zu Franz, über eine wirkliche Maitreſſenſchaft iſt nirgends ein Wort zu finden, das ſcheint eine grundloſe Tradition zu ſein, die ſich durch Parteiſage eingeſchlichen hat. Die Katholiken thaten desgleichen, ſie murmelten, daß Franz mit Anna Boleyn verkehrt, welche im Gefolge Mariens von England geweſen war. Anna war den Katholiken verhaßt, weil ſie ihnen abtrünnig wurde. Als ob Blaubart-Heinrich in dieſem Punkte unkundig und nachſichtig geweſen wäre. Es iſt nur wahr, daß ſich Franz beim Papſte leb-

haft verwendete für seinen Bruder von England und dessen gewünschte Ehescheidung — denn er liebte Heinrich — und daß er unter anderen Gründen drollig genug dem Papste gesagt habe, diese Anna Boleyn sei sehr schön.

Heinrichs Tod zu Anfange des Jahres 1547 traf König Franz wie der letzte entscheidende Schlag. Nun war auch der dahin, von dem man ihm oft gesagt, er habe so viel Aehnlichkeit mit ihm in Wuchs und Temperament! Im Monat Februar desselben Jahres setzte sich sein herumirrend Uebel zu einem Fieber fest, peinliche Unruhe peitschte ihn von einem Orte zum andern. Von einem Lustschlosse eilte er auf das andere, keines gefiel ihm. Er wollte die unzureichende Natur zwingen, die Jagd, die alte schöne Waldeswelt wird diesen schlechten Zustand vertreiben — auch die Jagd gefiel ihm nicht mehr. Die alte Freude soll erzwungen werden, er jagte alle Tage, er hatte alle Abende das Fieber heftiger, er mußte sich endlich aufmachen zurück nach St. Germain, wo er im letzten Jahre sich gewöhnlich aufhielt. Aber er kam nicht mehr bis dahin — hier endlich doch, sprach er zu sich in Rambouillet, soll die Jagd schön sein, und fiel aufs Bett, und fand nicht mehr die Kraft, sich zu erheben. Das Geschwür am Halse machte ihm die peinlichsten Schmerzen, er fühlte sich zum Tode, nahm die Sacramente mit der größten Andacht, empfahl wie jeder sterbende König Frankreichs dem Dauphin die Franzosen und die Verminderung der Steuern, warnte ihn noch vor Montmorency und noch mehr vor den Guisen, versuchte noch einmal mit alter Kraft des nicht zu vernichtenden Ungestüms aufzuathmen, und athmete nicht wieder. Es war im Walde von Rambouillet grün und vom Vogelsange lebendig geworden, es war der 31. März 1547, als der König der Renaissance starb, dieser leichtsinnige und doch so wichtige König. Er war erst zweiundfünfzig Jahre alt.

Als Kaiser Carl die Nachricht erhält, ruft er aus, zu unserm Erstaunen: Welch' einen Fürsten, welch' einen großen Fürsten verliert da Frankreich! Wer weiß, wann die Natur wieder seines Gleiches schaffen wird!

III.

Eu.

Google

18.

Nach der Normandie! An dem Worte haftet noch aller poetiſche Reiz, ſei's von den Trouvèren, den poetiſchen Minneſängern Frankreichs, die mit England die großen Liedesſtoffe austauſchten, ſei's von den Meer-Romantikern, von jenen Corſaren europäiſcher Weltgeſchichte, ſei's von der nordiſchen, uns verwandten Abſtammung, die uns an dunkle Jugendfreuden einer Heimat erinnert. Aber auch der Franzoſe theilt dieſen Eindruck, auch ihm iſt die Normandie ein poetiſcher Name, und der ganz franzöſiſche Normann ſagt mit beſonderem Nachdrucke: moi, je suis Normand! Meyerbeer, unſer glücklicher Landsmann, hat dieſen hiſtoriſchen Zauber für immer gefeſſelt in ſeinem Robert der Teufel. Darin zeigt ſich auch jene romantiſche Fernſicht, unter welcher der Normann ſo farbig vor unſere Phantaſie tritt, das halbafrikaniſche Palmenland Sicilien, das verwegene Ritterleben des Normannenthums. Die ganze Küſte Europa's zitterte vor dem Namen und dem Anblicke einiger hundert Männer, denn dieſe Männer waren von Eiſen, jeder Einzelne war eine Armee, er trotzte den Elementen, und nichts ſchien ihm zu weit und zu ſchwer. Hundert Byzantiner ergriffen die Flucht, wenn ein einziger Normann auf ſie losſchritt. Mit Schrecken ſah man ihre Kähne ankommen, denn ſo viele Männer darin waren, ſo viele Könige ſchwammen daher. Was vermag Alles ein Mann, vertrauend auf ſeine Kraft, ſicher überall ſeines Muthes, was vermag ein Normann!

Die Seine iſt in Deutſchland weniger angeſehen, als ſie's verdient. Schon bei Paris iſt ſie ein tüchtiger, arbeitſamer und nützlicher Fluß. Von da in die Normandie tretend, ſie ſpaltend und verbindend in die obere und niedere Normandie, wird ſie voller und voller, iſt mit anmuthigen, oft intereſſanten Ufern geſegnet, und führt das Meer und die überſeeiſche Welt ins Herz des Landes, macht Paris zu jener Weltſtadt, die dem Meere keineswegs ſo fern liegt, wie's auf der Landkarte erſcheint. Die friſchen Auſtern, die lebendigen Hummer und anderes wunderlich kriechendes und zappelndes Gethier des Meeres auf den Märkten und Hallen von Paris erinnern täglich daran, daß die Seine wirklich die Pulsader von Paris iſt.

Paris iſt auch eben deshalb nicht ſo zufällig Hauptſtadt geworden, wie man öfters glaubt. Schon Cäſar hielt dieſe Inſel der jetzigen Cité für den Hauptpunkt von Gallien, er betrachtete die Stadt, welche auf dieſer Inſel begann, als Hauptplatz des weiten Landes, und auch der alte celtiſche Name, der von luton hezi — Waſſerwohnung — in Lucotetia, Lutetia überging, war vom Fluſſe hergenommen. Parisii ſoll Grenzbewohner bedeuten, da die Belgen bis an die Seine reichten, und ſo ſoll Lutetia Parisiorum, die Waſſerſtadt der Pariſier, der alte Name entſtanden ſein. Auch die folgenden Kaiſer-Cäſaren nahmen es meiſt zu ihrem Sitze, Julian der Abtrünnige wohnte hier, als er hörte, daß er Kaiſer geworden ſei, im Fauburg St. Germain, wo jetzt die Rue de la Harpe, im Palaſte der Thermen. Man kann noch jetzt einige Spuren davon ſehen.

Bald darauf befeſtigte ſich der kürzere Name Paris; die Franken, die vom Rheine her kamen und in germaniſcher Wanderluſt das Land bedeckten, fanden ihn ſchon. Sie hielten zuerſt, vom Anſcheine leicht getäuſcht, die Loire inmitten des Landes für den Hauptſtrom, und wählten Tours in der Mitte dieſes Stromlaufes zur Hauptſtadt. Aber ſie kamen von dieſem Irrthume zurück und kehrten nach Paris. An der Loire wohnen die ruhigen Völkerſchaften, an der Seine die unruhigen, die kriegeriſchen, und hier

trafen die verſchiedenſten Völker, damals noch Grenzvölker, an einander.

Hierher richteten auch die Normannen ihr Augenmerk, da ſie plündernd die Seine herauffuhren, und von fern das weiße Geſtein des Montmartre leuchten ſahen. Dieſer Berg, an einem nördlichen Ende von Paris und jetzt zur Stadt gehörig, trug lange Zeit ein Kloſter, abgeſondert von der Stadt, und hat von religiöſer Bedeutung ſeinen Namen. Man verlegt einen alten Tempel des Mars dahin, oder datirt ihn von mons martyrum zu Ehren des heiligen Dionys. Nicht die Ketten, womit man die Seine ſperrte, nicht die tapferſte Wachſamkeit hielten die Normänner ab, in die Inſelſtadt zu dringen und ſie zu verwüſten. Erſt Odo, — Eudes — ein tapferer Graf von Paris und Herzog von Frankreich, ſchlug ſie nachdrücklich zurück, und bald darauf, im Jahre 912, ſetzten ſie ſich unter dem mächtigen Rollo für immer feſt an den Mündungen der Seine, und breiteten ihr Reich an beiden Ufern des Flußes aufwärts bis unweit Dreux, Mantes und Beauvais bis an die Grenzen von Isle de France, wenige Meilen von Paris. Dieſe eiſernen Herzöge, wie Rollo und Wilhelm Langſchwert, geſtatteten dem Könige von Frankreich den leeren Titel eines Lehnherrn der Normandie, aber ſie geberdeten ſich durchaus wie Souveraine, und die Könige von Frankreich ſind nirgends ſo geringſchätzig behandelt worden, als auf den Schlöſſern der Normandie, wenn ſie höflich einſprachen, um einen Vertrag oder ein Bündniß zu ſchließen. Der Saal zu Eu hat Carl den Einfältigen wie ein Spottbild der Macht geſehen unter den erzumgürteten Baronen der Normandie.

Dies bergwaldige Küſtenland der oberen Normandie, das über Dieppe bis Eu hinabreicht vom nördlichen Seine-Ufer; und jenes ſaftige Wieſenland, ein Weideanger für die mächtigen Pferde und Stiere, die niedere Normandie, das von der Seine und dem Meere bis an die Bretagne und Maine reicht, dieſe feſte Meeresprovinz hieß in der Vorzeit die Ligue der elf Städte, denn es wohnten elf Völkerſchaften da. Dann ward es römiſch, dann ward

es Neuſtrien, dann kamen die Normänner und prägten darauf ihren ehernen Stempel, den es bis jetzt nicht verloren hat.

Von dem Schooße einer normänniſchen Gerberstochter in Falaiſe ging eine geſchichtliche Wendung aus, deren Folgen noch heute in Europa wirken. Falaiſe liegt im ſüdlichen Theile, in der niederen Normandie, deren betriebſame Hauptſtadt Caen noch heute von Engländern bedeckt iſt. Unweit Falaiſe nach Oſten zu zieht ein Flüßchen, Namens Dive, durch Wieſen hin; dies bildete die Grenze zwiſchen Baſſe- und Haute-Normandie. Alles was öſtlich von ihm lag, gehörte, außer dem nördlichen Seine-Ufer, zur Haute-Normandie. In Falaiſe hatte der Gerber Foubert eine ſchöne Tochter, Namens Harlette. Herzog Robert, der eines Sonntags durch Falaiſe ritt, ſah ſie, und ward von Stunde an ſterblich verliebt. Harlette ſelbſt hatte in der Nacht einen wunderbaren Traum: Es ſtieg ein Baum aus ihrem Leibe bis zum Himmel auf, ſo groß, daß er die ganze Normandie beſchattete, und das Meer und das große engliſche Land.

„Aumbrout tote Normandie
E mer e la grant terre engleise.“

Sie gebar einen Sohn, der hieß erſt Wilhelm der Baſtard, dann Wilhelm der Eroberer, denn er eroberte wirklich das ganze Engelland. Als Wilhelm dieſe große Unternehmung begann, waren alle Zeichen ungünſtig. Er lag zu Fécamp, einer alten Seeſtadt zwiſchen Havre und Dieppe, und fürchterliche Stürme widerſetzten ſich ſeiner Einſchiffung. Er unternahm ſie trotz der Stürme, er unternahm das Weitere, obwol er beim erſten Tritte auf engliſches Land ſtrauchelte und zu Boden fiel, er ſchlug mit ſeinen Normannen die furchtbare Schlacht von Haſtings, und England erhielt ſeine Tory-Lords, die ſich heute noch ihres normänniſchen Blutes rühmen.

Aber was iſt der ſtärkſte Mann, wenn das Band ſeiner Glieder ſich löſt! Ein Spiel der Discretion und der zufälligen Winde. Denn alle Macht iſt eine Perſon, eine athmende Perſon.

Entweicht der Athem, ſo kann ein Schreck übrig bleiben, ein Eindruck, der wie Macht ausſieht vor ſchwachen Menſchen, aber die wirkliche Macht iſt entwichen. Wilhelm von Engelland und von der Normandie herrſchte bis zum letzten Athemzuge, die mächtigſten Barone der Welt ſtanden um ſein Sterbelager, und als der Athem nicht mehr auf- und niederſteigen konnte, als er ſtockte, aufhörte, war Wilhelm von England ein verlaſſener Haufen von Atomen. Die Barone ſtoben auseinander, entſetzt vor dem Gedanken, daß ſolch ein Mann fehle, die Diener fielen über den Leichnam her und plünderten ihn, denn je näher die Sonne, deſto matter iſt ihr Strahl, ſie plünderten den Palaſt und entflohen. Nackt lag der todte König allein im wüſten Hauſe, er lag auf der Diele.

Ein einziger Rittersmann, Namens Harluin, erbarmte ſich deſſen, trat in das ſchauerliche Haus, lud den Königsleib auf einen Wagen, und machte ſich um Gotteswillen auf mit ihm gen Caen. Als er dort ankam und ein Geleit zuſammengebracht hatte nach der Kirche des heiligen Stephan, brach eine Feuersbrunſt über Caen herein, alles Geleite ſtob auseinander, nur Harluin und einige Mönche gingen mit bis ans Grab. Als man die Leichenrede ſprechen wollte, kam ein Mann, Namens Ascellin, unterbrach ſie und ſprach: Dieſe Erde, wo Ihr ein Grab gegraben, iſt mein, und ich geſtatte ſie Euch nicht — o Du todter König von Engelland! Du warſt ſo gewaltig vom Leibe! Als man ihn auf die Bahre legen wollte, um ihn hinabzulaſſen, war die Bahre zu kurz, und man mußte den Leib zuſammenbiegen. Da borſt er entzwei und verpeſtete die Atmosſphäre, eiligſt ſprachen die Prieſter das kürzeſte Todtengebet und flohen entſetzt von dannen.

Iſt es nicht vielmehr ein Spiel der Poeſie, als ein Werk der Wiſſenſchaft, wenn wir den Völkern nachrechnen und aufweiſen, aus welchen Stücken ſie entſtanden ſind? Einige Knochen,

einige Muskeln, und dies und jenes Verwandte, wem wären ſie nicht nachzuweiſen, und doch iſt jeder einzelne Menſch, jede Völkerſchaft, jedes Volk etwas Unerhörtes! Die Beſtandtheile ſind nicht die Hauptſache, die Verbindung, das Reſultat, die Seele iſt's, und ſie iſt nie zu berechnen. In der Bretagne iſt man an germaniſche Sitte gemahnt, in der Normandie noch mehr, ja man kennt hier allen Urſprung und Uebergang. Und der Bretone iſt Franzoſe, und der Normand iſt Franzoſe und lächelt zu den Ableitungen. Wie viele Schichten ſind nicht auf die alten Gallier gehäuft worden, und leſet heute, wie Cato ſie charakteriſirte, Ihr werdet die heutigen Franzoſen erkennen. Das galliſche Volk, ſagt er, betreibt zwei Dinge zum Eifrigſten, die Kriegskunſt und den klaren Ausdruck der Rede. Da iſt ein Erbtheil deutlich geblieben, und in der Normandie iſt gründlich Germaniſches total verſchwunden: der Normand iſt ſchlau und verſchlagen, allem Franzoſen zum Trotze. Rusé comme un Normand, heißt es in Frankreich.

Der Grundſatz des Vollblutes iſt ein ganz richtiger, aber es gedeiht kein Vollblut auf die Länge ohne Auffriſchung durch fremdes. Jeder Stoff, der ſich allein überlaſſen bleibt, nützt ſich ab. Die neue Geſchichte ſeit Untergang des Mittelalters hat eben dieſe Auffriſchungen für neue Race als Aufgabe übernommen, und in Frankreich und England ausgeführt. Deshalb iſt es nur ein poetiſches Spiel, die Stammbäume nachzuzählen, denn die Geſammtheit des neuen Waldes hat alles Einzelne verändert. Deshalb ſind dieſe Staaten politiſche Mächte geworden, deshalb werden wir niemals zu politiſcher Macht kommen, ſo lange wir nicht unſere ſorgfältig gepflegten Stammbäume der Sachſen, Baiern, Schwaben und wie ſie weiter heißen, drein geben, ſo lange wir nicht das Wort Deutſch verwandeln in ein neues. Denn es iſt ein poetiſches Wort und kein politiſches, und weil es ſich ſtets in die Politik miſcht, verdirbt es ſie ſtets. Deutſchland hat als ſolches die moderne Wendung der europäiſchen Geſchichte nur geiſtig in ſich aufgenommen, politiſch aber zurückgewieſen, es hat denn auch als deutſches Reich gekrankt und ſeinen Untergang gefunden. —

Nicht als Gallier, ſondern als moderne Miſchung, als Franzoſe iſt der Bewohner Frankreichs mächtig geworden, nicht als Britannier, nicht als Schotte oder Ire, ſondern als Engländer iſt der Sohn Albions gefürchtet. Britannien und Albion ſind poetiſche Namen, die er für den Reiz und die Macht der Erinnerung pflegt, wie wir uns Deutſchland pflegen mögen, aber England iſt ihm politiſcher Name voll Macht wie la France für alle Theile des alten Gallien. Uns ſteht dieſer Proceß noch bevor, und mit ihm der neue Name. Unſer Mangel an Formſinn täuſcht uns ſtets darüber und ſpottet gern: was iſt ein Name, was hilft ein Name! Er iſt und hilft viel. Wer iſt reicher an Inhalt, denn wir? Und wer erſcheint ärmer, weil die Form gebricht!

Ehe es vollbracht war, erſchien es wie thöricht, ja wie unmöglich, den germaniſchen Normand und den romaniſchen Provençal in eine politiſche Macht zu einen. Man lacht jetzt über dies Vorurtheil in Marſeille wie im Havre. Aber in Deutſchland findet man es heute noch thöricht, ja unmöglich, daß Schwabe, Baier und Preuße zuſammen gehen könnten ſelbſt in freierer, nicht ſo proſaiſch nivellirter Form, wie es in Frankreich geſchehen.

Und wie viel Charakteriſtiſches iſt doch auch hier in ſtarken Provinzländern verblieben. Der ſtattliche, tapfere, verſchlagene Normand iſt ſtreitſüchtig in Privatangelegenheiten, proceßſüchtig bis zum Sprichworte. Keine Gerichtshöfe ſind ſo überhäuft wie die normanniſchen. Dagegen iſt die Normandie ruhig und beſonnen in politiſcher Frage, wenn ſie auch eine ganz entſchloſſene Partei nimmt. Man iſt nicht neugierig, und die Neugier iſt ein tief revolutionäres Element in Frankreich. Aber man iſt zäh im Widerſtande, und die Normandie heißt deshalb gern das Vaterland des geſunden Menſchenverſtandes, des bon sens, vielleicht noch ein directes Erbtheil vom engliſchen Stamme. Man ſchweigt indeſſen nicht wie der Engländer, man ſchwatzt nicht wie im Midi, man hüpft nicht frivol in und über Alles wie in Paris, man iſt logiſch, man iſt bündig.

Erſt Philipp Auguſt brachte 1204 die Normandie wirklich an die Krone, aber zweihundert Jahre ſpäter war ſie noch einmal vierzig Jahre von den Engländern bedeckt. Wie viele alte Keime konnten da wieder aufgefriſcht werden? Seit 1450 iſt dieſes ſchöne Land dauernd franzöſiſch.

Auch in Frankreich ſind die Flüſſe Mode geworden. Die Seine und Saone haben den Anfang gemacht, jene nach Lyon, dieſe nach dem Havre. Die Ausſtattung der Dampfböte auf der Seine iſt auch die beſte in Frankreich. All' dergleichen, wo Bequemlichkeit ins Spiel kommt, iſt bei den Franzoſen weit hinter England und auch hinter Deutſchland zurück. Sie ſind wol praktiſch, aber nur für das Ziel ſelbſt und für das Ausſehen, den Weg zum Ziele vergeſſen ſie. Sie wohnen unter mannigfaltigem kleinen Schimmer, an ſogenannter Etalage fehlt es ſo wenig, daß man gar oft ein Sklave der Etalage und von eitel Gefahr umgeben iſt für jede unbedachte Armbewegung. Aber an allem Comfort gebricht's in ihren Zimmern wie in ihren Wagen. Sie ſind eine Mitte zwiſchen Nord- und Süd-Europa, das hat ihnen die Erfindung für Schutz und Erleichterung ſchwer gemacht. Der Italiener klagt, daß er in dieſem kälteren Lande viel weniger gegen die Hitze geſchützt ſei als in Italien, und der Nordländer klagt, daß er in Frankreich mehr friere, als im Norden. Denn der Franzoſe hat nur heißes Blut und Kamine, und die kosmopolitiſchen Oefen in Paris rauchen viel mehr als ſie wärmen. Uebelſtände dieſes Bereichs werden ſich in Frankreich niemals verlieren, denn der Sinn dafür gebricht dem Volke und an derſelben leeren Stelle fährt auch dasjenige hin und wieder, was wir als Oberflächlichkeit an ihnen bezeichnen. Einſamkeit und Verſenkung liegt nie in ihren Wünſchen, nie in ihren Bedürfniſſen. Sie arbeiten, ſie denken, ſie produciren unter allerlei Störniß. Störniß iſt ihnen keine Störung, denn ſie gehen niemals über die einmal gewonnene

Form in Denk- und Sprechweiſe zurück oder hinaus. Dieſe Schranke hält ſie alſo immer aufrecht, und ohne Umſtände laſſen ſie einen Faden fallen und nehmen einen Faden wieder auf. Deshalb ſind ſie uns überlegen in aller raſchen Formation für das Theater, für geſellige Darſtellung, für den Staat; deshalb bleiben ſie ſtets hinter uns zurück in aller tieferen Speculation, und deshalb bleibt das, was ſie Poeſie nennen, für uns ein proſaiſcher Aufputz. Denn uns iſt die Poeſie Schöpfung, ihnen iſt ſie Formung. Ganz in dieſer durchgehenden Verſchiedenheit werden wir ihrer claſſiſchen Tragödie immer Unrecht thun müſſen, wenn wir auch Recht haben im Bedürfniſſe eines tieferen Reizes. Und ſie werden Recht haben, wenn ſie ſich auf einen kleinen Formzauber berufen, der uns entgehe. Schon ſeit längerer Zeit iſt ihnen übrigens eine Ahnung dieſes Verhältniſſes aufgegangen, und ſie ſprechen vag von einer poetiſchen Ueberlegenheit, von einer gründlicheren Bildung in Deutſchland, wenn ſie auch keinen deutlicheren Begriff davon haben, als von den poetiſchen Bauten der Babylonier.

Ganz ändern wird ſich dies nie. Wir haben verſchiedene Miſſionen zu erfüllen im Gange Europa's, und wir können und ſollen niemals in einander aufgehen. Aber es ändert ſich doch vielfach, beſonders ſeit die Erlernung deutſcher Sprache in Schulen eingeführt worden iſt. Jenes witzige Wort iſt ſchon nicht mehr wahr: der Franzoſe kennt die deutſche Literatur ſo gut, wie der Deutſche die polniſche. Und Eines gilt durch ganz Frankreich, Paris ausgenommen: der Franzoſe liebt uns, wie er den Engländer haßt. In Paris verhindert dies der Brotneid, denn der Deutſche hat ſich da in Kunſt und Gewerbe dem Franzoſen vielfach vorgedrängt, und man will achtzigtauſend Deutſche in Paris zählen, von denen beinahe achtzigtauſend Geld ſuchen und nur Einer oder der Andere Geld bringt.

Im häuslichen Leben, im Reiſeleben werden ſie am Späteſten oder niemals unſere Poeſie des Comforts annehmen. Denn ihre Denkweiſe wird uns niemals dergeſtalt ähnlich werden, daß ſie ihnen eine weichere und behaglichere Tagesexiſtenz wünſchenswerth

oder nöthig machte. Sie ſind weniger weichlich und bleiben Leute des Marktes. Sie ertragen viel leichter ſchlechtes Wetter, und haben ein viel milderes Klima. Die mäßige Winterkälte dauert nur vier Wochen im nördlichen Theile, und gegen den Regen ſind ſie viel abgehärteter als wir. Wie man denn überhaupt, vielleicht in Folge des ſtets luftigen Lebens, durch alle Provinzen ſtrotzende Geſundheit und wohlgebildete Menſchen findet. Der deutſche Reiſende harrt umſonſt auf bequeme Diligencen. Seine Klage über ſchlechten und engen Sitz iſt dem Franzoſen total unverſtändlich. Daß zwanzig Perſonen oben und unten in einer Diligence Raum finden, die bei uns nur zehn Perſonen faßte, mon Dieu, das findet er ganz in der Ordnung. Nicht blos weil er Demokrat, ſondern weil er Franzoſe iſt, zeigt er ſich keinen Augenblick beengt von dem Zudrange grober Blouſen, dicker Weiberröcke, er braucht nur vier Hände breit Platz und ein leidlich Franzöſiſch zur Converſation. In den Dampfböten, ſelbſt in den ſchlechteſten auf der Loire findet er Feenpaläſte. Ich habe ſie ſchaarenweiſe in Valence zuſtrömen ſehen, blos um den Sirius, ein neues Rhone-Boot zu betrachten und anzuſtaunen, und dieſer Sirius war ſchmal und unbequem gegen das einfachſte Rheinboot. Vielleicht nur einigen Putz in Schnörkeln und Spiegeln hatte er in der Kajüte voraus, denn alles Glas iſt in Frankreich unvergleichlich ſchöner und wohlfeiler als bei uns. Aller Comfort des Deckes — aisance iſt der franzöſiſche Begriff — war in der Kindheit. Der Franzoſe reiſet nicht um zu ſehen, alle Diligencen ſind immer wohlfeil und voll, aber der Reiſende, der blos das Land ſehen will, iſt darin eine große Seltenheit. Solches Reiſen iſt germaniſcher Charakterzug.

Der Rhone und die Seine ſehen am Erſten noch Franzoſen, die aus ſolcher leeren Abſicht kommen. Die Seine macht es den Pariſer Hunderttauſenden ſo leicht, und iſt der Weg nach England. Das Verdeck der Seine-Böte iſt immer von Engländern bedeckt.

Zögernd entfernt ſich die Seine von Paris, ſie wendet ſich in Schlangenwindungen immer wieder dahin zurück, und man ſchifft ſich deshalb erſt in St. Germain ein.

In Mantes beginnen ſchon die gothiſchen Kirchen, dieſer Adel der Normandie, und allmälig erſcheinen die kleinen Hügelzüge, deren nacktes Geſtein die Franzoſen mit Staunen erfüllt über Aridität. Es geht bei Andely vorüber, dem Geburtsorte der Corneille, die Gegend füllt ſich bei Elboeuf und häuft ſich von einem Ufer zum Andern, bis am Abende Rouen erſcheint, gethürmt auf den Lehnen und Bergen des rechten Ufers, weit hinüberſehend von ſeinem Catharinenberge in die abgeflachte ſüdliche Normandie. Pierre Corneille ſteht auf der Brücke, ſteht in der salle des pas perdus des Juſtizpalaſtes, Boieldieu ſitzt auf der Promenade, die an dem ſchönen Flußquai hinführt. Vertieft man ſich hier in die alte Stadt, unter die hohen Häuſer von Fachwerk erbaut, ſo kann man ſich allerdings in eine Stadt Süddeutſchlands verſetzt glauben, und alle die Aehnlichkeit im Rechtsſinne und Rechtsgange und Sitte kommt ins Gedächtniß, welche Venedey für ſeine „Reiſe und Raſttage in der Normandie“ ſorgſam zuſammengetragen hat. In einer engen Straße Rouens war's, wo ich einen öffentlichen Ausrufer das Todesurtheil von Barbès ableſen hörte. Alte normanniſche Weiber umringten ihn, und horchten andächtig, und eine von ihnen wickelte einen Sou aus ihrer Taſche, um ſich dieſe Lecture zu kaufen, wie man ſich bei uns eine Geſchichte der Heymonskinder kauft, oder „Ganz neue Lieder, gedruckt in dieſem Jahr“. Wie nimmt ſich die Politik aus in einer dunklen Provinzſtraße, wo Alles ſtill und erſtaunt ausſieht, wie in Deutſchland! Eine politiſche That in Paris, wie leicht, wie uebenher, wie vorübergleitend entſteht ſie — wie ungeheuer, wie dauernd in der Provinz. Das vergoſſene Blut überſieht man in den Pariſer Journalen, da iſt's eine Neuigkeit des Tages unter hundert anderen; ſo, für einen Sou verkauft an die ſtille Familie, zur Lecture für ein Menſchenleben, wie wird es da roth und bedenklich. Die conſequenteſten Menſchen des Staates kamen auch in Frankreich meiſt aus der Provinz, der Pariſer arbeitet nicht mehr für die Dauer, denn er glaubt nicht mehr an ſie. Heinrich IV., Richelieu, Corneille, die Girondiſten, Robespierre, Napoleon waren aus der Provinz. Die

raſche Genialität, die Desmoulins, Danton, Mirabeau waren aus Paris. Zu Rouen im Hotel de Ville ſieht man eine Büſte Mirabeau's, ſchlecht, treu, von Blattern zerriſſen, mit eingeſetzten funkelnden kleinen Augen, mit dem breit gequetſchten Antlitze des gewaltigen Menſchen. Vor ihr wird man erſchreckend einer Brutalität des Mannes inne, die ſo groß iſt, daß man das Genie überſehen und den Mann haſſen und verabſcheuen kann, wie ein Feind der Revolution haßt und verabſcheut. Man wendet ſich kopfſchüttelnd ab, fühlend, daß man vor ſolchem Bilde den großen Thaten des Mannes Unrecht giebt, fühlend, daß alles Gewaltige dicht neben dem Rohen wohnt, daß alle Kraft Zwillinge im Schooße trägt, das Verbrechen und die heroiſche That.

Die Kirchenwunder Rouens dagegen wiegen in Himmelsträume. Gelingt es auch nimmer, den Himmel herabzuziehen, Himmliſches gleitet in die Hand deſſen und aus der Hand deſſen, der die Vorſtellung eines Himmels in ſeinem Herzen pflegt. Die Kathedrale und St. Ouen ziehen lange mit uns auf der Seine weiter, und flüſtern mit der ewigen Meeresfluth, die ſeit Jahrtauſenden heraufſteigt bis Rouen.

Die Seine wird voller, die Berge treten weiter und weicher zurück, Zeugniſſe alter Baronenſitze werden häufiger, der wüſte Schloßplatz Robert des Teufels erſcheint, der Platz wenigſtens, wo einſt ein Schloß geweſen ſein könnte, und ſo wie man Jancarvilles anſichtig wird, des alten normanniſchen Kanzlerſchloſſes, da reißt das Land bei Villeboeuf ſich weit auseinander, das Meer hereinlaſſend frank und frei, den Horizont öffnend in die weite Waſſerwüſte. Man ſieht ein Ende Frankreichs; rechts den ſpitzen Thurm von Harfleur, hinter welchem ſich der Havre verbirgt, links den von Honfleur mit den übereinander aufſteigenden Häuſern der Fiſcher- und Schifferſtadt. Das Schiff beginnt zu wogen, die Menſchen ſinken, und meiſt traurigen Sinnes kommen ſie am dicken Thurme Königs Franz vorüber, des Vaters vom Havre, das er Françoisville benannt hatte, traurigen Sinnes betrachten ſie zuerſt die reizloſe Stadt der Canäle, die Schiffe auf Schlamm,

von der Ebbe gepeinigt, der Fluth harrend, traurigen Sinnes die einförmigen Waarenſpeicher, die langſam niederfallenden Canalbrücken.

19.

Wenn man die alte Feſtungsbrücke des Havre überſchreitet, ſo hat man den Havre hinter ſich, iſt aber noch in der Stadt. Ingouville heißt dieſer damit verwachſene Ort, und er ſteigt in Landhäuſern die hohe Berglehne hinauf, welche das Seine-Thal vor den Nordwinden ſchützt. Ingouville heißt der Luxus, will ſagen die Poeſie des Havrer Kaufherrn. Hier liegt ihm die Villa, hier gedeihen ihm die Kinder, hier kehrt er des Abends ein, und ſieht die Sonne untergehen im Meere. Er ſieht Havre und die breite Seine-Mündung unter ſich, der Beſitz liegt ihm ruhig zu Füßen, und ſeine Hoffnung erſcheint am Horizonte, das erwartete Schiff, das von Amerika kommt. Wie viel Harrende ſteigen auf die Côte von Ingouville hinauf, um weiter ſehen zu können, als unten von der Jetée, von der Hafenſpitze, die vom Meere gepeitſcht wird.

Hier oben ſuchte ich mit einem Landsmanne, ach es war ein Flüchtling, einen jener normänniſchen Baumgärten, wo man ſich in die Heimat verſetzt glauben kann, wo das Haus germaniſchen Stiles mitten unter Obſtbäumen liegt, wo die Normannin ſaure Milch zu ſchätzen und zu bieten weiß, wie mitten in Sachſen. Wie gern täuſcht ſich ein Flüchtling in die Heimat zurück, wie ſucht er die Höhen und Ausſichten, auch wenn ſie abwärts ſehen von der Heimat, nach Weſten hin, ins unabſehbare Weltmeer. Wunderlich, daß unter dieſen armen Leuten kein Poet ſich hervorthut! Ihr Athem ſelbſt iſt die Sehnſucht, der Schmerz iſt ihr ewiger Gaſtfreund, die Geliebte, das Glück, jene Heimat, die

das Alles ist, sie liegt nicht weit, und ist nicht zu erreichen, und der Regenbogen der Entfernung verschönert sie unaufhörlich!

Die Felsenküsten der Nordsee hatte ich umsonst gesucht bis jetzt, die holländische Küste vom Haag bis Ostende herauf zeigt nur Dünen, von der Normandie hatte man mir die schroffen Meerfelsen mit Sicherheit versprochen. Bei Havre zeigen sich steinige Hügel, aber das Gestein ist von jenem weißlichen Sande, dem man nicht die Felsenfestigkeit zutraut, es ist Gestein, das nicht den Eindruck zerschmetternd harter, schauerlicher, ewiger Felsen macht. Die Brandung und der Widerstand sehen nicht aus wie Pairs, wie gleich-gewaltige Kräfte, man denkt an eine Schonung, an eine Friedensmilde von Seiten des Meeres. Und wenn der elementarische Eindruck durch Nuancen abgeschwächt wird zu einer scheinbaren Uebereinkunft, so verliert er seine poetische Macht.

Man wies mich weiter hinein in die obere Normandie, an das Gestade von Etretat, von Fécamp, von St. Valery. — Wir halten gern die Franzosen für abgefeimt der deutschen Ehrlichkeit gegenüber, für unzuverlässig, für unsolid; Treu und Glauben erwarten wir gar nicht, wir halten dies für ein deutsches Vorrecht. Dieses Grundwasser, unerläßlich für das Bestehen irgend einer Gesellschaft, es bewässert die französische Welt wie die unsrige, es trägt nur andere Farbe. Paris, wo das Leben ein ununterbrochener Krieg, hat Manchen verleitet, überall in Frankreich Raffinirtheit, Lug und Trug zu sehen. Selbst Paris ist tief unten ernährt von jenem Grundwasser der Ehrlichkeit, man findet im Innersten die bravste Welt, und muß sie nicht verantwortlich machen für das fliegende Kriegsheer der Straßen und Spelunken. Der französische Grundschlag ist viel gutmüthiger, als die scharfe Lebenssitte, die frivole Redegewohnheit ihn erscheinen läßt. Nirgends sieht man raschere Gaben für Bedürftigkeit, offenere Herzen für Mitleid als in den Provinzen Frankreichs. Besonders im Süden wird viel gebettelt, aber auch unaufhörlich gespendet, und besonders von der Mittelclasse gespendet. Nicht wahr? bin ich in der Gascogne

wie im Dauphiné gefragt worden, die Deutſchen ſind bons enfants wie wir? Was liegt nicht Alles in der Frage! Wie viel Beſchämendes für unſeren Stolz der Ehrlichkeits-, der Gutmüthigkeits-Prärogative!

Die Eckenſteher beſonders in den franzöſiſchen Städten, commissionnaires genannt, ſind nach deutſchem Ausdrucke ein kreuzbraver Schlag. Von vornherein würde man es dieſem luftigen Gewerbe am wenigſten zutrauen, aber ſie ſind in Paris ſo ehrlich wie im Havre, wie in Bordeaux, wie in Grenoble. Ich griff den erſten beſten im Havre auf, um mir ein Cabriolet zur Reiſe ins Land aufzuſuchen. Wir fanden erſt eines, weit abgelegen vom Havre, in Ingouville. Aber der Beſitzer des Gaules hatte keinen Kutſcher. Er kannte den Eckenſteher gar nicht, er ſah nur einen Augenblick von ſeiner Arbeit auf nach ihm hin, um ihn zu fragen, ob er das Land kenne, und vertraute ihm ohne ein weiteres Wort die Equipage. Sie rollte fort, er wußte von mir nichts, von dem verwegen ausſchauenden Blouſenkutſcher nichts, aber er arbeitete ohne Arg weiter.

Der Weg ging über Berg und Thal, durch Buchenwälder oder unter Obſtbäumen dahin. Der Apfel, aus welchem ſie den Cider preſſen, iſt der Liebling des Normannen. Aber ein verführeriſches Getränk iſt der normänniſche Cider nicht, ſauer, wenn er rein, weichlich, wenn er mit Birnenmoſt vermiſcht iſt. In Paris trinkt man ihn am beſten, wie Alles in Paris erſt verfeinert wird. Das Land iſt ſeit dem Sturze der Seigneurs in viele kleine Beſitzthümer vertheilt, und erinnert dadurch oft an Altenburg. Dieſer Revolutionsgang iſt überall in Frankreich da am conſequenteſten durchgeführt, wo ſtarke Völkerſchaften die fruchtbarſten Grenzprovinzen bewohnen. Im ſchönen Dauphiné iſt's desgleichen. Die Provinzen der Mitte und der Fläche haben noch reichlicher ihre großen Herrſchaften. Jene Vertheilung des Eigenthums hat den imponirenden Mittelſtand begabt, der die Diligencen dergeſtalt bevölkert, daß es uns Deutſche erſtaunen macht, der die demokratiſche Gedankenwelt dergeſtalt ſtützt, daß eine Aenderung

von dieſer Seite ab wie unmöglich ausſieht. Heinrich IV. ſiegte mit der kriegeriſchen Gentilhommerie, wie Napoleon mit dem kriegeriſchen Volke. Von jenem iſt den Bourbons ein Seigneurſinn geblieben, der ſie in Frankreich vernichtet hat. Die Poeſie, welche unſeren Gewohnheiten nach damit verbunden, kann ſich auf dieſem Wege für lange Zukunft hin nicht mehr aufbauen. Frankreich iſt in dieſem Punkte ſo gründlich proſaiſch, wie jede von Grund aus neubegonnene und ins Breitere angelegte Welt. Die Höhenpunkte, welche den Reiz der Poeſie bilden, ſind anderswo zu ſuchen. Kein Menſch kann noch ſagen, wo? Das thut die Geſchichte ſelbſt, indem ſie abſtracte Ideen auf unerwartete Weiſe verkörpert.

Uebrigens iſt es ein deutſches Vorurtheil, daß die großen Beſitzthümer im demokratiſchen Frankreich fehlten. Das Land iſt ſehr groß und reich, ſie ſind viel zahlreicher und größer als bei uns, und man wird in Paris und in der Provinz in dieſem Betrachte gar oft an Oeſterreich erinnert, das im ganz entgegengeſetzten Regierungsprincipe die großen Beſitzthümer erhalten hat. Oder meint man, daß im blitzenden Paris nur die Fremden große Hotels, Caroſſen und Dienerſchaft hielten, und die tauſend Magazine des theuren Luxus möglich machten? Sie ſind nur eine Beiſteuer, und die großen Städte der Provinz, die alten Hauptſtädte kleiner Königreiche, die Bordeaux, Marſeille, Lyon, ſie kennen nicht einmal dieſe Beiſteuer, und ſind nicht weniger verſehen mit Luxusläden und maſſenhaften Kaufhallen.

Ein reinliches Städtchen der Normandie nach dem anderen blieb am Wege, das hügelige Land fiel zum letzten Male raſch hinunter nach dem Meere, und in ſteiniger Bucht lag Etretat vor uns, wo die See-Maler zahlreich einſprechen, die Schüler Gudin's und Poittevin's, wo die rothbemützten, ſtarkgliedrigen Meerfiſcher der Normandie wohnen, die ruhigen Feinde des Hummer und des Turbot. Die Sonne neigte ſich eben auf den Meeresſpiegel, und ſie kehrten heim von der Jagd, den Weibern Scherze zurufend, die ihrer am Geſtade warteten. Es begann das tägliche Abend-

geſchäft: die Fiſche wurden in Körbe gepackt, auf Wagen geladen und mit Courierpferden nach Paris geſchickt, den nächſten Abend ſchon ſpeiſt man ſie beim Pariſer Reſtaurant.

Ja, das Geſtein an der Brandung iſt hier kühner und höher, es bildet manche ſeltſame Form, aber es iſt von demſelben groben Sandkorne, und der romantiſche Felſeneindruck, der Eindruck ewiger Macht wohnt nicht darin. Ich bin ſpäter hinabgegangen am Ufer des Oceans bis in den ſpaniſchen Winkel, das Felſenufer unſerer Romane iſt nicht zu finden. Oft verſumpft die Küſte ganz, und auch bei La Rochelle iſt ſie flach. Bei Biarritz vermißt man es nicht, weil die dunkle Färbung des Südens den Gedanken ablenkt vom Material. Erſt unten im mittelländiſchen Meere entdeckt man hie und da das lang geſuchte Felſengeſtade. Die Hesperiden, Majorka, Minorka und wie ſie weiter heißen, wehren ſich blauen Granites gegen das Meer, und nach der italieniſchen Seite hin ſtrecken die See-Alpen granitene Mauern, echte ewige Mauern, der Brandung entgegen.

Aber man reitet übrigens gar anmuthig dahin auf der meiſt hohen Küſte dieſer oberen Normandie, durch Buchenwälder, über Wieſen, an baumreichen Ortſchaften vorbei. Man hatte mich auf einen dieſer normanniſchen Hengſte geſetzt, die ſo glänzend von Haut, ſo ſtark von Gliedern und Knochen ſind, alte Schlachtroſſe und ſtattliche Maſſen auf den franzöſiſchen Bildern. Die alte reine Race wird immer ſeltener, wenn auch ein ähnlicher Schlag alle Diligencen des nördlichen Frankreich verſieht. Auf einem gleichen Gaule trabte der normanniſche Wegweiſer hinter mir. Wir wollten Fécamp noch erreichen vor Ankunft des Poſtwagens; aber das war nicht leicht. Der Normand muß eine wunderbare Milz beſitzen, um dem energiſchen Trabe ſeines Gaules ſich hinzugeben. Der ſchleſiſche Ausdruck ſagt: es fielen mir all' meine Sünden ein auf dieſem Ritterroſſe. Und die Juli-Nacht fiel ſchwarz herunter auf Meer und Küſte; Gewitter donnerten von allen Seiten, die Blitze erleuchteten Anfangs noch das Meer, das unter den Abhängen lärmte, dann wurden ſie dick und blau und

blendeten nur, dann praſſelten Platzregen herab, der Gaul glitſchte vom ſchmalen Wege, der Leuchtthurm von Fécamp erſchien noch immer nicht, die Verſtändlichung mit dem alten Knappen und ſeinem Meerpatois war ſo ſchwer, und doch mußte die ſchmale Wegſchlucht gefunden werden, welche von der hohen Côte hinabführt in den Hafenwinkel von Fécamp!

Es giebt in Frankreich kein ſchrecklicher Wort, als das Wort des Conducteurs „der Wagen iſt voll!“ Denn man beladet ihn bis an die Wolken, aber man kennt den lieblichen Ausdruck Deutſchlands, den Ausdruck „Beichaiſe“ nirgends, der Harrende muß harren, ob der nächſte Conducteur dasſelbe Donnerwort herabruft. Schrecklich iſt indeſſen jenes Wort nur für den Fremden, der Franzoſe ſagt „diable“ und beſcheidet ſich, er ſchlägt die Zeit auffallend niedrig an. Die Gaſthof-Preiſe ſind überall gleich in Frankreich, ſie ſind beinahe feſt, werden in zwei Worten vorausbedungen, und ſchwanken nur um einige Sou's auf und nieder. Frankreich iſt das Land der Gleichheit. Darin ſieht alſo der Franzoſe keinen Unterſchied, ob er hier, oder dort bleibe, und den Zeitverluſt achtet er nicht in der Provinz. Selbſt in Paris, wo die Zeit ſo theuer, zeigt man ſich nie beeilt, zeigt immer Muße, jene gleichgültige, für den Deutſchen langweilige Converſation zu machen. Und dieſe Franzoſen, denen die Zeit ſo wenig, ſie hoffen jemals den zeitkargen präciſen Engländer im Geſchäft einzuholen? Dieſen ewig gehaßten ſtummen Rival? Eben ſo wenig wird aber auch dieſen zeitloſen Franzoſen der Sinn für gewiſſe Größe und Schönheit entweichen, für Dinge, die außer den Fragen der Nützlichkeit und der Stunde ruhen; ſie werden ihrem Naturell nach immer über den Grundſätzen ſtehen, die ſie ausſprechen, ſie werden immer genialer ſein und liebenswürdiger als ihre Journale.

Nach Dieppe hinab breitet ſich das Land mehr in Getreidefelder, und rafft ſich erſt wieder zu maleriſcher Begrenzung in dem Thale von Dieppe ſelbſt. Dieſe normänniſchen Seeſtädte ſtehen alle am Ausgange einer Thalſchlucht, in welcher zumeiſt ein Flüßchen daher geeilt kommt nach der See. Von Arques

kommt es hier herunter, dem Orte, wo Heinrich IV., eine Stunde von Dieppe, ſeine erſte Schlacht gewann. Dieppe iſt gar hübſch, beſonders ſo lange man Boulogne, die Königin dieſer Nordſeebäder, noch nicht geſehen hat, die einzige Stadt, welche die Engländer immer noch beſitzen in Frankreich. Dieppe hat eine ſo ſaubere Einheit an der Meerfläche hin, vor der es in aller Breite, ganz überſehbar zurücktritt, es hat dieſe ſaubere Einheit in den gleichmäßig hübſchen, bürgerlich hübſchen Häuſern, deren Gleichmäßigkeit von einem engliſchen Bombardement ſtammt. Ferner drängen ſich die benachbarten Küſten nirgends vor, der Meerblick iſt frei und unbeſchränkt, und rückwärts von den Schluchthöhen ſieht man tief in das baumgrüne Thal des Flüßchens hinein. Links am Ausgange des Thales und Dieppes ſieht ſchwarz und barock verdrießlich ein altes Schloß aufs Meer, und rechts auf dem höheren Vorgebirge liegt ebenſo verdrießlich eine Kanone, offenbar mehr zur Ruhebank denn zum Schießen beſtimmt. Dieppe hat überall ſo etwas vom haut goût angegangenen Wildfleiſches, das für den Gourmand von Städten anlockend iſt. Einſt eine ſtolzeſte Seeſtadt, deren Flagge vor Gama noch die Fahrt um Afrika ſuchte, deren Schiffer Quebeck bauten, iſt es durch den Havre jetzt erdrückt, und durch das epidemiſche Uebel der franzöſiſchen Weſtküſte auf das Krankenbette geſtreckt. Das Meer nämlich liebt Frankreich nicht, und verſandet ihm die Küſten, die Häfen, die Flüſſe. Dieppe iſt davon ſchwer heimgeſucht, und der breite Seine-Ausfluß zwiſchen Harfleur und Honfleur leidet eben davon empfindlich.

Dann iſt die Herzogin von Berry vertrieben, die für Dieppes Saiſon mit großer Vorliebe ſorgte — all' das hängt eine romantiſch traurige Stimmung über Dieppe, und man iſt ganz paſſend geſtimmt, einen der Coucous zu beſteigen, und über die getreidebedeckten Plateaus nach dem Städtchen Eu zu fahren, bei welchem das uralte Normannenſchloß Eu gelegen iſt. Hier iſt die Normandie im Norden zu Ende, jenſeits des Flüßchens Bresle, das Eu bewäſſert, ſtreckt ſich die ebenere Picardie hinab über Abbeville

und Boulogne, über Amiens und Peronne und St. Quentin hinüber gen Laon und Rethel. Noch hinter ihr liegen nördlich die kleinen Grenzprovinzen, der Kriegsmantel zwischen Frankreich und dem Niederlande, der so spät völlig an Frankreich kam, Artois mit Robespierre's Vaterstadt Arras, und Hainault, das französische Flandern mit Cambray und Lille, Waizenfelder so weit das Auge reicht, und so weit es nicht von Festungen unterbrochen wird.

Umsonst sucht man in der Nähe des Städtchens ein Felsen- oder Bergschloß Eu. Bescheiden im Bresle-Thale, in einem weichen Wiesengrunde liegt Château d'Eu, durch einen Park wunderschöner Bäume gedeckt gegen den Meerwind. Von rothen Steinen im italienischen Geschmacke erbaut, nicht hoch, sondern weich und überall jetzt fertig und wohnlich gemacht, gleicht es mehr einer stolzen Villa als einem alten Normannenschlosse. Von den Zimmern des ersten Stockes und freier noch von der Terrasse des Daches sieht man hinter dem Baumparke das Wiesenthal der Bresle eine halbe Stunde lang sich hinabschlängeln ans Meer bis zu dem uralten Hafenorte Tréport. Dort endigt das Land und zwischen zwei weichen Vorgebirgen dehnt sich eingerahmt über Tréport das Meer.

Das alte zerstörte Schloß Eu, von den alten Chroniken Ou genannt und abseits gelegen, ist überbaut. Rollo selbst hatte es gegründet, es war in der wilden Kriegszeit oft zerstört und wieder aufgebaut worden, es war an die Lusignan, an den schönen Fabliau-Namen gelangt, der die Zeiten der lateinischen Kaiserkrone zurückruft, es war in den Besitz der Brienne, der Artois, der St. Pol gekommen, und unter einem St. Pol ging es als altes Normannenschloß für immer zu Grunde. Dem erbarmungslosen elften Louis ward St. Pol der Treulosigkeit verdächtig, und er ließ Stadt und Schloß in Flammen werfen am 18. Juli 1475. Die Grafen von Clèves und Nevers bauten es unter König Franz in neuem, friedlicherem Stile auf. Eine Catherine de Clèves war's, die der sterbende Gemal ans Bett rief, und zu der er folgende Worte sprach: „Du bist jung und schön, Du sollst wieder

heiraten. Ich laſſe Dir die Wahl unter allen Partien des Reiches, nur einen einzigen Mann nehme ich aus, es iſt der einzige, den ich von Herzen haſſe, ihn als Herrn auf meinen Gütern zu ſehen, würde mich im Grabe ſchmerzen, dieſer einzige iſt der Herzog von Guiſe".

Und Catharina von Clèves war's, die den eigenſinnigen Frauen-Charakteren des Theaters ſo ſchreiend Recht gab: von allen Partien des Reiches erwählte ſie den Herzog von Guiſe. Ach, ſeufzten die Damen jener Zeit, er iſt unwiderſtehlich! Und ſie heiratete ihn, obwol Guiſe eine Andere liebte, die Margarethe von Valois, die Schweſter Carls IX. Der König haßte dieſe Neigung, weil er die Guiſen haßte, er gebot ſeiner Schweſter, den Bearner Heinrich zu heiraten. Sie ſträubte ſich. Da gebot er Latour Gondy, folgenden Tages auf der Jagd den Guiſe zu ermorden. Guiſe erfuhr's am Abende, und erzählte es ſeiner Mutter. Was iſt zu thun? — Du mußt noch dieſe Nacht Dich verheiraten, erwiderte ſie, ich werde Dir ſogleich eine Frau ſuchen. — Und ſie ging zu Catharinen, und Catharina ſagte nicht Nein, und in derſelben Nacht, innerhalb vier Stunden, war ſie Witwe, Braut, Frau und hoffnungsvolle Mutter.

So kam Schloß Eu an die Guiſen, an das große Geſchlecht, welches die kleinen Valois in Schatten und Noth ſtellte, welches mit Catharina von Medicis ſich in die Geſchichte Frankreichs theilt ſeit dem Tode des Königs Franz.

Nach deren Sturze kam es an den Herzog von Maine und dann an das Haus Orleans, deſſen heutiges Haupt es vollkommen hergeſtellt und zu einem reizenden Wohnhauſe gemacht hat. Es trägt jetzt den Stempel einfacher, behaglicher Bürgerlichkeit, aber dieſer Stempel ruht auf Frankreichs großer Perſonengeſchichte. Schloß Eu iſt die Porträtgallerie aller merkwürdigen Menſchen, die Frankreich beherrſcht, geziert oder befleckt haben. Diana von Poitiers tritt von der Wand herab, Catharina von Medicis, in voller, ſtarker Lebensgröße ſtellt ein ganzes Zimmer in Schatten, und die Guiſen, dies Titanengeſchlecht Lothringens, bevölkern allein den großen Saal des Schloßes, genannt der Guiſenſaal.

Unter den hundertjährigen Bäumen des Parkes, von deſſen Abhange der Blick ſo ſanft hinabgleitet nach Tréport und dem Meere, unter dieſen Platanen und bemoosten Buchen haben ſie mit den Ligueurs geſeſſen und ihre hochverrätheriſchen Pläne geſchmiedet.

20.

Der Sohn Königs Franz, Heinrich II. war nicht groß genug die neuangelegte Staatswelt ſelbſtſtändig weiter zu bauen, und nicht klein genug, ſie liegen zu laſſen. Er trat in die Gleiſe des Vaters, ohne vom Zauber einer neuen Macht und Perſönlichkeit unterſtützt zu ſein; ſo erbte er alle ſchwere Conſequenz und gewann ſelten einen Vortheil neuer Herrſch-Erfindung. Der nothwendige Krieg gegen die ſpaniſche Macht, der ſeine ganze Regierung erfüllte, und der ganz wie das Geſchick ſeines Vaters glücklich begann, ſchlug wie Sündfluth über ihm und Frankreich zuſammen. Die wilden Niederlagen von St. Quentin und Gravelingen riſſen den Schimmer eines neuen Genius vom Haupte der Valois, die Mächtigen der Nation ſahen und zeigten, daß ſie nicht überflüſſig, daß ſie nöthig ſeien, daß ein despotiſches Königshaus nicht ausreiche zum Schutze Frankreichs. So kam die Vorſtellung und Idee der Macht wieder an die Gentilhommes, und die Parteien, welche immer beſtehen, fanden ihre Häupter. Der Gedanke eines abſoluten Königthumes ging damit nicht unter, aber er ward aus den Händen der Valois geriſſen, die Prätendenten der Krone, die Guiſen, trugen ihn eben ſo verwegen im Sinne, und um an die Reihe zu kommen, ſetzten ſie alle die Hebel in Bewegung, durch welche die franzöſiſche Revolution bis ins Detail vorgebildet worden iſt. Dieſe Revolution, von den mächtigen Herrſchern Henri IV., Richelieu, Louis XIV. niedergehalten und dadurch ausgebildet,

iſt keineswegs ein Meteor, urplötzlich vom Himmel geſtürzt, ſondern ſie iſt ein ganz organiſches Ergebniß der modernen Geſchichte Frankreichs. Die Ligueuzeit unter den kleinen Valois iſt ihr vollſtändiges Vorſpiel, ihr ſo treues Spiegelbild, daß man ſie 1789 mit Veränderung der Stichworte copirt zu ſehen glaubt; ja nicht nur der Geiſt und Scherz, nicht nur das Hilfsmittel und Werkzeug wiederholt ſich wörtlich, ſondern der ganze Franzos iſt ganz derſelbe als Ligueur wie als Jacobiner So wird das abſolute Königthum Frankreichs eine unverkennbare Tragödie der letzten Jahrhunderte: die Bewegung und Verwirrung tritt mit den Söhnen Heinrichs II. ein, unter Heinrich IV. ſammelt ſich das Kunſtwerk zum erſten Male in eine vorübergehende, wohlthuende Ordnung, unter Richelieu wird die Verwickelung von Neuem aufgenommen, unter Ludwig XIV. iſt die volle Höhe des Stückes gewonnen, und nur jene wunderbar tragiſchen Schauer gehen durch die Lüfte, daß dieſer blendende Sonnentag die fürchterlichſten Wetter zuſammenſauge, der Abend Ludwigs iſt ſchon von allgemeinem Wetterleuchten erfüllt, die Wetter bleiben ſtehen unter dem Nachfolger, die menſchliche Schwäche, beſonders nöthig erachtet für den vierten Act, wird aller Zuſchauerwelt unverkennbar, und ein gutmüthiger Mann, ein unbefleckter, Ludwig XVI., übernimmt die todesreife Rolle für den Act der Kataſtrophe, als ob die griechiſche Vorſtellung ganz erfüllt werden ſollte, daß das Opfer zu ſeinem Falle gereinigt und geſchmückt ſein müſſe.

Heinrichs II. Regierung iſt ganz unſcheinbar die erſte Expoſitionsſcene davon. Die erſten Linien ziehen, die Perſonen und Verhältniſſe gruppiren ſich. Der Krieg gegen Spanien war unerläßlich, es umklafterte Frankreich wie ein Rieſe. Denn Spanien ſelbſt war nur der Kopf dieſer ſpaniſchen Macht: es beherrſchte das Mittelmeer, es herrſchte in Neapel und in Mailand, es beſaß die Päſſe des Veltlin, es hatte Piemont und Savoyen unter ſeinem Willen, es war einflußreich in der Provence, die ſo lange dem Guiſenhauſe gehorcht, dem intimen Freunde Spaniens, es beſaß die Franche Comté noch ganz zu eigen, und reichte ſo unmittelbar

den Guiſen in Lothringen die Hand, es ſaß auf dem deutſchen Kaiſerthrone, es ſchloß den ehernen Kreis mit den flandriſchen Provinzen, und ſchickte von dort, um auch das Meer auszufüllen, ſeine Galeeren von Vließingen nach der baskiſchen Küſte hin und her. Als Philipp II., der ſchrecklichſte Nivelleur, noch obenein Maria die Königin von England heiratete, da ſah Frankreich wie erwürgt aus. Wie jauchzten die Seigneurs, denen Gefahr Vergnügen, Krieg Leben war, welche Raum brauchten, die Kriegsſchaar um ſich zu ſammeln, Ruhm und Anſehen und Parteiſinn zu erwerben. Guiſe flog von einem Ende des Reiches zum andern, und überall fehlte der Sieg, wo er nicht war, und überall kam der Sieg, wo ſeine rothe Hutfeder wehte. Calais erſchien ſeit Jahrhunderten wie unnehmbar engliſch Eigenthum, Guiſe ſtürzte darauf und nahm es in acht Tagen. Von dem Augenblicke war er der Gott Frankreichs, und leiſe ſchon erhoben ſich die Geſänge, die unter den folgenden Valois ſo furchtbar anſchwollen: Saul hat tauſend erſchlagen, David aber zehntauſend. Und an den Hohenprieſtern Samuel gegen die Saul-Valois fehlte es bald nicht mehr, die Lotharingier hießen lauter und lauter die Pfeiler der Kirche.

Um den großen Wurf Guiſe's mit Calais zu würdigen, muß man die tiefe Abneigung des Franzoſen gegen den Engländer verſtehen. Sie iſt nicht blos eine politiſche, ſie iſt eine perſönliche. War ihnen der Spaniol nicht damals viel furchtbarer? Jene röthlich ſchimmernden Conturen des Engländers, jener hochblonde Schein des Haares, des Sommerſproſſen-Teints, der Naſenſpitze, der lichten Augenwimper und Brauen, jene Ungeſchicktheit der Bewegungen, jene langen Bewegungen mit Arm und Bein, jenes erfrorene Schweigen des Antlitzes, jene Geduld und kaltblütige Ruhe, das Alles iſt ein ſo perſönlicher Gegenſatz des Franzoſen, daß es ihm ohne irgend einen Gedanken an Politik das Herz in Grimm bewegt. Ein Franzoſe kann die Vortheile der Allianz mit England über Alles hoch ſchätzen, und ſein tiefer Widerwille gegen den Engländer bleibt derſelbe. Ich erinnere mich, daß ein

ſolcher zu meinem Erſchrecken nach ruhigſtem Politiſiren in die Worte ausbrach: Dieſe Leute haben mir mein Lebtage nichts gethan, aber wenn ſie alle der Teufel holt, ſo ſoll's mich herzlich freuen.

Sind wir in Ausgleichung der Antipathien nicht weiter, wie mußte Guiſe mit dem Sturme von Calais auf ein Frankreich wirken, welches ſich allſeitig zurechtlegte für entſchiedenen Haß und entſchiedene Vorliebe!

Heinrich II. mochte ſich in ſeiner nicht genialen Fähigkeit wenden wohin er wollte mit Maßregeln, ſein Schickſal war's, die vorbereitete Kampfeswelt zu befördern. Der Rath gegen die Guiſen, den König Franz ihm auf dem Sterbebette ertheilt, konnte ihm nichts helfen, wie ſehr er deſſen fortwährend eingedenk war, wie finſter er dreinſah, wenn Guiſe vollen Glanzes immer nur mit drei- bis vierhundert Edelleuten ins Palais des Tournelles oder ins Louvre einritt. Gewaltigen Menſchen und großen Ideen läßt ſich nicht ausweichen; hat man nicht Genie, ſie zu überbieten, ſo wird man ihnen unterthan über Kurz oder Lang, trotz aller Klugheit. So nahm ſich Heinrich, der ſonſt mit dem Papſte bündig genug verfuhr, der Kirche königlich an, und gab despotiſch und rund zum erſten Male Edicte gegen den Proteſtantismus. Er blieb nicht mehr ſtehen bei vereinzelten Scheiterhaufen wie bisher, nicht mehr bei Edicten des Parlamentes, er befahl ſelbſt, er kam alſo den Guiſen in einem katholiſchen Nachdrucke zuvor. Was half's? Es riß die Parteien nur um ſo ſchneller zu feſter Geſtalt auseinander, das Chaos der Feindſchaft klärte ſich, und die Schlacht konnte nun offen vor ſich gehen. Die Bourbons, und unter ihnen Louis Condé, ein proteſtantiſcher Guiſe, traten zurück als entſchieden proteſtantiſche Partei. Das Hugenottenthum hatte nun einen Mittelpunkt, und ſammelte ſich darum von allen Seiten des Königreiches. Die Preislieder auf Guiſe hörten nicht auf, und es entſtanden neue auf den kleinen, aber breitſchulterigen, wild-tapferen und lebendigen Condé. Die Hugenotten ſangen von ihm:

Ce petit homme tant joli
Toujours cause et toujours rit,
Et toujours baise sa mignonne,
Dieu garde de mal le petit homme!

Mitten zwiſchen ſolchem Gegenſatze rüttelte ſich das alte Haus der Montmorency in Parteiloſigkeit feſt, eine Stellung einnehmend, die dem Königthume gebührt hätte. Erſt ſpäter entſchied ſich der Connetable für die katholiſche Seite, und ein unerbittlich ernſter Mann, ließ er hängen und ſpießen, und ſprach gelaſſen ſein Paternoſter dazu. Hütet Euch vor Montmorency's Paternoſtern! wurde ein Sprichwort.

Eines nur konnte Heinrich, er konnte den Ausbruch niederhalten, ſo lange er lebte, und die gen Paris vordringenden Spanier halfen ihm noch alle Landeskraft vereinigen. Er hatte noch die Macht, den cambreſiſchen Frieden zu ſchließen, der Frankreich tief niederdrückte, ihn zu ſchließen, ohne daß eine Partei ihn offen deshalb zu beſchimpfen wagte. Aber er konnte nicht hindern, daß Guiſe, ſchon genannt der große Capitän, ihm ins Angeſicht die Bemerkung warf: Beſäße ich nur noch das kleinſte Neſt des Königreiches, ich unterſchriebe ſolchen Frieden nicht!

Am Hofe ſelbſt war ein tief geſpaltenes Leben, das er mit Anſtrengung zuſammenhalten mußte. Catharina von Medicis, die Königin, hatte ſechsundzwanzig Jahre neben ihm gelebt und ihm zehn Kinder geboren, darunter fünf Söhne. Vier Söhne wuchſen geſund auf, und die Dauer des Königshauſes ſchien über allen Zweifel erhaben. Niemand ahnte, daß binnen dreißig Jahren drei regiert haben, alle vier geſtorben ſein würden, daß binnen dreißig Jahren das Haus Königs Franz keinen männlichen Erben mehr haben könnte! Wie fruchtbar dieſe Ehe zwiſchen Heinrich und Catharina, ſo innerlich vergiftet war ſie doch geweſen durch Heinrichs Leidenſchaft für Diana. Er erhob ſie zur Herzogin von Valentinois, er verweigerte ihr keine Einmiſchung, kein Parteimachen, er gab ihr Recht in den Hofſtreitigkeiten, in den Zänkereien des Hauſes, ſie war die Königin durch Liebe. In der Touraine

iſt ein intereſſantes Monument dieſer Neigung übrig, und zwar theilweiſe noch eben ſo übrig, wie es Heinrich und Diana nach der letzten Nacht verlaſſen haben. Dies iſt Schloß Chenonceau, einige Stunden ſüdlich von Amboiſe im lieblichen Thale des Cher, über den Cher ſelbſt geſpannt wie eine Brücke, ein Brückenſchloß oder eine Schloßbrücke. Die Liebhaber jenes Renaiſſance-Geſchmackes können hier alle Haus- und Zimmer-Einrichtung der Renaiſſance im Detail betrachten, ſie iſt unberührt, der jetzige Beſitzer hat ſich in den Uferflügel des Schloſſes zurückgezogen, und jedem Fremden ſteht dieſe Favorit-Wohnung zur Anſicht offen. Chenonceau liegt nur einige Meilen weſtlich entfernt von Chambord, ſüdlich von der Loire, aber die einförmige Sologne iſt hier erſetzt durch den reichſten Typus der Touraine. Von Amboiſe an der Loire aufwärts ſteigt der Weg in die Waldberge des Amboiſer Königsforſtes, und rollt dann ſanft hinab in das breite, üppige Becken des Cher-Landes, das Herz der Touraine. Wieſen wie von grünem Sammt, von Eſeln und Pferden beweidet, Acker ſchwarz und klar, ein Ideal des Oekonomen, Ortſchaften weiß und rein, Weinberge voll und geſegnet, Bäume ſchlank und reich, Menſchen ſanft und fröhlich, umgeben den Fluß, der grün und munter rauſcht, ein Cher chéri des Landes. Sanfte, abweichende Hügelzüge mit Buchen und Eichen ſchließen dieſe Pouſſin'ſche Landſchaft, in deren Mitte Chenonceau, ein Schloß, ein Park mitten im Parke einer ganzen Provinz. Die Façade des Schloſſes ſtützt ſich auf das rechte Ufer des Cher, die lange Flanke ſpannt ſich über den Fluß, der rauſchend durch die Grundbogen eines Saales hindurchſtrömt. Man ſpeiſt in dieſem Bilderſaale franzöſiſcher Geſchichte juſt über der Mitte des Stromes wie in einem Schiffe, und ſieht aufwärts und abwärts die kräuſelnde Welle des Cher und deſſen Ufer. Die Zimmer, welche Heinrich und Diana bewohnt, ſind ebenfalls noch über dem Waſſer, nur dem Façaden-Ufer näher. Beim erſten Erwachen ſahen ſie aus dem Bette in die Waſſerlandſchaft hinaus, und dies kleine lauſchige Zimmer übt heute noch ſeinen Liebesreiz, und erwartet allabend-

lich die Jagdhörner zu hören und Diana mit dem Könige eintreten zu sehen. Die Bilder Dianas zeigen nicht eine üppige Fleischesgestalt, wie der deutsche Dichter sie Dianen giebt. Solcher Reiz war Catharinens. Dianas Kopf hat den Ausdruck feiner, kleiner, zarter oder schalkhafter Empfindungen, es ist ein Spiel des Geistes, das unter diesen Augenwimpern hervorlauscht. Die Nase ist lang, der Mund desgleichen, aber das verstohlene Leben der Züge ist anziehend. Dies hilft es erklären, daß eine zwanzig Jahre ältere Frau bis nahe an ihr sechzigstes Jahr den König fesseln konnte, ohne Unterbrechung fesseln konnte. Man weiß es nicht genau, aber wahrscheinlich ist sie schon 1500, also neunzehn Jahre vor Heinrich geboren. Ihr Charakter scheint dagegen einzelnen Theilen von dem Bilde zu entsprechen, das bei uns über Catharina gang und gebe ist. Diana war leidenschaftlich und jach, intolerant und durchgreifend. Ihr gebührt alle Last wilder Feindschaft gegen den Protestantismus, die man bei uns auf Catharina wälzt. Catharina war ein tausendfach bedingter, tausendfach nuancirter Charakter, ein Charakter der Bildung, die selten, äußerst selten ein unmittelbares Zeichen italienisch heißen Blutes zuläßt, sie war ein Novellen-Charakter, ein Charakter des Ueberganges, der Vermittelung, der Diplomatie, kurz ein ganz anderer als unsere Geschichtschreibung vom Ungeheuer Catharina von Medicis fratzenhaft hinmalt. So lange Heinrich II. lebt, bleibt sie im Hintergrunde, selbst unter ihrem ersten Königssohne Franz, der blos zwei Jahre als König lebt, tritt sie nur leise hervor. Mit Carl IX. erst, wo sie zu Anfang legitime Regentin, tritt sie entschieden auf, und von da an leitet sie achtundzwanzig Jahre die innersten Fäden französischer Welt. Nur möge man nie vergessen, daß ihre Söhne launische, reizbare Menschen waren, Carl IX. besonders von jäher Heftigkeit. Wo also Gewaltsames und Wildes erscheint im Laufe dieser Dinge, da darf man immer voraussetzen, es geschah gegen Catharinens Willen, der nirgends gewaltsame Maßregeln wählen mochte. Sie wird deshalb nicht von schweren Vorwürfen freizusprechen sein, auch die wildeste Parteigeschichte

ist nie ganz ohne den Tact der Wahrheit, und sie hat gewiß nicht in Allem übertrieben, was sie Catharinen zur Last legt. Catharina ist allerdings, wie jede unter Gegensätzen vermittelnde Person, der Geschichte in Haß bezeichnet worden vom Katholiken wie vom Protestanten; aber ihre Aufgabe war so schwer, ihre Neigungen waren so stark, daß ihr auch vieles Ueble nicht aus bloßem Hasse nachgesagt werden konnte. So wenig sie indessen fleckenlos, so wenig war sie ein Teufel, sie war ein höchst merkwürdiges, höchst begabtes Weib; ein Weib im Kleinen und im Großen, geschickt und klug und doch innerlichst machtlos.

Es geschah an einem warmen Sommertage, am 10. Juli 1559, daß ein wunderlich Schicksal auf einmal den langen Streit entschied zwischen ihr und Diana. Die Place royale war mit Schranken und Teppichen geschmückt, der König hielt ein großes Turnier, und schon war ein Tag im Waffenspiele bunt und schimmernd und gefährlich verbracht worden. Da rief der König einen Herrn Montgommery auf, eine Lanze mit ihm zu brechen. Es war derselbe, den man in Paris haßte, der im Auftrage des Königs das Parlament gedemüthigt hatte. Er schien eine Ahnung des Verderbens zu haben, das in seiner Hand ruhte, er zögerte — aber Heinrich befahl ungestüm, Montgommery ritt ein, und sie trafen im starken Pferdeslaufe so heftig aneinander, daß die Lanzen bis ans Heft zersplitterten. Ein Splitter flog dem Könige ins Auge, das Blut stürzte wie ein Strom hervor, die Verwundung war tief in den Kopf gedrungen, der Tod endigte bald den entsetzlichen Schmerz.

Dahin sind auf lange Zeit Friede und Lust, dahin die heitere Seite Marot's, die Jagdgesänge, die er jedem einzeln gemacht hatte, wenn der Trupp zu Walde zog! „Ainsi qu'on ouyt le cerf bruire" hatte Heinrich gesungen, „Du fond de ma pensée" Diana am anderen Waldwege. Vorüber die Zeit, wo man so

reichlich altfranzöſiſche Heldenmärchen druckte, die Geſchichte vom König Carl und deſſen Paladinen. Marot's Pſalmen ſtiegen jetzt auch am Tage aus den Wäldern auf, ernſt und traurig wie Geißelgeſang. Die Proteſtanten erhoben ſich zum erſten Male als Parteimacht, die Parteihäupter erſchienen im Felde, der Bürgerkrieg klopfte ans Thor des jungen Königs, der neben der jungen ſchönen Königin ſaß. Sie waren beide ſo jung, kaum über ſechzehn Jahre, Franz und die Nichte der Guiſen, Maria Stuart! Und ihre Luſt dauerte ſo kurze Zeit, das erſte Blut war ein Fluch auf ſie geſpritzt worden, der ſich ſchrecklich erfüllte. Zu Amboiſe an der Loire ſaßen ſie, auf dem hohen Schloſſe, von wo man hinabſieht bis zu den Thürmen von Tours, und dahin richteten die Hugenotten ihren erſten Streich, ſie wollten die jungen Königsleute gefangen nehmen. Aber die neuen Herren des Reiches, die Guiſen, wußten davon, ſie überfielen die Hugenotten auf dem Wege und maſſakrirten ſie. Nur einige wurden für Amboiſe aufgeſpart zum Todesſchauſpiele für den Hof. Der König, Maria Stuart, der große Capitän und der Kanzler Olivier ſaßen vorn in erſter Reihe, und ſahen die Köpfe fallen. Da tauchten diejenigen Hugenotten, an welche nun die Reihe kam, ihre Hände in das vergoſſene Blut, hielten ſie jener erſten Zuſchauerreihe vor Augen, ſahen gen Himmel, und beſchworen den Fluch Gottes herab. Franz ſtarb im zweiten Jahre ſeiner Regierung plötzlich an einem Kopfgeſchwür, das Schickſal ſeiner Witwe kennen wir alle, der große Guiſe fiel unter Meuchelmord! Olivier ſtarb an Gewiſſensbiſſen, denn er war im Herzen Hugenot geweſen.

Catharina, unter Franz durch die Guiſen zurückgedrängt, führte jetzt ihren zehnjährigen Carl — 1560 — eigenhändig zum Throne, hörte die Schmeicheleien aller Partei, die man ihr, der Regentin, brachte, höflich an, erwiderte ſie, und ſann doch auf nichts, als dieſe Herren des Thrones gleichmäßig vom Throne abzudrängen. Das konnte nur gelingen, wenn Friede erhalten und der große Religionszwieſpalt in einer Vereinigung geſchlichtet würde. Daher ihre immer neuen Vermittelungsvorſchläge, ihre Verſammlungen

aller Partei, ihre ſtets zuvorkommenden Friedensſchlüſſe. Denn wenn der Krieg raſſelte, da galten die Männer von Eiſen, und die weibliche Regentin war unmächtig, und wenn eine Partei ganz vernichtet wurde, ſo nahm die ſiegende den Thron ein. Nur ein Königsheld konnte anders verfahren, die Mutter eines zehnjährigen Königs mußte durch politiſche Klugheit von einem Tage zum anderen eine leidliche Exiſtenz erkämpfen. Zu dieſer rieſenſchweren Vermittelungsrolle hatte ſie den berühmten Kanzler l'Hospital zur Seite, und hie und da noch einen anderen Parlamentsrath, einen Pasquier, einen Harlay, einen Dumoulin, einen Alciat, einen Dutillet. Denn tüchtige Menſchen der Vermittelung ſind ſelten, ſie ſind den Streichen aller Parteien ausgeſetzt, das Hilfsmittel der Parteien, die Leidenſchaft fehlt ihnen, ihre Waffe iſt die Bildung, und dieſe gilt nur, wo ſie zugelaſſen wird, während der Haß ſich überall ſeinen Eingang erzwingt. Glücklicherweiſe gab's in Frankreich Familien, wo eine beſtimmte Conduite wie ein Theil des Wappens durch Jahrhunderte feſtgehalten wurde, auch die der Vermittelung zwiſchen Parteien. Dies war das Wappen der Montmorency und der Nevers, und der alte Montmorency ward alſo Catharinens Executor, wenn kein Friedensvorſchlag gedeihen wollte.

Sie brachte noch im Jahre 1560 eine große Verſammlung in Fontainebleau zu Stande, wodurch wirklich die Verfolgungen eingeſtellt, ein Concil in Ausſicht geſtellt wurde. Und noch denſelben Winter berief ſie die Generalſtaaten nach Orleans, verbot ſelbſt den katholiſchen Rednern die ausſchließlichen Bezeichnungen in Betreff der Ketzer, verbot ausdrücklich die Namen Hugenot und Papiſt, und ſetzte eine völlige Amneſtie durch in Sachen der Religion. Ja, ſie rief die Flüchtlinge zurück, ſetzte ſie in die verlorenen Güter ein, erlaubte ihnen ſogar den Verkauf der Güter, wenn ſie den Aufenthalt im Auslande vorzogen.

Catharina ging ſo weit, einen Brief an den Papſt zu ſchreiben, worin Folgendes:

„Die Zahl derer, die sich abgesondert, ist sehr groß. Nicht durch Gesetze, nicht durch Waffen sind sie zurückzubringen. Edelleute, Gerichtspersonen ziehen durch ihr Beispiel die Menge zum neuen Glauben. Glücklicherweise hat sich doch nichts Monströses erhoben, keine Wiedertaufe, keine Antitrinitarier, alle erkennen die zwölf apostolischen Symbola an. — Man sollte ihnen willfahren, dies wäre das beste Mittel, die Kirche zu befestigen. Um dahin zu kommen, wäre es nicht gut, die Conferenzen zu vervielfältigen, Vorträge zu heischen für Friede und Versöhnung? Man muß gar sehr vermeiden, daß man nicht durch eine unglückselige Hartnäckigkeit auch noch die der katholischen Kirche in Parteien spaltet." —

„Ich würde Euch, sehr heiliger Vater, vorschlagen, den Bilderdienst zu unterdrücken, die Taufe künftig nicht weiter als auf das Wasser und den Segen auszudehnen, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu reichen, die Psalmen in der Landessprache zu singen, das Fest des heiligen Sacramentes aufzuheben, denn dies Fest ist alle Tage und zu jeder Zeit." —

Will man noch mehr? Ist dies Catharina von Medicis, die also an den Papst schreibt? Sie ist's. Der Papst war tief betrübt. Sie ging so weit, das große Colloquium im Kloster von Poissy zu veranstalten. Sie gab freie Bahn, zu zeigen, wer der Stärkste sei. Wenn Theodor Beza falsche Principien lehrt, sagte sie, so giebt's ja genug beredtsame Prälaten, um ihn niederzubeweisen, und Monseigneur der Cardinal von Lothringen hat ja versprochen, Alles niederzuschmettern mit seinem mächtigen Worte!

Am 9. September 1561 führte sie den jungen König und Alle von königlichem Blut in den weiten Saal des Refectoriums von Poissy, den sie reich hatte schmücken lassen, setzte sich mit dem Könige und dessen Hause auf eine Ballustrade, und gab das Signal, dies Geistesturnier über die Weltfrage zu beginnen. Ja, man hatte Calvin selbst aufgefordert, zu erscheinen und die Vertheidigung seiner Lehre zu führen in seinem Vaterlande. Er hatte es abgelehnt, war in Genf geblieben, und hatte den jungen und

ſchönen Prediger Theodor Beza geſchickt. Die Anmuth und der Zauber dieſes Calviniſten, ſeine Leutſeligkeit und Verſöhnlichkeit erſchienen in ſo grellem Contraſte mit dem hugenottiſch-puritaniſchen Weſen, das man zu ſehen gewohnt war, ja machten einen ſo ſtarken Eindruck in Poiſſy, daß der Cardinal von Lothringen ausrief: Wollte Gott, dieſer Menſch wäre ſtumm, und wir wären taub geweſen!

Der kleine König mußte die Verſammlung eröffnen und einladen. Dann ſprach l'Hospital, verlangte ein Concil, eine milde Reform. Der Cardinal von Tournon, der heißeſte Katholik dieſer Verſammlung, erhob ſich gleich nach ihm, und verlangte, daß ſolch ein Vortrag, der die katholiſche Welt ſo offen verletzte, ſchriftlich mitgetheilt werde. Catharina, der wirkliche Präſident dieſer Verſammlung, verweigerte dies ohne Weiteres, und rief: Theodore de Beza, Ihr habt das Wort!

Es folgt ein dramatiſcher Streich, der uns nicht wohlthut: die hugenottiſchen Prieſter fallen einen Schlags auf die Kniee, Beza richtete die Augen gen Himmel, ſprach ein Gebet, und ſämmtliche Hugenotten ſprachen ein ſolches mit lauter Stimme. Das erſchien ſo gemacht, war ſo undelicat! Die Altgläubigen hatten nicht mit der Meſſe begonnen, da es ſich hier um Vernunftgründe handelte, und eben um Vermeidung und Ausgleichung deſſen, was in den Formen die Parteien trennte. Freilich! ſolche Mißgriffe gehören zum Glauben an ſich ſelbſt, und deshalb zum Gelingen in der Geſchichte! Die Verſöhnlichkeit iſt machtlos *vor* dem Kampfe, ſie iſt Schwäche, bevor die Gegenſätze ſich bis ins Innerſte beleidigt haben. Ebenſo lag ein tiefes Zeichen darin, daß die ſchwarzgekleideten, bleichen, kalten Hugenotten dergeſtalt contraſtirten mit der roth und violetten Farbenpracht der Prälaten, mit aller heißen Geberde des Katholicismus.

Beza entwickelte die Glaubensartikel, Alles war todtenſtill. Beza's Schönheit und Suade war eine Brücke zum Ohr der Katholiſchen, denn ihr Glaube, ſchwachen Lebens dem trockenen Verſtande gegenüber, war in ſeinem Wohlſein, wo Eindrücke der

Schönheit und der Kunst erschienen. Diese innerliche Welt der Kunstmacht hat auch allein das westliche Europa dem Katholicismus erhalten. Wie hätte späterer Zeit in Frankreich der Katholicismus immer wieder entstehen und bestehen können, in einem Lande, das übrigens den consequentesten Rationalismus der Gesellschaft bis zur nacktesten Spitze trieb! Wie anders, als durch eine Formenwelt der Kunst, welche in den wärmeren Völkern zur anderen Natur geworden ist. —

Als Beza indessen an die Frage vom Abendmahle kam, und ausrief, daß Gott in Brot und Wein nur geistig, nicht körperlich gegenwärtig, daß er von Brot und Wein als Stoffen entfernt sei wie die Erde vom Himmel, da brach auf der Bischofsbank die Ungeduld aus in Murren, in Lärm. Sie schlugen mit den Händen auf, und der Bischof von Tournon schrie: Blasphemie! Es ist des allerchristlichsten Königs unwürdig, so etwas anzuhören, hebt die Versammlung auf! Geschähe es nicht aus Respect vor dem Könige, wir blieben nimmer, wir entfernten uns auf der Stelle!

Catharina beschwichtigte den grollenden Sturm, und endigte von Neuem damit: Theodore de Beza, Ihr habt das Wort!

Beza berief sich auf die Schrift wie Luther. Tournon ertrug dies nicht, sprang wieder auf, und rief ihm die wichtigen Worte entgegen, worin alle katholische Logik gegen den Protestantismus enthalten ist: Wie? Kann die Schrift sich selbst erklären? Braucht sie nicht einen lebendigen Richter, der entscheidet? Dafür ist die Kirche da, daß nicht Jeder die Schrift auslege nach seinem Gutdünken! —

Auch der König, setzte er hinzu, und wendete sich gegen Catharina, auch er ist nur ein Glied der Kirche, er ist nicht deren Haupt, diesem Haupte ist er unterworfen, dies Haupt ist in Rom. Die Meinung der Kirchenväter, sie ist der Führer zur Erklärung der Schrift. Darum soll man sich in gar keinen Disput einlassen mit Ketzern, denn sie glauben nicht an eine leibliche Gegenwart Christi, und somit giebt's kein Mittel, sich zu verständigen und zu nähern. — Alle Prälaten erhoben sich hierauf mit einem Male,

und applaudirten enthusiastisch, und alle schrieen einstimmig, daß das Refectorium von Poissy erzitterte: Wir wollen leben und sterben im katholischen Glauben, und bitten den König, im Glauben seiner Väter zu verharren!

Beza steht auf, und sagt: Ich will auf der Stelle antworten, wenn Ihr's erlaubt — Nein, nein! Nichts da! schrieen die Bischöfe, und der Lärm wurde so groß, daß ihn Catharina nicht mehr bewältigen konnte, und genöthigt war, die Sitzung aufzuheben.

Aber sie gab nichts auf. Sie veranstaltete noch eine Versammlung, und der Cardinal von Lothringen und Beza kämpften so gewaltig und so schön mit einander, daß sie sich gegenseitig für Geist und Talent becomplimentirten, wie zwei schöne Pferde, sagt Brantome, die einander zuwiehern. Aber der Lärm und Scandal des Clerus folgte demungeachtet, und die Folge waren Pamphlete, mit denen damals die französische Presse ihre Geschichte beginnt, und ein Jahrhundert lang auf das Lebhafteste führt.

Catharina und l'Hospital setzten nun eine geheime Gesellschaft nieder auf dem Schlosse von St. Germain. Sie bestand aus zehn Personen beiderlei Glaubens. So hoffte man, endlich doch eine Uebereinkunft zu finden. Beza gab darin sehr viel nach in Betreff der leiblichen Gegenwart, aber die Prälaten verwarfen auch dies, und Catharina rief ihnen entrüstet zu: Ihr wollt also durch kindische Hartnäckigkeit das Reich in Unruhe stürzen!

Von jetzt an gab's keine Conferenzen mehr. Catharina erließ aber selbstständig im Januar 1562 ein Edict, wonach die Protestanten außerhalb der Städte ihren Glauben feiern dürften. Als ob die Parteien jemals ein juste milieu ertragen möchten! Den Hugenotten war's zu wenig, den Katholiken zu viel, und beide verwünschten Catharina. Sogar das Parlament von Paris widersetzte sich diesem Toleranzedicte, man schliff die Waffen, man bildete die Ligue.

Ligue wurde europäische Politik, während Catharina die moderne Politik der Könige aufrecht zu erhalten suchte, die Politik

des Beſitzes, die Politik der Macht ohne Rückſicht auf Geſinnung. Durch alle Stürme hindurch ward dies auch von den Nachfolgern durchgeſetzt und im Großen ausgebildet zur Idee des europäiſchen Gleichgewichtes. Nicht mehr die innere Schwere, ſondern das äußere Verhältniß wurde Maßſtab. Catharina erhielt den Thron für die Familie und den Königsgedanken dadurch, daß ſie juſt vermittelſt der Geſinnung die Vaſallen unter einander ſpaltete, und gegen einander trieb. So ſchwächte ſie dieſe nächſte Gefahr, und erhob die Idee, daß der Thron außerhalb der Meinungsfragen ſtehe. Richelieu vollendete dies mit Energie zum ſteinernen Bau, was ſie nur mit Weibesklugheit hatte zeichnen können. Die Revolution erſt ſtürzte dieſe Politik, und die religiöſe Ligue ſiegte in der Revolution, nachdem im Verlauf der Jahrhunderte die Religionsfrage über den Himmel verwandelt worden war in eine Religionsfrage über die Erde, und man Geſinnung heiſchte für den Staat, wie einſt für die Kirche.

Catharina, die Geſinnung durch den Calcul verdrängend, ward ſomit Repräſentant einer neuen Welt, und es iſt alſo ein ganz richtiger Inſtinct geweſen, alle erſinnlichen Vorwürfe auf ihr Haupt zu häufen. Man ſucht ja ſo ſelten den Gang der Welt, den unendlich mannigfaltigen, man ſuchte den Schlag des Herzens, der ſo leicht zu erkennen! Man will die Geſchichtſchreibung zugerichtet ſehen für das kleine, alltägliche Bedürfniß, für das Verhältniß des Einzelnen zum Einzelnen. Hatte ſie ein gutes Herz, dieſe Catharina? War ſie dankbar, war ſie offen? Schwerlich. Hinab denn mit ihr in den Abgrund der Verdammniß!

21.

Um das Maß der Sünde voll zu machen, wird Catharina geſchildert als ein überaus ſchönes Weib, begabt mit den gefährlichſten Vorzügen des Leibes und des Geiſtes. Die alten Chroniker

können nicht Wunders genug machen von ihrem Liebreiz im Entgegenkommen, von dem reichen Wuchse, von dem anmuthsvollen Antlitze, dem vollen weißen Halse. Sie habe oft Spitzen um die Schultern getragen, und Niemand habe dann vermocht, wo anders hinzusehen als auf diese prächtige Büste, auf dies weißglänzende Fleisch, auf diese pralle Haut. Ach, flüstert ein alter Edelmann, ich hab's von einer ihrer Damen gehört, sie ist überall voll und reich wie ein Götterbild, sie hat Atalantens Bein, und seht nur, seht, wie sie chaussirt geht! Dieses zierlichen Beines halber trägt sie die Kleider kurz, ihre Hand, diese weiße Hand ist die schönste Europa's! Catharina gehörte zu jenen classischen Schönheiten Italiens, denen die Schönheit fest erhalten wird durch eine fehlerlose, feste Gesundheit, wie viel sie weinen, sich kränken, Stimmungen wechseln, reisen und wachen mußte, sie blieb eine schöne Frau bis ins hohe Alter, noch im Lehnstuhle auf dem Schlosse Blois, wo sie 71 Jahre alt den Tod erwartete, bewunderte man ihre schönen Hände.

Man schildert sie rachsüchtig. Das verträgt sich wol mit der italienischen Natur, mit den entschiedenen Stimmungen der Zeit. Man sehe nur irgend einer der damaligen Gestalten sorgfältig unter die Augenlider, sei er Hugenott, sei er Ligueur, sie zucken alle nicht vor der entschiedensten, vor der tödtlichen Maßregel gegen den Widersacher, sie fragen nur, ob es zu bewerkstelligen sei. Noch heute ist die französische Neigung so zum Aeußersten entschlossen, wie wir es gerne nur südlichen Völkern zutrauen und nicht einem Volke, das am Rheine mit uns grenzt. Die Hauptperson vielleicht allein, Franz Guise, der große Capitän, trug jenes edle Blut in sich, das kein Verbrechen mag zur Genugthuung, und Heinrich von Bearn war ihm — vielleicht — der Aehnlichste. Aber man glaube auch nicht, daß Catharina um kleiner Eitelkeit willen rachsüchtig gewesen sei. Henri Estienne hatte ein schneidendes Pamphlet gegen sie geschrieben, sie ließ sichs vorlesen, und lachte aus vollem Halse. Hätten sie mich gefragt, rief sie lachend, ich hätte ihnen noch viel bessere Dinge mitgetheilt! Ueber-

haupt iſt unſer milder Sinn in Deutſchland auf einer ſchweren Probe, wenn er die Geſchichte eines heißeren Landes vor ſich ſieht. Wie rückſichtsvoll iſt ſelbſt unſere Hiſtorie neben der engliſchen! Vor jeder durchgreifenden That erſchrickt unſer billiger Sinn, der das Mißliche menſchlichen Urtheils ſo tief erwägt, und der die That nur erlaubt zum Ausgleichen, nicht aber zum Endigen. Die franzöſiſche Geſchichte iſt bis auf den heutigen Tag voll der gewaltſamſten, der durchgreifendſten Dinge. Nicht nur unter Richelieu, ein Jahrhundert nach Catharinen, begegnen wir den entſetzlichſten Todesſtreichen, ſie zucken bis dicht vor unſeren Füßen von Zeit zu Zeit wieder auf und erinnern uns, daß der Franzos ein hitziges, brutales Element in ſich hat, und daß ihm ein Niederhalten in Form und Grundſatz unerläßlich.

Der Wendepunkt in Catharinens Charakter, wenn einer exiſtirt, tritt kurz vor der Bartholomäusnacht ein in jenen Planen, die man bei einer Zuſammenkunft mit den Spaniern in Bayonne ſchmiedet. Da war Alba zugegen, da hatte Catharina die Unmöglichkeit einer Ausgleichung unter den Parteien eingeſehen, da verhielt ſie ſich gewiß wenigſtens paſſiv bei Anhörung der Mordpläne. Indeſſen fehlt über dieſen Punkt aller ſpecielle Nachweis, und was übrigens von Seiten Catharinens als Lebenszeichen aus jener Zeit vorhanden iſt, das zeigt ſie ganz abgewendet von Staatsgedanken, ganz hingegeben und beſchäftigt in Zärtlichkeit für ihre Tochter, die Königin von Spanien, die ſie hier ſeit langer Zeit zum erſten Male wiederſah. In einem Briefe an Montmorency ſpricht ſie von nichts als von Mutterglück und mütterlichem Intereſſe. Wol aber zeigen die Nachrichten, daß der kleine Carl, ein jach-leidenſchaftliches Temperament, ſich fanatiſch betragen und die Hauptperſon geſpielt habe für mörderiſche Pläne.

Aber der Mittelmäßigkeit ladet man auch nicht gern die ſchweren Verbrechen auf, es rundete ſich dem Hiſtoriker beſſer und ſchlagender zur Redefigur, all' jene Gräuel Frankreichs auf ein merkwürdig Weib zu laſten, das ſchwer zu zeichnen iſt mit ſeinen reichen, bedenklichen Eigenſchaften. Wie raſch, mit einem ſchwarzen

Striche entledigte man ſich des Weibes und aller Räthſel um ſie her! Der abſcheuliche Gedanke von Saint Barthélemy zum Beiſpiele iſt gewiß ein ſpaniſcher, denn nur politiſche Kälte konnte ihn erfinden, politiſche Abſicht, dem Nebenbuhlerland gleichzeitig eine tiefe Wunde zu ſchlagen, nur ſolche Abſicht konnte ihn rathen. Wer zu Frankreich gehörte, der mußte vor der Unklugheit erſchrecken, wenn er nicht vor dem Verbrechen erſchrak. Ein noch kindiſcher roher König allein konnte ſolch ein Mittel pflegen und anwenden. Catharina glaubte nichts, und war deshalb abergläubiſch, es ſieht ihrem unmoraliſchen Sinne ganz ähnlich, daß ſie die Dinge einmal unberührt gehen laſſen, ſie ſich entwickeln laſſen wollte wie die Orakel. Alle Klugheit hatte bisher nicht geholfen, vielleicht haben die Kinder Glück, die Unbeſonnenen!

So ſind auch die Beſchreibungen thöricht, wornach ſie ihre eigenen Söhne zur ohnmächtigen Wolluſt erzogen und verleitet habe. Sinnliche Freuden waren ihr kein Unglück, und ſie dachte darauf auch für ihre Söhne, aber ſie war eine zärtliche Mutter, ſie war nicht unnatürlich ehrgeizig, es lag ihr Alles daran, in ſo ſchwerer Zeit einen ihrer Söhne zum ſtarken Könige zu erziehen. Der Sohn ihrer Vorliebe, ſpäter Heinrich III. begann auch als Herzog von Anjou ſeine Laufbahn voller Nachdruck, er ward ein Hauptheld des mörderiſchen Tages bei Jarnac. War es ihre Schuld, daß er ſpäter ſo kläglich wurde? Wenigſtens gewiß nicht in dem Sinne und Maße, wie die hiſtoriſche Phraſe ſagt. Dieſe Phraſe erzählt, daß Catharina zu Chenonceau ihre Ehrendamen die Tafel ihrer Söhne habe bedienen laſſen, und zwar hätten dieſe filles d'honneur keinen weiteren Schleier gehabt als Blumenkronen. Das wäre viel zu unkünſtleriſch für Verführung, viel zu geſchmacklos für ein künſtleriſch erfahrenes Weib, und es iſt ein Unſinn, wenn man bedenkt, daß dieſe Damen aus der Blüthe des ſtolzen Adels genommen waren, und ſich nimmermehr bequemt hätten zu ſolchem Odaliskendienſte für kleine Prinzen. Solch ein Beiſpiel zeigt, was derlei, ſtets wieder nachgeſagte Klatſcherei für einen Grund und Boden hat. Catharina, welche

von Franz die künſtleriſche Miſſion übernahm, hat gewiß mannigfach gefehlt in Pflege der Sinnenwelt, die für Frankreich noch neu war, aber ſo geſchmacklos und ſo grob hat ſie nicht gefehlt. Die Sinnenwelt, die Welt der Kunſt hing innig zuſammen mit der neuen Religionsfrage; war doch König Franz erſt entſchieden feindlich gegen den Proteſtantismus verfahren, als er deſſen Bilderwuth ſah, die Zerſtörung verſinnlichender Kunſtwerke. Catharine war ſelbſt einen Schritt weiter gegangen, und hatte vom Papſte ein Ende des Bilderdienſtes geheiſcht. Wäre ſie, eine geſcheidte Frau, ſo inconſequent geweſen, das ſinnliche Element ſelbſt ohne Schimmer und Reiz nackt und wüſt auszuſtellen, in einer Zeit auszuſtellen, wo ſie eines ſoliden Anſehens ſo ſehr bedurfte, wo ſie in Wahrheit den Hugenotten geneigter war als den Papiſten?

Catharinas Feindin Diana ſtachelte die katholiſchen Häupter zur erſten Ligue, ſie vereinigt Guiſe mit dem zögernden Montmorency und dem Marſchall St. André zum erſten Triumvirat. Franz Guiſe kam mit ſeinen Reitern aus Lothringen, um nach Paris zu ziehen. In dem kleinen Städtchen der Champagne Vaſſy entſpann ſich ein Streit, der in das bekannte Blutbad gegen die daſigen Hugenotten ausartete. So war das Signal gegeben, wie es ſcheint gegen Guiſe's Abſicht, der ſich noch auf dem Sterbebette verwahrt gegen dies Gemetzel. Es iſt ſchon angedeutet, daß dergleichen Maßregeln, die aus dem ritterlichen Kriege wichen, ſeinem Sinne fern lagen. Für den Erfolg war dies jener Zeit gleichgiltig, die Hugenotten nahmen Vaſſy als blutige Kriegserklärung, die Katholiken als Beginn des Triumphes. Ganz Paris ſtürzte ihm entgegen, empfing ihn wie einen Imperator, küßte ſeinen Steigbügel, ſein Pferd ſogar, und bereitete ihm einen Triumpheinzug durch die Porte St. Dénis.

Wie war er ſtattlich, wie war er gewaltig, dieſer Mann hoch zu Roſſe, ein Enkel der alten Anjous, welche die Krone Neapels

und Siciliens und die Krone der Provence getragen! Sein Vater Claude hatte sechs Söhne hinterlassen, sechs Guisen, alle hochgewachsen, alle gesund, alle bis zur Verwegenheit tapfer, alle klug, ein Wald von Männern, deren Gipfel Franz, der Aelteste, 1519 geboren. Ihm auf dem Fuße folgte Charles, der Cardinal, in seiner Art von gleicher Größe, ein Verstand ersten Wuchses, eine Würde, Pracht und Freigebigkeit, daß sie Sprichwort der Zeit wurden. Der blinde Bettler in Rom hatte gesagt, als er die Handvoll Gold von ihm empfing: Du bist entweder Christus, oder der Cardinal von Lotharingien! Er trug regelmäßig einen großen Schubsack an seiner Hüfte, den der Kammerdiener alle Morgen mit drei- bis vierhundert Thalern füllen mußte, und der allen Bettlern offen stand. Wie war die Zeit erfüllt von dem Namen Guise! Nach Schottland hatten sie eine Schwester als Königin geschickt, und deren Tochter war Marie Stuart, leider so frühzeitig verwitwet als Königin von Frankreich. Leider; denn hier bei der ersten Guisen-Reihe geht das Machtverlangen noch nicht an die Krone selbst, jener Griff nach der Krone war dem zweiten Geschlechte vorbehalten, jenem Balafré, dem Genarbten, dem Sohne Franzens, der, wenn's möglich war, noch leidenschaftlicher angebetet wurde von Frankreich als der Vater. Auch Franz trägt zuweilen diesen Beinamen von einer Wunde im Gesicht. Vor Boulogne war ihm ein Lanzenstich ins Antlitz gedrungen, die Lanze war abgebrochen, und der Chirurgus mußte ihm das Eisen mit einer Schmiedezange herausreißen. Er stemmte dabei, um stark genug ziehen zu können, seinen Fuß an den Kopf des niedergestreckten Herzogs, der damals neunzehn Jahre alt war und lautlos diese rohe Operation ertrug. Die zeugende Narbe erweckte den Beinamen Balafré, aber Heinrich, sein Sohn, trug eine noch größere im Gesicht und erhielt vorzugsweise jenes Beiwort.

Franz war einen Kopf größer als alles Volk, er hatte ein längliches Gesicht von dunkler Hautfarbe, das von großen, weit geschlitzten Augen belebt wurde. Wie König Franz die Haare kurz geschoren und den Bart lang trug, wegen der Kopfwunde

ſeiner Jugend, ſo trug auch Guiſe ſein braunes Haar kurz geſchoren, und ſelbſt den Bart kurz. Er war in allen Lagen gleichmüthig, ſanft gegen den Feind, nachſichtig für den Freund, unermüdlich und bis ins kleinſte Detail ſorgfältig im Kriege. Er ſchlief dann nur angekleidet wenige Stunden des Morgens und revidirte allnächtlich ſelbſt die Poſten. Die Ordnung ſeines Kriegsweſens war ſo genau, daß ihn alle Provinzen mit Freude kommen ſahen. Er war kurz und ſententiös im Ausdrucke, und ſprach wenig, er war noch in den meiſten Dingen ein Ritter, und darin ganz unterſchieden von Heinrich, ſeinem Sohne, der ihn an Wichtigkeit für Frankreich noch überholte.

Als der kleine Condé den Triumpheinzug durch die Porte St. Dénis erfuhr, rief er aus: Cäſar iſt diesſeits des Rubicon, wir müſſen handeln! Im Sinne jener Zeit, wo die königliche Perſon unwandelbarer Mittelpunkt, trafen beide Parteien in einem Ziele zuſammen: ſie wollten ſich des Königs bemächtigen, um für alle Maßregeln den Schein der Majeſtät zu haben. Catharina war mit Carl in Fontainebleau. Guiſe war am ſchnellſten, zu großer Betrübniß Catharinens, die ſich lieber Condé anvertraut hätte. Aber es half kein Sträuben, kein Weinen, das Königthum war nach drei Tagen im Louvre, von der gut katholiſchen Stadt Paris mußte der Krieg ausgehen. Der zögerte denn auch nicht: in Condé, Coligny und Andelot ſtellte ſich ein proteſtantiſches Triumvirat entgegen, man begegnete ſich in den Ebenen von Dreux, an der Normandie-Grenze, und eine achtſtündige Schlacht Mann gegen Mann entzündete ſich. Montmorency wird gefangen, St. André getödtet, die Katholiken wenden ſich zur Flucht. Aber Guiſe war noch da. Ruhig hat er mitten im Kampfe gehalten, jetzt ſchreit er: Zu mir! ſtürzt in die Hugenotten, und ſchlägt ſie. Condé ſelbſt wird gefangen. Guiſe bietet ihm den Arm, führt ihn in ſein Zelt, ſpeiſt mit ihm, theilt mit ihm ſein Bett. Feſt ſchlafen die beiden Feinde neben einander.

Coligny, der General guter Rückzüge, rettet das Hugenottenheer, und der Krieg iſt keineswegs beendigt. Guiſe eilt, Orleans

zu belagern. Am Abende vor dem Sturme hörte er, daß ſeine Frau im Lager angekommen ſei, und er eilt aus der Tranchée, um ihr entgegen zu gehen. Poltrot de Méré, dem Guiſe in der Verſchwörung von Amboiſe das Leben gerettet, lauert ihm auf hinter einer Hecke, erkennt ihn an der großen Guiſenfeder, und feuert ſein Piſtol auf ihn. Guiſe ſchwankt, muß vom Pferd — Wie lange, ſpricht er, iſt mir dies zugedacht! Ich bin ſchuld, aber ich konnte mich niemals gegen Mörder vorſehen! Man trägt ihn in ſein Zelt, man unterſucht die Wunde — es muß geſtorben ſein, die Kugel iſt vergiftet! Poltrot geſteht es ohne Weiteres und rühmt ſich der That gegen den Feind ſeines Glaubens. — Deine Religion, ſagt Guiſe ſterbend, trieb Dich, mich zu tödten, die meinige treibt mich, Dir zu verzeihen. An ſeinem Lager ſtand die verzweifelnde Gattin und Catharina, die eilig von Paris gekommen war; am 24. Februar 1563 verſchied der große Capitän.

Wer hat dieſen Mord angeſtiftet? Coligny! Coligny! ſchrie Alles, Coligny und Beza ſagte Poltrot aus, und Coligny beging die Unvorſichtigkeit, ſeinen Vertheidigungsbrief mit den Worten zu ſchließen: „Ich erachte den Tod Guiſe's für das größte Heil, das dem Reiche, der Kirche Gottes und namentlich mir und meinem Hauſe widerfahren konnte".

Die Rache der Guiſen vergaß dies nicht. Den Cardinal an der Spitze erſchien die Guiſen-Familie im Louvre, all' dieſe langen Geſtalten waren in dunkler Trauer, und ſchrien vor Carl um Rache gegen Coligny.

Umſonſt bietet Catharina alle Mittel auf zur Verſöhnung der Parteien, umſonſt verſucht ſie eine perſönliche Ausſöhnung zwiſchen Coligny und dem jungen Guiſe. Es war zu Moulins, der Hauptſtadt des Landes Bourbon, das auf dem Wege von Lyon nach Paris liegt, es waren drei Jahre nach jener Mordthat verfloſſen, König Carl ſaß auf einem Throne, die Guiſen treten wiederum ein, Coligny erſcheint von einer anderen Seite, und ſchwört in die Hand des Königs, daß er keinen Theil an jenem Morde gehabt; die Guiſen erklären, daß ſie an die Unſchuld des

Admirals glauben. Wohl denn, ſpricht Catharina, Heinrich, Herzog von Guiſe, umarmt zur Bekräftigung dieſes Wortes den Admiral! Heinrich, ſchon ein Mann wie der todte Franz, ſchon ein Krieger, der bei Jarnac in den dichteſten Reihen des Feindes den Guiſen-Mörder geſucht hatte, den alle Katholiken mit Jauchzen begrüßt als den neuen Guiſe, Heinrich wendet ſich gegen den Admiral, der auf ihn zuſchreitet, aber die harte Guiſen-Natur feſſelt ihm den Fuß. Man ſieht, wie ein Schauer des Abſcheus ihn ſchüttelt vor der Nähe des Feindes. —

Entſetzlich ward dieſe Bewegung klar in der Bartholomäusnacht. Sechs Jahre waren vergangen ſeit dem Tage von Moulins, neun Jahre nach dem Tode des Vaters. Er war unterdeſſen der Abgott Frankreichs geworden, dieſer Heinrich Guiſe, ſchön wie ſein Vater, beredt wie ein Apoſtel, liebenswürdig, unwiderſtehlich. Frankreich, ſagt der ältere Balzac, war verrückt von dieſem Manne, denn verliebt ſagt viel zu wenig, die Hugenotten waren für die Ligue, wenn ſie dieſen Guiſe anſahen. Und er hörte die Glocke von der Kirche St. Germain l'Auxerrois, die neben dem Louvre ſteht, er hörte die Glocke der alten Childerich-Kirche in jener furchtbaren Nacht nur mit dem Gedanken an Coligny, und er nimmt Mantel, Hut und Degen nur, um nach der kleinen Straße de Bethiſy zu gehen. Dort iſt des Admirals Hotel, dort tritt er in den Hof, und ruft hinauf: Besme, iſt's geſchehen? — Ja, Monſeigneur! er iſt todt. — Wohl, zeig ihn! Der Körper des Admirals ſtürzte aus dem Fenſter auf das Pflaſter des Hofes heraus. Guiſe tritt zu ihm, wiſcht das Blut ſorgfältig vom Angeſichte des noch rauchenden Leichnams und läßt eine Fackel darauf leuchten. Erſt als er ihn genau erkannt für Coligny, giebt er ihm einen Fußtritt, und befiehlt, ihm den Kopf abzuſchneiden, und ſelbigen Kopf der Catharina vorzuhalten. Dann ſchlägt er den Mantel wieder um, und ſchreitet befriedigt in die Nacht hinaus, in die Mordgaſſen von Paris.

Denſelben Fußtritt, Guiſe, wird Dein Leichnam erfahren von einem kleineren Menſchen denn Du! —

22.

Von Zeit zu Zeit iſt es den Verſchränkungen der Bildung heilſam, die wilde, ganze Seite der Männer zu ſehen, die mit Blut gedüngt haben für eine Zeit der Feder. — „Die Menſchheit bezahlt es zu theuer, daß ein Menſch über die menſchliche Kraft hinausreiche", ſagt Montesquieu einmal, aber es iſt dies nicht einer ſeiner großen Gedanken, er kommt aus den Falten ſeiner Gerichtsrobe. Der Werth beſteht nicht in der großen Zahl, er beſteht auch im Gewicht, und unſer heutiger Weg durch die Majoritäten, ein nöthiger aber proſaiſcher Weg, wird nur ein Durchgang ſein zu neuen Maßſtäben. —

Bei dem Tode Carls und ſpäter bei dem Heinrich Guiſe's erſcheinen nicht blos politiſche Symptome, ſondern völlig gereifte Zuſtände, die Niemand erwarten ſollte. Die franzöſiſche Revolution tritt wie zur Probe zweihundert Jahre früher auf, beim Tode Guiſe's kann man Frankreich von 1589 neben Frankreich von 1789 ſtellen, ſie gleichen ſich bis ins kleinſte Detail, ſie gleichen ſich wie ein Tropfen Waſſer dem andern. Sie ſind deshalb nicht dieſelben, zweihundert dazwiſchen liegende Jahre ſind nicht überflüſſig geweſen. Es war eben die Wirkung gewaltiger Menſchenbilder, die der Volksanlage ſo früh eine Geſtalt gab. An den Guiſen wuchs die Nationalform blitzſchnell in die Höhe, obwol nicht die Guiſen, nicht die Condés, nicht die Béarns juſt dieſe Form zu befördern wünſchten. Der ſtarke Menſch weckt Stärke, und der Hiſtoriker muß ihn ſegnend hinnehmen, auch wenn ſeine politiſche Abſicht gar nicht übereinſtimmt mit der des Helden.

Das Municipalleben Frankreichs, das ſich jetzt ſo furchtbar entwickelte, es dankte ſeinen Urſprung einem Tyrann. Ludwig XI. hatte die Communen begründet, die freie Wahl unter den Bürgern, er hatte ihnen Waffen und eigene Polizei gegeben. Jeder Deſpot

gründet für ſeinen Deſpotismus eine neue Macht und in ihr den Tod deſpotiſcher Uebertreibung, in ihr den Samen eines neuen Fortſchrittes. Sobald des Deſpoten perſönliche Ueberlegenheit ermattet, ſobald er demzufolge ins Unrecht kommt, weil ſein Recht nur die Ueberlegenheit iſt, dann bildet ſich ein höherer Standpunkt, wenigſtens ein neuer Standpunkt des politiſchen Rechtes innerhalb der deſpotiſchen Macht. Das Perſönliche wird abgeſtreift wie die Bohnenhülſe, und die friſche Frucht nährt und kräftigt den Feind des Deſpoten. Ludwig XI. ſchuf die Communen gegen die Feudalmacht, und die Communen beherrſchten zweihundert Jahre ſpäter das Königthum. Franz ſchuf Kunſt und Wiſſenſchaft gegen die Rohheit des Seigneurs, Kunſt und Wiſſenſchaft waren zwei Jahrhunderte ſpäter von größerer Würde und Macht als die Inhaber der Krone; Heinrich IV., der erſte Bourbon, hob die Parlamente, die Parlamente decretirten den Untergang der letzten Bourbons, Richelieu ſchuf die Centraliſation im Königthume, und dieſe Centraliſation machte einen ſo ſchnellen Sturz der Royauté möglich.

Das livre des bannières auf der Pariſer Polizei-Präfectur, wo alles innere Gewebe der Gewerksrechte, der Confrerien rechtlich ausgeſponnen liegt, iſt eine der deutlichſten Geſchichtsquellen. Die Ligue hielt ſtreng auf all' dieſe Rechte breiteſter Selbſterwählung unter den Bürgern, ſie ging von Paul zu Peter, ihre Deſpotie war eine demokratiſche, ihr Kind mußte eine demokratiſche Macht werden. Der ſtolze Guiſe hatte nichts weniger im Sinne, als demokratiſches Königthum, dies babyloniſche Geſchwätz und Rechthaben war ihm in der Seele zuwider, er wollte nur auf dieſer Leiter hinauf, und dann die Leiter in Gott weiß welchen Abgrund werfen. Aber ſolche Leitern politiſcher Hilfsmittel, die man aus gebrechlichem Holze zu zimmern glaubt, ſind ſtets wie durch Wunder, durch Zeit und Wetter ſteinerne Treppen geworden, wenn man oben am Ziele iſt, und ſich umkehrt. Da ſtehen die Helfershelfer, die man einzeln hinter ſich glaubt, die man leicht abzuſchütteln denkt, ſie ſtehen in breiter Schaar lächelnd

oder grinſend beim Uſurpator, kaum durch eine ſchmale Stufe getrennt, ſie zerren am Mantel. Kein Menſch, ſei er noch ſo groß, kann einſam bleiben in der Macht. Ein jäher Tod ſparte dem ſtolzen Herzoge Heinrich die Erfahrung, ein jäher Tod wäre ihm ſicher geweſen, hätte er ſelbſt die Krone Capet's auf ſein Haupt geſetzt.

Carl IX., dieſer jähzornige Jüngling, der ſich hinter dem flüchtigen Hirſche eben ſo wüthend erzürnen konnte, wie allem Widerſpruche gegenüber, er hatte die Bartholomäusnacht frank und frei auf ſich genommen, er hatte den Bräutigam dieſer Bluthochzeit, ſeinen Schwager Heinrich von Bearn barſch angefahren: „Die Meſſe, den Tod, oder die Baſtille", er hatte mit ſolchem Schreckensſyſteme Alles zerſtreut, den Widerſtand, wie den Frieden.

In der Normandie ſammelte ſich bald der neue Widerſtand. Sully, freilich eine unſichere Quelle, erzählt, daß Carl Tag und Nacht verfolgt worden ſei von den ſchrecklichſten Geſichten der Saint Barthélemy, und daß er von Grauſen durchſchüttelt ſeinen Arzt um Hilfe gefleht. Dies aber iſt ſicher: er ſiechte von Stund' an dahin, und ſchleppte ſich mit Schmerzen zwei Jahre lang; auf St. Germain konnte er nicht erſterben, weil der Feind aus der Normandie hereindrang in Isle de France. Unter entſetzlicher Todesqual mußte ſich der vierundzwanzigjährige König nach dem Louvre bringen laſſen, und dort ſtarb er 1574.

Sein Bruder Heinrich, des Namens der Dritte, wird aus Polen gerufen, wo er als erwählter König ſich gelangweilt und geärgert hatte, und unter ihm erreicht dieſer ruckweiſe Bürgerkrieg nach allen Seiten hin ſeine Höhe und ſeine Endſchaft, die Ligue wird erſt Ligue in conſequenteſter Bedeutung, der Haß, der Krieg wird ingrimmig, die Revolte wird Rebellion, die Rebellion wird einige Monate lang wirkliche Revolution, die Heinrich IV. bezwingen muß, wie Napoleon die ſpätere bezwang. Bis dahin, ſelbſt in den grimmen Schlachten von Jarnac und Montcontour war der franzöſiſche Scherz und manche ritterliche Art niemals

ganz ausgegangen. Nach Jarnac, wo Condé gefallen, ſangen die Hugenotten zwar:

Le prince de Condé
Il a été tué,
Mais Monsieur l'amiral
Est encore à cheval
Avec la Rochefoucauld
Pour achever tous ces papaux, papaux, papaux!

aber es war trotz dem haßluſtigen papaux, papaux noch Heiterkeit in ſolchen Geſängen. Am Abende vor der Hugenotten-Niederlage bei Montcontour ließen die Seigneurs der Ligue denen des Hugenottenthums ſagen: Nehmt Euch in Acht, wir ſind Feinde, aber wir haſſen Euch nicht, macht den Admiral aufmerkſam, daß wir in dieſem Augenblicke ſehr ſtark ſind, er ſoll einen Monat temporiſiren, dann zerſtreuen wir uns ſicherlich. —

All' dergleichen hörte jetzt auf, rückſichtsloſe Feindſchaft trat an die Stelle. Heinrich III. mußte 1576 das günſtigſte Edict geben, das die Hugenotten noch erlangt hatten. Nur Paris und zwei Lieues im Umkreiſe waren ausgeſchloſſen für ihren Cultus, die verheirateten Prieſter ſollten ungeſtört, deren Kinder ſollten legitim ſein. Eine brüllende Entrüſtung der Katholiken folgte dieſem Edicte, ganz Paris ſchrie auf, und die Ligue entſchloß ſich von dieſem Augenblicke zur ärgſten Schlacht.

Der Liguen-Plan war urſprünglich ein Guiſen-Gedanke, und gehörte dem Cardinale Charles, der auch 1574 geſtorben war. Auf dem Concile zu Trident hatte er ihn gefaßt, zugleich als Mittel, den Lothring'ſchen Stamm an die Stelle der Valois zu ſetzen. Franz Guiſe hatte dieſe weite Abſicht nicht völlig getheilt, theils weil er loyaler geſinnt war und nur Königsmacht, gleichviel unter welchem Titel, haben wollte, theils weil er das Vorurtheil der Franzoſen gegen die Ausländer noch für ein zu tief gewurzeltes Hinderniß anſah. Der Lorrain war damals noch ein étranger, und ein étranger war noch ein barbarus, des fran-

zösischen Thrones unwürdig. Diese Bedeutung des étranger, lebhaft in jeder starken Nation, ist heute noch in der französischen Provinz nicht ganz verschwunden, obwol die Revolution von 1789 ihr den Lebenskeim ausgebrochen hat.

Der Liguen-Plan datirte also von 1562. Franz fällt, es fehlt die handelnde Hauptperson, Heinrich zählte damals erst dreizehn Jahre. Aber mit achtzehn nimmt er alles Vermächtniß auf, er läßt die erste Schwurformel aufsetzen und im Sommer 1568 vom Adel der Champagne und Brie unterzeichnen. Der Champénois war immer an der Spitze des Katholicismus. Von da an bestand diese Verschwörung im Geheim, und äußerte sich lauter und leiser je nach dem Zeitbedürfnisse. Jetzt war das Zeitbedürfniß schreiend. Heinrich Guise, der Balafré, erhob sich, und sandte seinen Partisan, einen Sieur der Picardie, Namens de Humières, in die Provinzen. Die Ligue hatte wie der spätere Jacobiner-Club ihre Filiale durch ganz Frankreich. Humières beruft eine Versammlung nach Péronne, und constituirt die Ligue von Neuem. Zweihundert Edelleute unterschreiben auf der Stelle; in Maimbourg sind sie alle namentlich aufgeführt. Merkwürdigerweise war der Norden das Hauptlager des Katholicismus und der Ligue. Fast konnte man sagen, daß die Loire die Grenze gebildet habe zwischen den Religionen, nur das Lyonnais, Haut-Poitou, Marseille und Toulouse sind ganz auszunehmen; sowie im Norden auch manche Provinz, zum Beispiele die Normandie, mit Hugenotten versehen war. Aber selbst die nördlichen Loire-Ufer, das Land von Orleans und Blois galt nicht für eifrig katholisch. Der Südwest, das Land von La Rochelle, von Saintonge, die Guienne, die Gascogne, das Languedoc waren rein hugenottisch, und der feste Bergstock in der südlichen Mitte Frankreichs, der über die schöne Auvergne nach Lyon hinüberfällt, und südlich über die Cevennen nach Montpellier hinabreicht, er war meist hugenottisch, das alte Alby, die Heimat der Albigenser, liegt da, die starken Bergleute der Cevennen waren hier das stets bereite Aufgebot.

König Heinrich hört dieſe Vorbereitungen der Ligue, aber ein leichtſinniger Mann macht er kein Arg daraus trotz Catharinas Warnung. Folgendes öffnet ihm die Augen über alle Zukunft. Von Rom zurückkommend, ſtirbt in Lyon ein Agent der Guiſen, ein gasconiſcher Advocat Namens David, und man findet in ſeinem Felleiſen eine merkwürdige Schrift, einen Stammbaum der Guiſen. „Die Nachkommen Hugo Capet's" — heißt es darin — „haben bis jetzt illegitim geherrſcht, die Lothringer ſind die richtige Nachkommenſchaft Carls des Großen. Guiſe ſoll und wird der Ketzerei und den Valois ein Ende machen, wird den König geſchoren in ein Kloſter ſchicken, und mit dem Segen des Papſtes, alle gallicaniſche Kirche vernichtend, die Krone Frankreichs empfangen." —

Die Gerüchte über den Uſurpations-Uebermuth waren alſo ſo wohl begründet? Die alten Majordome, die Carl Martell und Pipin erhoben ſich vor den nachdenkenden Blicken Heinrichs. Er verbot die Ligue. Sie wird nur eifriger. Er erklärt ſich ſelbſt zum Chef, und ſorgt, daß der Papſt die Sanction verweigert — das hält Alles nur hin. Guiſe arbeitet Tag und Nacht, Jahr um Jahr, verbündet ſich immer enger mit den Bürger-Communen von Paris, verbündet ſich mit Juan d'Auſtria, einem Baſtard Carls V., dem er für den Thron Frankreichs den Thron der Niederlande verſpricht, verbündet ſich nach Juans Tode mit Philipp II. ſelbſt, der keinen Anſtoß nimmt an dieſem bei Juan entdeckten Vertrage, denn Juan iſt todt, und Guiſe, ein Schwert gegen die Ruhe in Frankreich, lebt. Was hat der Balafré für Sorge! Es iſt thunlich, durch raſche Streiche gegen die unterhöhlten Valois ſich auf den Thron zu ſchwingen. Aber von frecher Uſurpation erwartet er keine Dauer. Soll er nicht den halb legitimen Weg verfolgen? Aber der iſt ſo weit! Noch lebt der jüngſte Sohn Catharinens, der Duc d'Alençon, Monſieur, er iſt Soldat, hat Muth, iſt legitimer Erbe, aber er iſt den Katholiken zuwider, er iſt zu beſeitigen. Soll er von König Heinrich erzwingen, daß er ihn, den Guiſe, zum Dauphin erklärt? Denn hinter Monſieur erſcheint

der Bearner, der Hugenottenführer im Hintergrunde als nächſter Erbe, der Schwager des Königs zwar, der Enkel Margarethens von Valois zwar, aber eine Unmöglichkeit für das katholiſche Frankreich. Soll er warten, ſoll er durchhauen? Seine Schweſter Catharina, die männliche Montpenſier, ſchreit ihm täglich in die Ohren: Schäme Dich, Heinrich, man wird Dich für feig halten, Du weißt nicht zu endigen!

Da kommt die Nachricht: Monſieur, der letzte Sohn Catharinens, iſt plötzlich in Chateau Thierry geſtorben, vergiftet, wie es in den Mémoiren de Nevers heißt, durch ein Bouquet, das ihm ſeine Maitreſſe gegeben. Jetzt iſt der Thron offen. König Heinrich pilgert umſonſt mit ſeiner jungen Frau barfuß nach Chartres, um einen Erben zu erflehen von Notredame de Chartres, man weiß von Heinrichs Arzte, daß alle Pilgerſchaften der Welt nichts helfen können. Jetzt ſteht der Bearner Hugenot als Thronerbe im Vordergrunde, jetzt erhebt ſich die Ligue ungeſtüm. Die Parteien ſondern ſich ſauberer, die Ligueurs, les zélés, ſcheiden ſich ſtreng von den politiques, die zwar auch Katholiken ſind, ſich aber allenfalls auch den Bearner gefallen laſſen. Dieſe Politiſchen, die Vermittelungs-Aufgabe Catharinens übernehmend, haben ihren Mittelpunkt im Parlamente. Die Ligue hat ihren Mittelpunkt in der Bürgerſchaft und dem Volke, und iſt hundertfach mächtiger. Sie errichtet das Comité der Sechzehn nach den ſechzehn Quartieren von Paris, und dieſe gefürchteten Seize ſchicken einen Boten um den anderen nach Lothringen, der Balafré ſolle kommen, und ins Louvre ziehen. Aber der Balafré zögert, ihm iſt die Frucht noch nicht reif, er vertröſtet und vertröſtet, und ſchickt endlich, da er nicht mehr ausweichen kann, ſeinen Bruder Mayenne. Wohl inſtruirt begiebt ſich dieſer zuerſt reſpectvoll ins Louvre, und erſt Abends zehn Uhr empfängt er im Guiſen-Hotel, Hotel St. Dénis, die Verſchwornen, um den Barricadenplan zu entwerfen. Die Barricaden ſind ein alter Pariſer Gedanke, ſie waren nur damals aus Mangel der Omnibus-Wagen nicht ſo leicht bewerkſtelligt, und man bediente ſich zu ihrer Einleitung ſchwerer Ketten. Aber

der Verräther ist unter den Ligueurs! Nicolas Poulin, der uns alle Détails dieser Verschwörung geschrieben hinterlassen hat, wird in selbiger Nacht von Reue gepeinigt, und geht hin zum Kanzler de Chive und erzählt ihm Alles. Dieser eilt zu Epernon, dem Favoriten Heinrichs, dieser zu Heinrich — ach was, sagt der Valois, es wird übertrieben sein, und wir haben heut Abend großen Ball!

Durch die ganze französische Geschichte zeigt sich die französische Welt in ähnlicher Weise: wie ernsthaft eine Politik vorbereitet ist, Leben und Gewohnheit behält daneben alles Recht, man unternimmt die Ausführung nicht bei schlechtem Wetter, man schiebt ein Vergnügen nicht bei Seite, weil das Leben dabei gefährdet sein könnte, man greift sich auf Leben und Tod an, und unterbricht sich durch ein gemeinschaftliches Gelächter, wenn eben etwas Komisches sich ereignet. Der Franzose ist vor allen Dingen natürlich und höflich, wie viel Mühe er sich auch gebe, dogmatisch zu sein. Und Heinrich Valois bot nun gar ein wunderlich Gemisch in seinem Wesen: Frühzeitig ein talentvoller, rascher Krieger, der die alten Hugenotten-Generale aufs Haupt geschlagen, erschien er doch als König meistens ohne Nachdruck. Ein zuckendes unstätes Wesen trieb ihn in den Zimmern hin und her, Knabenscherze mit seinen Mignons, wie die Favoriten, die Epernon, die Joyeuse ꝛc. genannt wurden, unterbrach er durch bigotte Bußübungen; in gelbe Seide prachtvoll gekleidet, vergißt er doch nicht den Rosenkranz von Todtenköpfen an die Hüfte zu hängen, ja er tanzt mit der Bußkappe auf dem Kopfe, die Pönitenzgeißel an der Seite. Es sind viel wichtige Eigenschaften in diesem Heinrich vereinigt, er ist in jeder Stunde und Lage fähig, Schweres vorzunehmen, er kann beredt sein, wenn es noth thut, kann sich sammeln in der schrecklichsten Aufregung, kann geistreich und überlegen, in vornehmer Königsart das Gespräch werfen. Und doch erscheint er im Zusammenhange als einer der kläglichsten Regenten Frankreichs, denn seinen Eigenschaften fehlt der Zusammenhang, fehlt die organische Charakterfolge, sie fallen wie eine zerrissene Perlen-

ſchnur auseinander zu Halbheit, zu Unſchlüſſigkeit. Er erſcheint wie eine Subſtanz, deren Perſönlichkeit von einem Gifte durchdrungen iſt, er ſcheint ſelbſt die Empfindung zu haben, daß ſein Ich jeden Augenblick in Atome auseinanderfallen könne. Daher jene ruckweiſe Melancholie, die ihn bisweilen wie ein drückender Wind hierhin und dorthin ſtößt, und ihn ſich flüchten läßt in Kloſter- und Todesgedanken, welche ſeinem urſprünglich vergnügungstollen Blute zuwider ſind. So wollte er einſt das Boulogner Holz in ſechs Alleen ſpalten laſſen, die in einem Mittelpunkte zuſammenliefen. Dieſer Mittelpunkt ſei geziert mit einem prächtigen Mauſoleum, worin ſein Herz und die Herzen ſeiner Nachfolger. Jedem Ritter des heiligen Geiſtes werde in den Alleen ein Grab und eine Bildſäule von Marmor errichtet, getrennt vom nächſten durch düſtere Eibenbäume — „in hundert Jahren“, ſagte er, „wird dies eine entzückende Promenade ſein durch wenigſtens vierhundert Gräber!“

Am Morgen nach dem Verſchwörungsplane im Hotel St. Dénis erſcheint Mayenne harmlos im Louvre — Wie, Couſin, ruft ihm der König heiter entgegen, verlaßt Ihr die Ligue? Mayenne ſtutzt, und fragt und läuguet, da er den Plan verrathen ſieht. Rückkehrend zu den Ligueurs entwirft er ihnen neue Pläne, nimmt Abſchied, und eilt zum Balafré. Poulain verräth jeden neuen Plan, man ſieht ſich wie in einem Zauberwalde, da ſich dies von Woche zu Woche wiederholt. Die Ligueurs ſind außer ſich, und ſchreien nach dem Balafré, und doch thut auch der König nichts gegen ſie, und dieſe gewaltſame Politik, die um Leben und Königthum ſtreicht, erſcheint wie ein Karteuſpiel, nur in Frankreich möglich. Epernon verlangt Angriff und Greveplatz, „das eilt nicht“, ſagt der König, und geht nach St. Germain, um Ball zu ſpielen.

Ein Weib, die Montpenſier, erträgt das nicht länger. Sie veranſtaltet es, den König aufzuheben, wenn er aus der Meſſe von Vincennes durch die Barrière zurückkehre. Das mißlingt, man iſt nun thatſächlich compromittirt, der Balafré iſt nun uner-

läßlich. Er kommt — es war im ſchönen Monat Mai 1588 — ſein Briſſac, ſein St. Paul, ſeine bärtigen Reiter ſind neben und hinter ihm, Hoſiannah dem Makkabäer! ſchreit ganz Paris, und jauchzend wie den Hohenprieſter empfängt es ihn an der Porte St Dénis. Nun zittere Louvre, zittere Valois!

Was geſchieht? Nicht mit Sturm erſcheint der Balafré im Louvre, ſondern allein, höflich, ein aufwartender, aber ſtolzer Vaſall. Laßt ihn feſſeln, Sire, laßt ihn feſſeln, Sire, ſo kommt die Gelegenheit nicht wieder, rufen die Vertrauten. Ja, aber wartet mein Zeichen ab.

Und ſie ſprechen mit einander, der Valois und der Guiſe, unmerklich ſieht ſich der Balafré um, ob drohende Zeichen erſcheinen. Alle Königlichen hängen mit den Blicken am Auge des Königs. Es war ein innerlich belebtes Bild. Das Coſtume der Zeit war lebhaft und farbig: man trug das Wamms von brochirter Seide, geknöpft vom Gürtel bis zum Halſe, bauſchige Aermel, gepolſtert und mit Fiſchbein geſteift, eine große Fraiſe um den Hals, ein kurzes Mäntelchen mit Goldtreſſen bordirt, einen hohen, ſpitzigen Filzhut mit breiten Rändern und breiter Feder, ſpitze Büffelſchuhe, amaranthne oder gründſeidene Strümpfe, die Hoſen von der Farbe des Wammſes. Lichte Farben waren Mode. Man trug ſeidene geſtickte Handſchuhe, Kette und Medaillon um den Hals, einen breiten Gürtel, der auf der einen Seite eine Taſche oder Börſe hielt, auf der andern den langen Degen mit blankem eiſernen Griffe. Büffelſtiefel waren Negligée, ein langer, ſpitzer Bart war allgemein. Die Damen tragen ſehr weite Kleider, beſonders über die Hüften weit, damit die Taille unter dem langen Schnürleibe deſto enger erſcheine. Die Mode ſtammt noch von Franz, geht aber mehr und mehr der Uebertreibung zu. Die Haare ſind frei, die Stirn iſt glatt à la Stuart, hinten flattern Bänder vom Chignon auf den ſteifen, aufrecht ſtehenden Kragen. Die Aermel ſind Gigots wie im neunzehnten Jahrhunderte. An der Seite trägt man die große Taſche — gibecière —, worin manche einen kleinen Jagdhund, ein Eichhörnchen oder einen Papagei mit ſich herumführt. Um den

Hals trägt man Ketten, um die Schultern ſeidene Mantillen, wenn man über die Straße geht, ſo deckt eine halbe Maske, bald ſchwarz, bald blau, bald roſa das Geſicht.

So ſchimmerte in Farben der große Empfangſaal des Louvre, als der Balafré vor Heinrich ſtand, und Heinrich das Geſpräch zu ſpinnen ſuchte, um den letzten Entſchluß noch eine Weile hin zu halten. Man hört fern hinter den Thüren die Eiſentritte der Garden, die ſich aufſtellen zur Gefangennehmung des ſtärkſten Mannes in Frankreich. Ihn gefangen nehmen hieß den Schleier abreißen von einem Kampfe um Leben und Krone. Da grüßt der Balafré zum Abſchiede — bleibt doch noch, Couſin, ruft Heinrich, — der Balafré lehnt ab, und wendet ſich, die Royaliſten fragen dringend in Blick und Geberde, Heinrich giebt kein Zeichen! Der Balafré ſchreitet durch die Garden, ſchwingt ſich im Hofe aufs Roß, und hui! wie flog er in die Stadt hinein! Mit ihm das Zeichen zur Barricaden-Rebellion. Die Chatelets, die Baſtille fallen in die Hände der Ligue, der Valois iſt bald auf den Louvre beſchränkt, aber umſonſt beſchwört die Montpenſier ihren Bruder, den Louvre zu nehmen. Er will durch Unterhandlung auf ſcheinbar legalem Wege zum Ziele kommen, er iſt nicht ſo politiſch klug wie Catharina. Mitten in den barricadirten Straßen erſcheint ſie, die Dame in ſchwarzer Seide, ſie ſchilt nicht, ſie bittet nicht, ſie fragt nur, ſie verſpricht, ſie nöthigt nur den Balafré, mit dem ſie in ſteter Verbindung geblieben, ihr ſein Ohr zu leihen, die Zeit zu verlieren, ſie zwingt ihn durch ihre Gegenwart, auch in der offenen Rebellion die Maske der halben Maßregel zu tragen, und dadurch die Rebellion zu lähmen. Nun benutzt der Valois die halbe Maßregel, ſteigt zu Pferde, und jagt verhängten Zügels an der Seine hin nach St. Cloud hinaus. Denn der Louvre, am Waſſer gelegen außerhalb der alten Stadt und durchs Waſſer getrennt von dem großen Faubourg St. Germain, gab eine freie Paſſage nach dem Weſten hinaus. Zwar hat er den Louvre nie wieder betreten können nach dieſer Flucht, aber er rettete ſich die Krone vor den Guiſen, er rettete ſein Haupt vor der Scheere jener Mont-

penſier, die ſie immer bei ſich trug, um dem Valois die Mönchstonſur zu ſcheeren.

Der Balafré ward ſtarr in Wuth und getäuſchter Erwartung, als er dieſe Flucht hörte — ſo hatte er ſich doch verrechnet! So ließ ſich das Aergſte doch nimmermehr in hergebrachter Form verrichten! Das Neue will neue Mittel. Der Balafré war wie vom Donner gerührt, ſeiner ſo ſtarken und doch ſo feinen Hand war der Erfolg entglitten. Er unterſchied ſich dadurch von ſeinem Vater Franz, daß ein feines, elaſtiſches Gewebe von Diplomatie, von moderner Klugheit in ihm organiſirt war neben dem ungeheuren Muthe der Guiſen-Art. Er war eben ſo furchtbar tapfer und unternehmend wie ſein Vater, aber er konnte mit langſamer, eiſerner Geduld vorarbeiten und harren. Dies, was eine Bereicherung erſcheint, verdarb ihn, denn er hatte zu kämpfen gegen einen Gegner, der ſich ebenfalls durch bloße Form zu vertheidigen wußte, den ein zerbröckelt Naturell und täglicher Rath einer Mutter dazu trieb. Das Verwandte ärgert ſich, das Verſchiedene aber unterjocht ſich gegenſeitig. Was blieb dem Balafré nun übrig, als unter der Form eines beſcheidenen Vaſallen mit kleinem Gefolge einzureiten in den Louvre, und dem Präſidenten des Parlaments ankündigen, daß er dem Könige Paris erhalten und die Barricaden einreißen werde? Da ſtand er am Louvre-Balcone, der regelmäßig ſchöne Mann mit der königlichen Geberde, mit dem aller Welt furchtbaren, alle Welt einnehmenden Blicke, und ſah düſter hinab auf die Maſſe, die ihm entgegenjauchzte. Er war immer erſt halber König, der Valois hatte in Chartres den legitimen Königsſitz aufgeſchlagen, und die furchtſamen Parlamentsräthe zogen ihm nach und dem mächtigen Schatten der Legitimität, der Louvre war ein erobertes Haus, aber kein Königshaus. Er hatte gegen ſich ſelbſt gefehlt, und dies verdüſtert am meiſten. Was ich nicht in einer Viertelſtunde beſchließe, war ſein Spruch, das bring ich ein ganzes Leben lang nicht zu Stande. Und er hatte es beſchloſſen, König von Frankreich zu werden, und den letzten, den nahen Griff hatte er durch Klugheit verſäumt. Οὐδὲν μικρόν — nichts

Kleines — führte er als Deviſe, und doch hatte er klein gehandelt, weil halb. Ruhm intereſſirte ihn nur als zur Macht führend, er war nicht mehr ſorglos und frank wie der alte franzöſiſche Ritter; als augenblicklicher Herr im Louvre zu ſchlafen war für ihn ohne Werth.

Was geſchieht nun? fragten verdrießlich die finſtern Ligueurs, die hinter ihm im Louvre ſtanden. Sie trugen große Mäntel von Serge, grün oder braun, ihr Hut war ſpitz, an den gelbledernen kurzen Stiefeln, am Roſenkranze um den Hals, am doppelten Kreuze ┼ erkannte man ſie überall. Ein Vers jener Zeit ſagt:

Mais, dites moi, que signifie,
Que les ligueurs ont double croix?
C'est, qu'en la ligue on crucifie
Jesus Christ encore une fois —

Nach Chartres müſſen wir reiten! war des Balafré Antwort. Catharina war kühn und weislich in Paris geblieben, ſie vertrat das Königthum, ſie übernahm in letzter Inſtanz die verwirrten Zügel der Hauptſtadt-Regierung. Sie vermittelt ſogar einen formellen Frieden, wornach Heinrich von Guiſe lieutenant-général wird, und Alles wie beendigt ausſieht. So iſt der Sturm wieder beſchwichtigt, und ſie zieht mit Guiſe gen Chartres. Der König hat ſich dort gelangweilt, hat einen Beſuch in Rouen gemacht, ſich an Fiſcherſpielen wie ein Kind ergötzt, und iſt eben wieder zurückgekehrt nach Chartres, nachdem er die Generalſtaaten ausgeſchrieben. Das Bedürfniß großer Landesformen war allzu deutlich nach ſolcher Unform. Blois an der Loire hatte er dafür erwählt, weil dort ein unbefangenes, mäßiges Volk wohnte, das nicht angeſteckt war vom Ligueugeiſte. Er war noch nicht lange zurück nach Chartres, da erſcheint in reiſiger Pracht der Ligueurzug von Paris, Catharina und der Balafré an der Spitze. Hinter der alten Königin tritt der Uſurpator ins Zimmer, ſeine Haltung iſt voll Höflichkeit, und doch fühlt Alles: es iſt der Balafré, der dem König die Hand küßt. Der König umarmt ihn lachend, und

nimmt ihn neben ſich zur Tafel. Auf wen trinken wir? — Majeſtät haben zu befehlen — Nun denn, auf unſere guten Freunde, die Hugenotten! — Eh bien — Dann auf unſere Barricadeurs!

23.

Terraſſenförmig hebt ſich Blois nördlich von der Loire in die Höhe. Es iſt eine Mittelſtadt, die für den Deutſchen etwas Romantiſches hegt durch die ſteinernen Terraſſen von der Kathedrale herab, durch die grünen Bäume des Bisthums, durch den weiten Blick links und rechts die Loire entlang, durch die verſchränkten heimlichen Steintreppen, welche hinabführen in die untere Stadt, durch die Brunnen, welche in den Winkeln der Abhänge brüſeln, und wo die bleſiſchen Mädchen, offene, aufgegangene Geſichter und Formen, heimlich ſich unterhalten. Ihr Kopfputz, dieſer Stolz franzöſiſcher Provinz, iſt ſo rund abgegrenzt, ſo Stuart-mäßig, und giebt ihnen ein gar naives Anſehen. Das Schloß ſelbſt liegt ebenfalls am oberen Hange des Berges, und ſtellt jetzt noch ſchwarze und weiße Zeiten dar, wenn man durch einen Thorbogen in das Quadrat des Schloßhofes eintritt: rechts ein tief dunkles Haus mit Chambord'ſcher Thurmtreppe, mit Fenſtern ungleicher Höhe; geradeein ein lichtes Schloßgebäude italieniſch-franzöſiſchen Geſchmacks aus Ludwigs XIII. Zeit; links daran ſich drängend, den Winkel bildend nach der Loire hinab, der ſchwarze Thurm, wo Catharina die aſtrologiſche Zauberei getrieben, und wo man von einem einzigen Punkte aus Chambord entdecken kann drüben im Walde der Sologne. Von dieſem Thurme aus links nach dem Eintretenden hin iſt der Loire-Abhang durch niedriges Gemäuer halb verdeckt, und das Viereck des Schloßhofes wird durch ein dunkles Thorhaus voll gemacht, durch welches man eingetreten. Gras wächſt auf dem Hofe, Steine liegen umher,

das Schloß ist unbewohnt, es ist Kaserne, der pfeifende Soldat putzt sein Bandelier, oder schläft in der Kühle dieser dicken Mauern. Rechts vom Eingange, in dem unregelmäßigen Hause der Thurmtreppe wohnte der Valois, war der Saal der Generalstaaten. Auf der anderen Seite dieses Gebäudes, nach Norden hin, sieht man auf einen hügeligen, zum Theil grünen Platz, den hie und da ein schlanker Baum interessant macht, und den hoch im Hintergrunde eine kleine Kirche begrenzt. Dies war die tägliche Aussicht des Königs, wenn er im Groll nachsann über den verhaßten Nachbar. Denn der Umfang des Schlosses ist klein, und im Mittelflügel, dicht neben ihm, dem Nominal-Könige, wohnte der Balafré, der sich die Würde eines Maire du Palais ertrotzt hatte, der wirklicher Majordomus war, so mächtig wie Carls des Großen Vater, Pipin. Die Herrscher wohnten eng und unbequem zu Blois im Herbste 1588. Zwei solche Mächte so nahe neben einander konnten nicht lange bestehen. Die Lothringischen Pagen und Kriegsleute machten einen frechen Lärm auf dem kleinen Hofe, und im Saale des Thorschließers wurden die Leute des Königs täglich verhöhnt und beleidigt, zuweilen mit dem blanken Degen selbst.

Der Valois sann wol auf ein unerwartet Ende solchen Zustandes. Es war vor Kurzem ein Brief des Papstes in Frankreich angekommen, worin der Balafré über Alles gepriesen und der großmüthige Makkabäer genannt worden war. Dieser Brief circulirte gedruckt, und traf den König ins Herz. Man hatte den wechselvollen Heinrich noch niemals in solcher Wuth gesehen wie damals; plötzlich wird sein Gesicht freundlich, er unterzeichnet die neuen Würden Guise's, und ist von diesem Augenblicke an die Leutseligkeit selbst gegen ihn.

Die Wahl zu den Generalstaaten war vor sich gegangen, der König hatte an die Gouverneurs der Provinzen geschrieben, diese hatten ihre Briefe an die Baillis, Seneschals und Prevots geschickt, damit von ihnen Adel, Geistlichkeit und dritter Stand aufgefordert würde, die Wähler zu senden. Frankreich hat diese

Formen ſeit vielen Jahrhunderten, und weil es in neuerer Zeit alle politiſche Form verſucht und verbildet oder ausgebildet hat, ſo kann man wol in Frankreich die ermattete Speculation hie und da nach einem deſpotiſchen Genius ſtreifen laſſen, wie man in poetiſcher Stimmung die perſönliche Gottheit gern herabbeſchwört, wenn die Geſammtheit des Menſchenvolks das Wort des Geheimniſſes nicht auffinden kann. Aber wozu in Frankreich das Gelüſte treibt, das iſt vom Uebel für diejenigen Länder, wo noch wenig oder gar keine Formen verſucht worden ſind.

Der König Heinrich ging auch gedankenlos über die Formenſorge hinweg, weil ihm die einzelne That als Rettung vorſchwebte, und dies war ſein letztes, völliges Verderben. Er ſorgte nicht für irgend eine Leitung der Wahlen, er benutzte es nicht, daß ein großer Theil des Adels und des Provinz-Bürgers dem legitimen Königthume noch immer zugethan war. Die Ligue aber war unermüdlich, und ſo wurden dieſe États de Blois ein neuer Triumph der Guiſen, eine neue Demüthigung des Hauſes Valois. Wenn der Balafré vor dem Könige erſchien, was in dieſer Localität oft raſch wie ein Blitz geſchah, ſo galt es immer, unter der vornehmhöflichen Form des Herrn-Vaſallen eine harte Forderung durchzuſetzen mit kalter, ſchneidender Beredtſamkeit, oder eine Erniedrigung zu heiſchen vom Königthume der Valois. Der Balafré iſt König im Schloſſe von Blois, er empfängt, nach ſeinem Flügel drückt ſich Alles, die Wohnung des Königs bleibt leer. Auch die Männer von Geiſt ladet er ein, befördert er, der Maire du palais, — wo bleibt Montaigne, ruft er, der lebhafte und geiſtreiche Guienner?

So näherte ſich der heilige Weihnachts-Abend, es war ein Freitag, und Alles trug ſich zu, wie vor Cäſars Tode, und wenn ein großer Menſch ſcheiden ſoll. Alles warnte den Balafré, die Mutter weinte, der Bruder, wiederum ein mächtiger Cardinal von Lothringen, beſchwor, die Marquiſe de Noirmoutiers, die Geliebte Guiſe's, welche trotz der ſchlechten Jahreszeit und Wege über Hals und Kopf von Paris gekommen war, warf ſich ihm zu Füßen, umſchlang ſeine Kniee — keine Schwäche! rief er

ärgerlich, und wenn der Tod zum Fenſter hereinſtiege, ich ſuchte die Thüre nicht! Und das alte Wort ſtarker Menſchen, die zum Tode reif ſind, ſprach er aus: Sie wagen's nicht!

So zwang er die Guiſen-Familie, ſich mit ihm zum Nachteſſen niederzuſetzen, und tändelte mit der Noirmoutiers, und bat ſie, das alte Zauberwort ihrer Nächte auszuſprechen, wenn ſie von ihm ginge, und — wer kommt? — Ein Bote des Königs, der den Herzog einladet, den andern Morgen um ſechs Uhr einem Conſeil des Königs beizuwohnen. Um ſechs Uhr? Wo es noch Nacht iſt in jetziger Jahreszeit? Seine Majeſtät will über Land fahren, die Wagen ſtehen ſchon bereit.

Der Balafré iſt nicht zu warnen. Vielleicht vermag die Liebe mehr — speranza! ſagt die Marquiſe im Weggehen, und als Alles im Schloſſe ſchläft, ſieht ihn ſein Diener über den Corridor ſchreiten nach dem Zimmer jener Dame. Um drei Uhr des Morgens kehrt er zurück, fünf Billets liegen auf ſeinem Nachttiſche, alle fünf warnen. Das endigte nie, ruft er, wenn man ſich darum kümmern wollte, und legt ſich ſchlafen.

Eine Stunde ſpäter, ſchon um vier Uhr, weckt drüben auf der andern Seite des Schloſſes Du Halde den König Heinrich. Leiſe wie ein ſchleichend Gewiſſen geht der in den Zimmern und Corridors umher, poſtirt die Kriegsknechte und die Seigneurs, und ſchilt, wenn eine Hellebarde Geräuſch macht. Catharina liegt auf dem Todtbette unter ſeinen Zimmern, ſie würde zerſtören, was er vorhat, gewahrte ſie etwas davon. Er hält eine kurze entſchloſſene Rede an die Bewaffneten im Vorzimmer, und eine zweite an die Seigneurs im Cabinet. Dann wird Alles ſtill, nur der König geht leiſe mitunter an alle Poſten, ob Alles in Ordnung, geht hin und her, ſich fragend: werden ſie auch kommen? Dann zieht er ſich in das hinterſte Cabinet zurück und ſchreibt Briefe.

Dieſe Räume ſind jetzt wüſt und leer, auch Soldaten wohnen nicht darin. Von der Treppe kommt man in den Saal, wo jenes Morgen-Conſeil ſich verſammeln ſollte. Man kann von da unmittelbar in die Cabinette des Königs durch eine Thür an der

Seite. Hat man dieſe geöffnet, ſo iſt man in einem Durchgange von wenig Schritten, der in ein Zimmer führt. An dieſem Durchgange ſaß ein Kammerherr, um Niemand paſſiren zu laſſen, als den Balafré. Im Zimmer ſaßen des Königs fünfundvierzig Gentilhommes, bewaffnet mit Schwert und Dolch, im weiterhin daranſtoßenden alten Cabinet ſaß der König und ſchrieb. Der Tag graute, es war acht Uhr, Guiſe hatte es verſchlafen, er wußte nicht, daß er ſo lebhaft erwartet wurde. Raſch wirft er ſich in ein grauſeidenes Wamms und eilt hinüber. Es ſind wenig Räthe im Saale; er friert, er läßt Feuer im Kamin machen. Es wird ihm übel, und er läßt den Kammerdiener des Königs um etwas zu eſſen bitten aus der königlichen Küche, getrocknete Trauben oder Früchte, oder ſo etwas Stärkendes — man bringt ihm Pflaumen — da geht die Thüre zum alten Cabinet auf: Monſieur, der König will Euch ſprechen! Der Balafré wirft einen Theil der Pflaumen auf den Teppich, den anderen in ſein Büchschen — drageoir — ſagt „Adieu, Meſſieurs!“ und geht. Als er aus dem Durchgange in das Zimmer tritt und die vielen Männer ſieht, grüßt er, und ſchreitet auf das alte Cabinet zu. Die Männer erheben ſich, wie aus Reſpect, und folgen ihm. Als er noch zwei Schritte vom alten Cabinet entfernt iſt, greift er mit der rechten Hand an ſeinen Bart, und wendet ſich halb, um nach denen zu ſehen, die ihm folgen. Da fällt ihm einer in den Arm, und ſtößt ihm den Dolch in den Leib, ein Anderer fällt ihm um die Füße, ein neuer Dolchſtoß dringt ihm in die Bruſt, ein Degenſtoß in die Seite, „he, meine Freunde! he, meine Freunde!“ ſchreit der Balafré, da dringt ihm ein Stoß des Herrn von Périac in den unterſten Rückenwirbel, und der Balafré ſtöhnt auf „Barmherzigkeit“. Aber nicht umſonſt hatte ihnen der König geſagt: Nehmt Euch zuſammen, er iſt ſtark und mächtig. Trotzdem, daß ihm Arm und Degen unter dem Mantel zuſammengepreßt war, trotzdem, daß ein ſtarker Mann ihm die Füße feſſelte, trotz ſo vieler Wunden ſchleppte er wie ein getroffener Löwe noch das ganze Zimmer entlang die ganze Meute nach ſich bis an das Bett des Königs.

Der Saal war nur durch eine mit Sammt verkleidete Thüre getrennt von dieser Scene, der Cardinal von Lothringen hörte etwas wie einen Ruf seines Bruders, hörte einen dumpfen Fall — springt auf, schreit „man tödtet meinen Bruder!“ und stürzt nach der Thür — halt! tritt ihm der Marschall d'Aumont entgegen, der König hat's mit Euch zu thun, und verhaftet ihn und den Erzbischof von Lyon. Der Cardinal bricht in die entsetzlichsten Flüche aus gegen die Valois, wird aber von den eintretenden Garden umringt und abgeführt.

Stehend war der Balafré zum Tode gekommen, als sein Leib am Bette des Königs niederstürzte, war er todt.

Sobald es still wurde, öffnete König Heinrich die Thüre von der andern Seite, — er hatte während der Zeit Briefe geschrieben über den Mord, der erst vorging — die Edelleute treten auseinander, er sieht ihn liegen, und kommt heran — „Mein Gott, wie ist er groß!“ Dann visitirt man die Kleider des Todten, und findet unter Anderem einen kleinen Zettel, worauf der Balafré selbst geschrieben hat: „Um den Krieg in Frankreich zu erhalten, braucht's alle Monate 700,000 Livres“. Er rührt sich! — Nein, Sire — Doch! — Nein, die Augen sind ihm schon verkehrt. — Doch! und man prallt zurück. Wirklich, wie der Hirsch, der zum letzten Male die Läufe streckt, rührt sich der Balafré, und Töne wollen aus dem Schlunde — es ist nichts, Sire, er ist schon kalt.

Man warf einen grauen Mantel über ihn, und legte ein Kreuz von Stroh darauf. Dann brachte man ihn hinab in einen Saal desselben Schloßtheiles, verbrannte seinen Körper, und streute seine Asche in die Loire.

Der Cardinal erlebte noch diesen schrecklichen heiligen Abend des Hauses Guise, und ward am Morgen des Christtages von Hellebarden niedergestoßen.

Nun meinte Heinrich die Krone sicher, er meinte, mit den Guisen Alles getödtet zu haben. So trat er in das Sterbezimmer seiner Mutter und rief: Madame, jetzt bin ich allein König!

O, mein Sohn, sprach sie mit schwacher Stimme, was denkst Du gethan zu haben! Gott gebe, daß es Dir wohl bekomme! Sie sagte sich feierlich los von aller Kenntniß und Theilnahme an dieser That, und sie kannte ihr Frankreich. Der erste Bote, welcher am Morgen des heiligen Abends in einem Athem gelaufen war von Blois gen Paris, und der nach vierundzwanzig Stunden am Christtag-Morgen dort ankam, und kaum Kraft hatte, die lastende Mordnachricht mitzutheilen, entzündete Paris zur entschlossensten Revolution, die Frankreich bis dahin gesehen: Heinrich Valois ward für abgesetzt erklärt, und von allen Kanzeln verflucht. Gesegnet sei der, schrie und schrieb man durch alle Provinzen, der diesen König Herodes, diesen Mörder der Makkabäer zu Tode schlägt.

Catharina erfuhr nichts mehr davon. Sie fragte nicht mehr darnach, und Niemand fragte nach ihr: die glänzende Königin der Freude lag verlassen im Schlosse von Blois und erwartete schweigend den Tod. In den ersten Tagen des neuen Jahres fand er sie. Der wildeste Pfaff in Paris, Lincestre, verkündigte ihren Tod von der Kanzel, und setzte hinzu: Man weiß nicht, soll man sie segnen oder verfluchen; aber sie war zuletzt für die Ligue und nicht für den Tod der Makkabäer, Ihr könnt aus Mitleid ein pater und ave für sie sprechen, sie werden ihr helfen, was sie können, macht's wie Ihr wollt!

Des Balafré Gattin ließ später in Genua zwei Marmorstatuen ausarbeiten zum Mausoleum in Schloß Eu. Als sie fertig waren, zeigte sich's, daß eine dunkle Ader des Marmors just auf der Stirn wie eine balafre zum Vorschein gekommen war. Darüber soll der Sculpteur, Meister Gillot, sich zum Tode entsetzt haben.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.

JUN 6

ALDERMAN LIBRARY

The return of this book is due on the date indicated below

DUE	DUE

Usually books are lent out for two weeks, but there are exceptions and the borrower should note carefully the date stamped above. Fines are charged for over-due books at the rate of five cents a day; for reserved books there are special rates and regulations. Books must be presented at the desk if renewal is desired.

L-1—3670930